

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

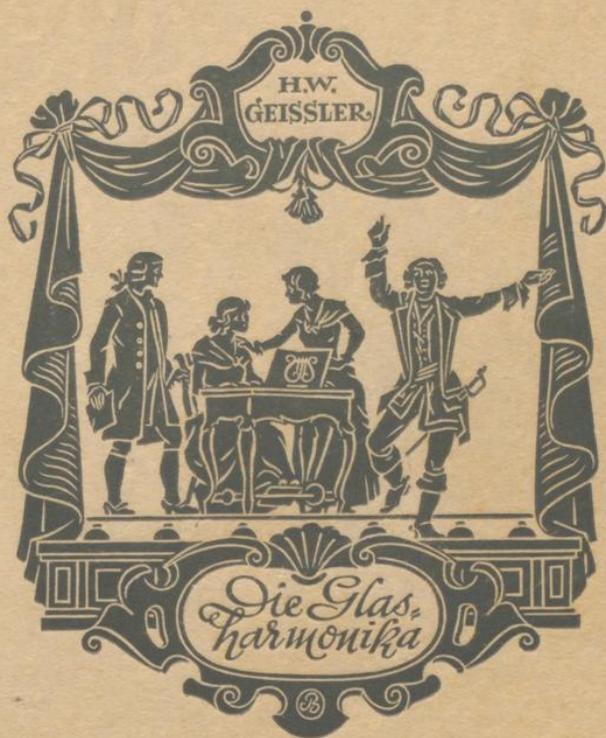
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Glasharmonika

Geißler, Horst Wolfram

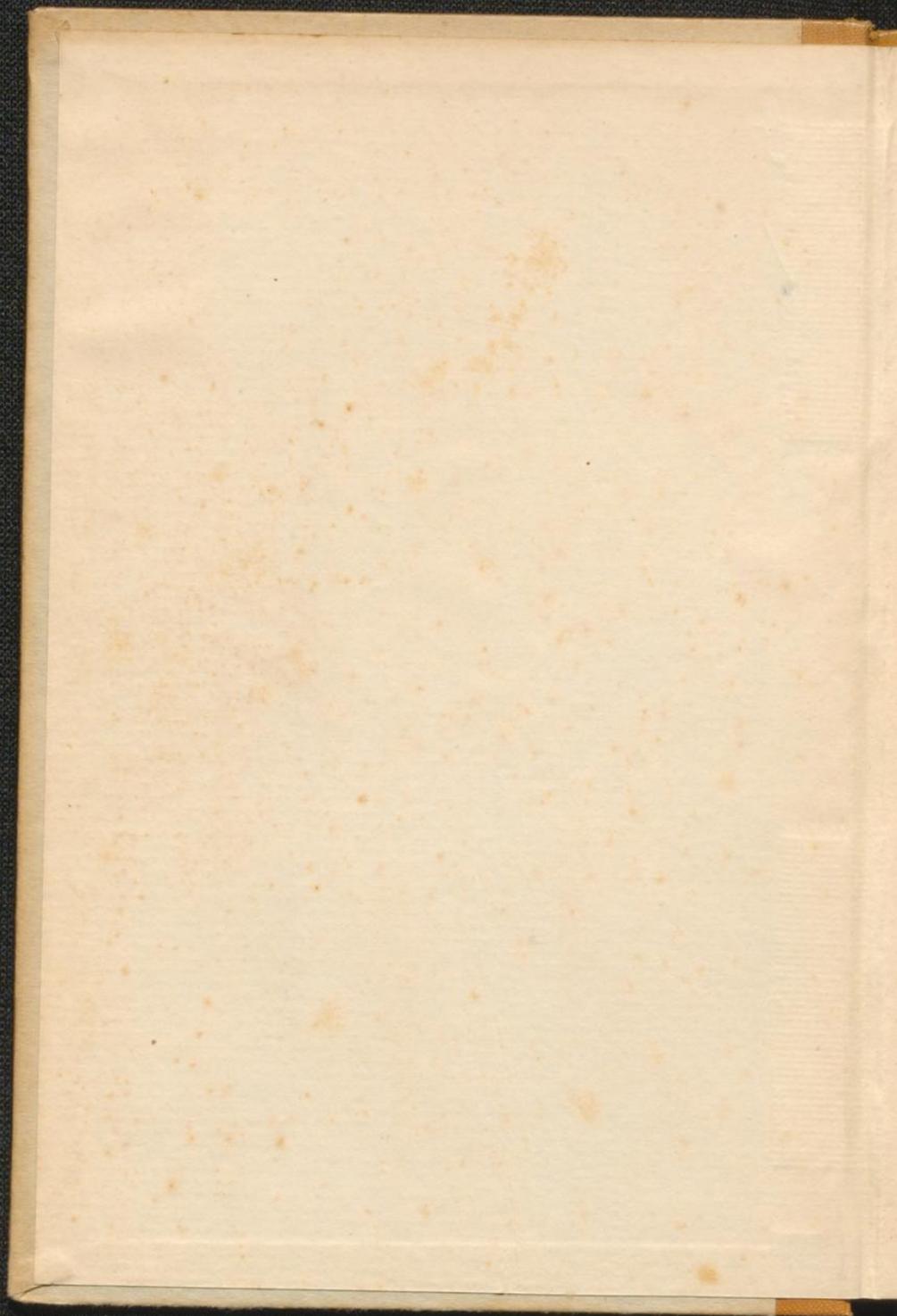
Berlin, 1936

[urn:nbn:de:bsz:31-143465](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-143465)

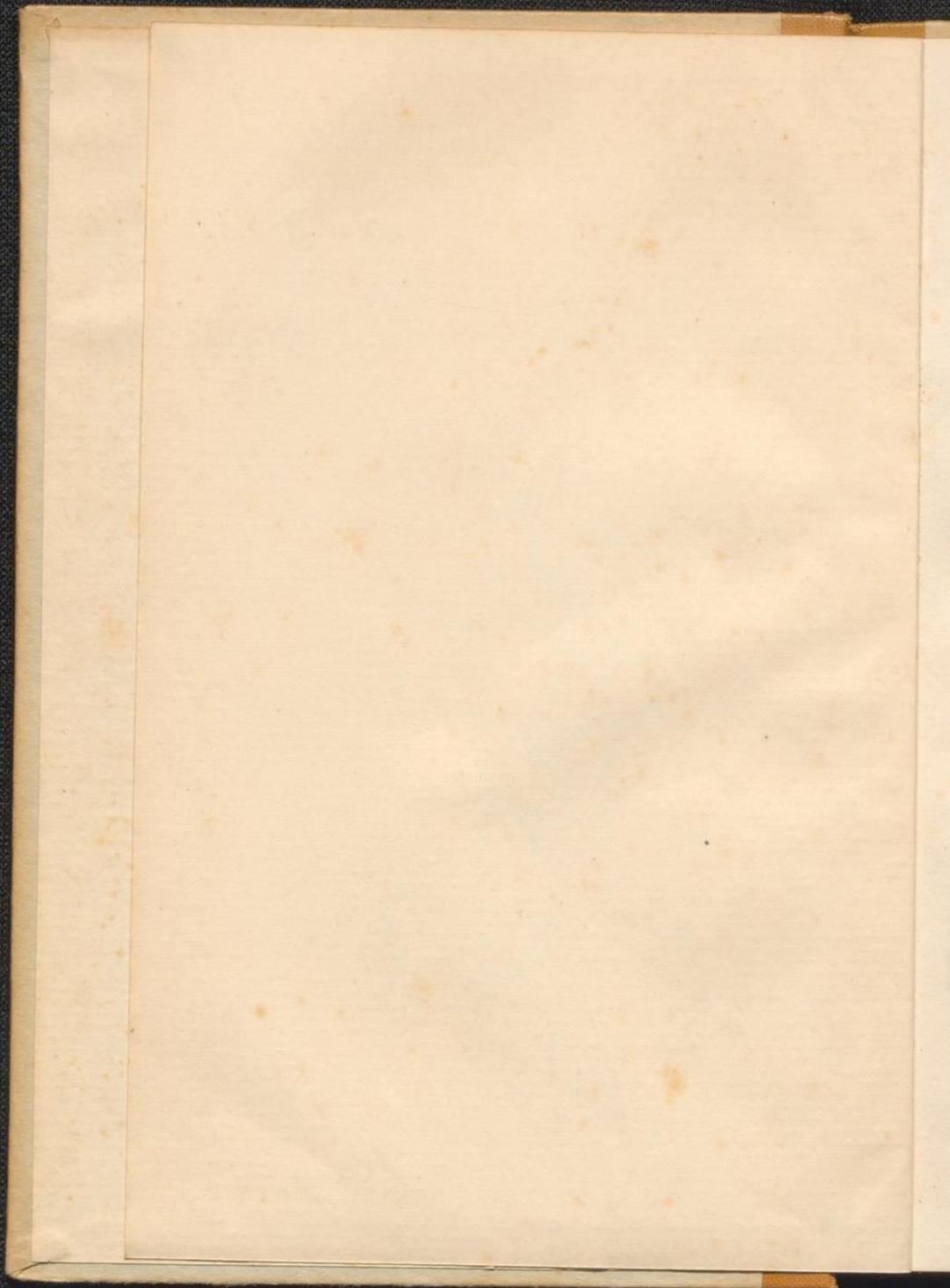


110 B
80027
R

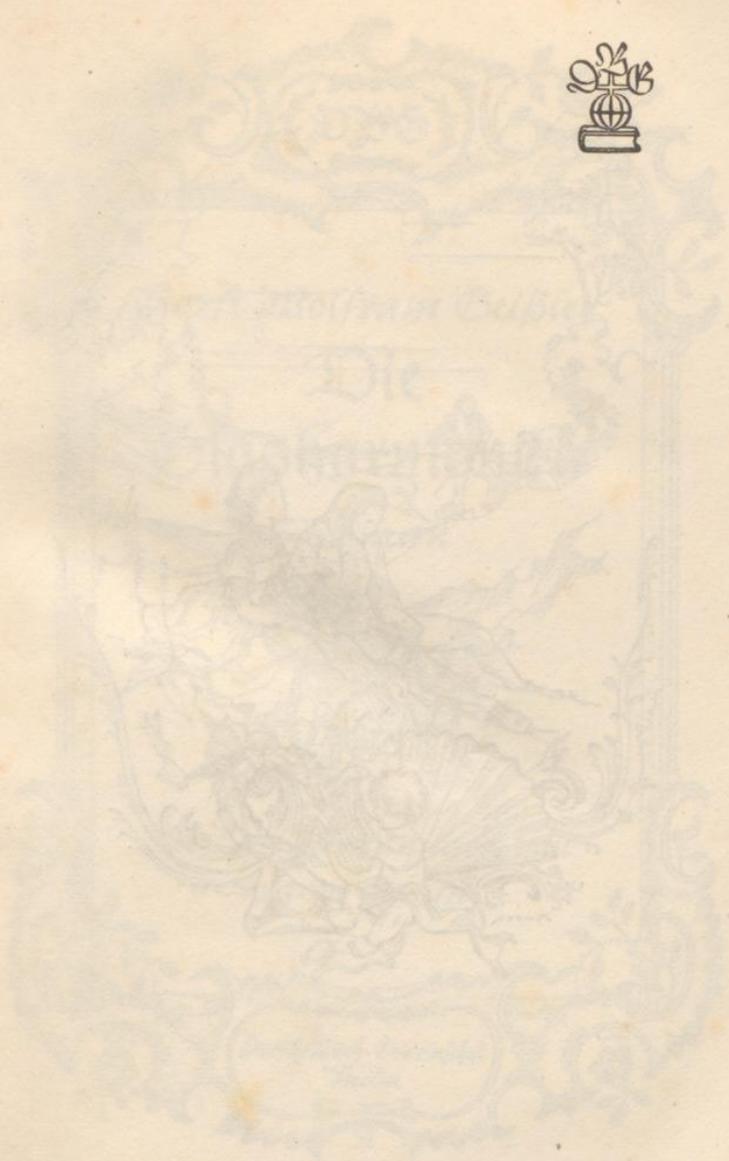
BLB



UM.84







Ernst Wolfram Geißler

Die
Glasharmonika

Roman



Mit 35 Zeichnungen von
W. M. Büsch

Deutsche Buch-Gemeinschaft
Berlin

B

G

Deutsche Buch-Gemeinschaft
E. U. Koch's Verlag Nachf., Berlin SW68

MAO B 800 D R

Dem Komponisten
Jap Kool
gewidmet



Einbandentwurf und Titelzeichnung von Rudolf H. Baron
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung
Copyright 1936 by August Scherl GmbH., Berlin SW68
Printed in Germany
Druck A. Senzel & Cie., Berlin SW61

Erstes Kapitel

In einem regenverhüllten Oktobermorgen des Jahres 1758 verließ die Brigg „Eliza“ den Hafen von Parkgate an der englischen Westküste; sie war nach Dublin, der Hauptstadt Irlands, bestimmt.

Unter den wenigen Passagieren befand sich Theophilus Cibber, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, der Grund hatte, aus London zu verschwinden, obgleich oder vielleicht gerade weil er dort als großer Schauspieler ebenso berühmt war wie als großer Wüßling.

Solange die Brigg im Schutze der hügeligen Küste von Wales dahinsagelte, blieb das Meer einigermaßen ruhig. Als der Zweimaster jedoch bei ganz unsichtigem Wetter in den Sankt-Georgs-Kanal kam, brauste Süd Sturm so plötzlich heran, daß kaum Zeit blieb, genug Segel zu reffen. Trotzdem konnte das Schiff seinen Kurs nicht halten und wurde nach Norden abgetrieben.

Eingehüllt in Regenschauer und jagende Nebelfetzen, hin und her geworfen auf den immer wilderen Wogen, kämpfte die „Eliza“ den ganzen Tag. Als es dunkel wurde, ging der Großmast krachend über Bord, und um Mitternacht zerschellte die Brigg an den Klippen der schottischen Küste.

Die Londoner Kaufleute und Reeder, die sich jeden Nachmittag in Lloyds Kaffeehaus, Lombard Street, zu treffen pflegten, hörten diese Nachricht mit Bedauern und bestatigten die „Eliza“ unter einem dicken Bleistift-

strich im Schiffsregister. Glücklicherweise hatte sie keine nennenswerte Ladung gehabt, und bei Lloyd wurde die Versicherungssumme über den Tisch hinweg gezahlt. Damit war die Sache in Ordnung.

Auf der Straße von London nach Cambridge fuhr eine Reisekutsche dem Nordwind entgegen, der aus dem Dunkel der Nacht herhauchte und den Pferden feinen Schnee in die Augen trieb, so daß der Jäger, der neben dem Kutscher auf dem Bock saß, bisweilen absteigen mußte, um die hartgefrorene Kruste aus den Scheuklappen zu kratzen.

Er tat es nicht gern, denn die steifkalten Finger schmerzten, und dann konnte man ja auch niemals wissen, wie es mit den Highwaymen war.

Hatten sie nicht neulich Lord Berkeley in der Hunslowheide überfallen? Einer steckte den Kopf zum Wagenfenster herein und sagte grinsend: „Gott segne Sie, Mylord, da habe ich Sie endlich! Hatten Sie nicht geschworen, Sie würden sich niemals berauben lassen?“ — „Das würde ich auch nicht“, antwortete der Lord, „wenn ihr nicht zu zweit wäret!“ Der Kerl drehte sich verwundert um, denn er war ja allein gekommen, und in diesem Augenblick schoß ihm Seine Herrlichkeit eine Kugel ins Hirn und ersparte dadurch der Königlich Britischen Justiz die Mühe, einen Dummkopf mehr an den berühmten Galgen von Tyburn zu hängen.

Aber nicht jeder Reisende war so geistesgegenwärtig und nicht jeder Räuber so töricht. Man mußte auf der Hut sein, zumal in einer solchen Nacht. Zwar hatte der Jäger zwei doppelläufige Pistolen in den Taschen seines Mantels, aber wer wollte wissen, wie die Sache aus-

ging, wenn der andere so unhöflich war, zuerst loszuknallen?

„Eine verdamnte Nacht, Jack!“ sagte der Mann, als der Kutscher wieder einmal hielt und er der Pferde wegen vom Bock herunter mußte, „eine wahrhaft abscheuliche Nacht! Sieh dich vor, Jack, da ist ein Loch in der Straße, in dem ein ganzer Hochzeitszug Platz hätte, und wenn uns eine Achse bricht, ist Dreck Trumpf. Ob es in irgendeiner anderen Weltgegend wohl so schlechte Straßen gibt wie in England? Ruhig, Brauner, ich reiße dir den Kopf nicht ab! So, so, ho! Aber ich denke, wenn alles gut geht, muß die Schinderei bald ein Ende haben, und ich ahne so etwas wie Rindfleisch mit Senf!“

Er öffnete den Schlag, nur handbreit, damit es im Wagen nicht zu kalt würde, und fragte: „Verzeihung, Sir, wie spät mag es wohl sein?“

„Laterne!“

Der Jäger nahm die Blendlaterne vom Bock und schob den Deckel beiseite, so daß ihr kümmerlicher Schein die Uhr des Reisenden erhellte, die er mit vieler Mühe aus der Tiefe seiner Westentasche gegraben hatte.

„Zehn Uhr.“

„Danke, Sir! In einer halben Stunde, denke ich, werden wir's geschafft haben.“

Er schloß den Schlag mit der gleichen Sorgfalt wie die Blendlaterne — denn man durfte ja die Highwaymen niemals vergessen, sie gingen aufs Licht wie die Moten! —, kletterte wieder auf seinen Hochsitz und knöpfte das Spritzleder mit verklammten Fingern zu. Die Pferde zogen an, der Wagen begann die Straße entlang zu schaukeln; was an ihm knirschen und ächzen konnte, knirschte und ächzte nach Kräften. Eine elende Straße, bei Gott,

jeder gefrorene Sturzacker war besser! Und wie der Wind aus dem Dunkel pfliff, wie der feine Schnee in den Augen schmerzte!

Der Reisende im Wagen war vor der schlimmsten Kälte geschützt, im übrigen aber hatte er es nur wenig besser als die beiden auf dem Bod. Er hatte seinen Arm in die Samtschlaufe geschoben, die an der Decke befestigt war, und so, gewissermaßen in der Achsel aufgehängt, brachte er es fertig, sich bei den tollen Sprüngen und Verrenkungen der Kutsche auf dem Eis zu halten, von dem er sonst ebenso unrettbar heruntergerutscht wäre wie sein Hut oder sein Degen, der bei der Abfahrt in Greenwich noch neben ihm gewesen war, jetzt aber schon lange irgendwo auf dem Fußboden lag und gelegentlich, wenn die Vorderräder tief durch das Eis eines Wasserloches einbrachen, einen selbständigen Angriff gegen seine Schienbeine machte, ohne daß er ihn in der Dunkelheit ertappen konnte.

Plötzlich aber hörte dieser höllische Tanz auf. Es war, als ob der Wagen über blanken Estrich glitte, und dann hielt er mit einem Ruck.

Der Reisende griff nach der Pistole in seiner Tasche. Der Schlag wurde geöffnet.

„Was gibt's?“

„Hallifield Hall, Sir!“ sagte der Jäger. „Da wären wir, Gott sei Dank! Meine Glückwünsche, Sir, denn ich glaube, daß in dieser Nacht und auf diesen Straßen nicht viele Reisende so ohne Zwischenfälle an ihr Ziel kommen. Steigen Sie aus, Sir, hier ist nichts mehr zu befürchten.“

Der Mann befreite sich mit ziemlicher Mühe aus seinem Gefängnis. Obgleich er nur drei Ellen entfernt vor

den alten Mauern von Hallifield Hall stand, sah er nicht das geringste, so pechschwarz war die Nacht.

Da öffnete sich unmittelbar vor ihm eine Thür, die matt erhellte Wölbung eines Flurs wurde sichtbar, und das Licht, eine tröstliche Begrüßung, rieselte die wenigen Stufen herab bis auf die dünn beschneite Erde, wo es gleichsam erschrocken vor der unguuten Nacht stockte und sich nicht weiterwagte.

Der Fremde stieg die Stufen hinauf, und die Thür schloß sich hinter ihm.

In einer Mauernische bewegte sich ein Ding, das er, ohne es eigentlich zu beachten, etwa für einen Kleiderständer gehalten hatte, das sich aber jetzt in verblüffender Weise als ein weibliches Wesen entpuppte.

Er erschrak beinahe. Die Frau war über alle Begriffe lang und hager und trug eine riesige Haube, unter deren ungeheuer gekräuseltem Rand eine durchaus zu der Gestalt passende Nase hervorragte.

Die Haube machte eine Bewegung, die man bei gutem Willen als Andeutung eines Grußes auffassen durfte, und dabei traf den Fremden ein Blick aus Augen, die nur zu einer hungrigen Ratte gehören konnten.

„Oh — sehr erfreut, Sie zu sehen!“ sagte der Mann, mehr um sich durch den Klang seiner eigenen Stimme zu ermutigen als um den Gruß zu erwidern.

Die gespenstische Ratte sagte kein Wort, sondern ergriff den dreiarmligen Leuchter, der auf einer Spiegelkonsole stand, und wandte sich zum Gehen. Wenn der Gast nicht im Dunkeln zurückbleiben wollte — und er hatte entschieden etwas dagegen —, so mußte er ihr folgen, und dabei hielt er unwillkürlich drei Schritt Abstand, denn er hatte das Gefühl, daß er sonst auf einen

dicken, nackten und höchst gespenstischen Rattenschwanz treten und seine Führerin dann einen entsetzlichen Pfiff ausstoßen würde.

Man hätte glauben sollen, daß eine so lange Gestalt würdevoll dahinschreiten müsse, aber das Gegenteil war der Fall: ohne ihren Körper von den Knien aufwärts im geringsten zu bewegen, schien sie wie ein Automat zu trippeln, soweit sich das bei ihrem langen schwarzen Kleid ausmachen ließ. Ein Rattenautomat!

Sie lief um eine Ecke; er folgte ihr, innerlich bereit, hinter dieser Ecke auf eine neue Sonderbarkeit zu stoßen, aber die Überraschung blieb aus. Der Flur erweiterte sich hier, an den gefalkten Wänden hingen dunkle Bilder und alte Geweihe, und am Ende des langen Ganges führten zwei hölzerne Stufen zu einer schweren Eichentür hinauf.

Dort blieb die Haubenratte stehen, trat ein wenig zur Seite und hob einladend ihren Leuchter.

Wieder fühlte sich der Fremde von dem Nadelblick der Augen getroffen, und um ihm zu entgehen, öffnete er die Tür schneller, als er sonst vielleicht getan hätte.

Er trat über die Schwelle eines sehr großen, nur vom Kaminfeuer erleuchteten Raumes, dessen Dunkelheit durch die Holztäfelung und die rings an den Wänden stehenden Bücherregale noch vertieft wurde und in dem sich undeutlich ein Mann erkennen ließ, der im Schlafrock vor dem Feuer saß und dessen linkes Bein, dick umwickelt, auf einem Stuhle lag.

„He —?“ fragte der Mann vor dem Feuer, ohne sich umzuwenden. „Bist du es, alte Stange?“

„Sir Horatio —?“

„Was Teufel!“ sagte der andere, stützte seine Hände

auf die Armlehnen des Sessels und drehte sich ächzend um. „Ist das nicht Poctridge?“

„Seine Keste, Sir, in zwei Mäntel gewickelt, zur Hälfte erfroren, zur Hälfte verhungert.“

„Ihre Schuld, Poctridge, daß Sie so schlechtes Wetter mitbringen! Wickeln Sie also Ihre Keste aus, nehmen Sie einen Span aus dem Feuer und zünden Sie die Kerzen an — Sie sehen ja, daß ich mich nicht rühren kann.“

„Sicht?“ fragte Poctridge, während er die Mäntel auszog und auf einen Stuhl legte. „Eine sehr noble Krankheit, Sir! Jeder, der etwas auf sich hält, hat heutzutage die Sicht, sie ist geradezu das Zeichen der vornehmen Kreise. Ein Kutscher oder ein Ziegelstreicher dürfte sich einen solchen Luxus niemals erlauben.“

Er zündete geschäftig die Kerzen des Leuchters an, den er auf dem Tisch entdeckt hatte, und übersah dabei den mißtrauischen Blick des Hausherrn, der sich nicht darüber klar war, ob der andere ihn mit seinen Äußerungen zum besten haben wollte.

Während die Kerzenflammen langsam wuchsen und heller wurden, betrachteten die beiden sich gegenseitig, wie Menschen tun, die einander längere Zeit nicht gesehen haben. Der Unterschied war merkwürdig genug.

Poctridge, ein kleiner Mensch mit nervösen, flinken Bewegungen, trug eine trotz der anstrengenden Reise tadellos frisierte runde Perücke mit Haarbeutel; sein Gesicht war unregelmäßig, ja fast häßlich und bekam durch den unstillen Blick der dunklen Augen eine rätselhafte Unrast, die jede Minute überraschende Dinge in Aussicht zu stellen schien. Er trug einen schwarzen Rock mit blanken Knöpfen, hohe, faltige Stiefel — offenbar legte er

Wert auf eine gewissermaßen militärische Erscheinung, ein Bestreben, das bei seiner auffallend kleinen Gestalt wohl verständlich war, aber gerade deshalb ein wenig grotesk wirkte.

Sir Horatio Berwick, der Hausherr, war in allem das Gegenteil: massig, groß, von einem unangenehm zur Schau getragenen Selbstbewußtsein; sein gewaltiges Gesicht ruhte auf einem dreifachen Kinn, während es nach oben in eine fliehende Stirn verlief, von der man, da der Schädel kahl und nur von einem grauen Haarfranz umgeben war, nicht wissen konnte, ob sie bedeutend oder nur leeres Theater war. Diese Unentschiedenheit zwischen wirklichem Format und Bluff prägte dem ganzen Kopf ihren Stempel auf. Horatio selber war zweifellos von seiner Bedeutung überzeugt und zeigte dies auch, obwohl es Sekunden gab, in denen hinter der nach Marmor aussehenden Oberfläche der Gips zum Vorschein kam. In diese Sekunden gehörte der Blick, mit dem er die Worte des kleinen Poctridge erwiderte.

„Ich will nicht hoffen, Sir“, sagte Berwick und legte seine Stirn in möglichst bedeutende Quersalten, „ich will nicht hoffen, daß Sie sich über mich lustig machen!“

„Ich denke nicht daran“, antwortete Poctridge und zupfte seine Spitzenmanschetten zurecht, „dazu bin ich viel zu hungrig und viel zu gespannt auf das Essen, nach dem Sie vermutlich sogleich klingeln werden.“

„Klingeln Sie selber.“

Poetridge tat es und setzte sich an den Tisch. „Ich bin seit gestern mittag nüchtern. Die Überfahrt von Holland war abscheulich.“

Der Kattenautomat erschien in der Tür.

„Sir Horatio wünscht, daß ich augenblicklich und gut



verpflegt werde“, sagte Podridge über die Schulter, „und vergessen Sie nicht, eine Flasche Bordeaux mitzubringen! Da ich hier übernachtete, muß mein Zimmer gut geheizt werden. Haben Sie sonst noch Wünsche, Sir Horatio?“

Sir Horatio hatte keine Wünsche, sondern schwieg etwas mißvergnügt über die Art, mit der Podridge die Dinge behandelte; die Haushälterin verschwand.

Der Wind heulte um das Haus und rüttelte an den Fensterläden. Draußen war ein Geräusch, als ob ein Baum mit kahlen Zweigen an der Mauer schabte. Podridge stuzte unwillkürlich über dieses Geräusch und wollte, nachdem er dessen Ursache begriffen hatte, etwas sagen.

Aber da sah er den Hausherrn und schwieg.

Sir Horatio Berwick hatte den Kopf in ängstlicher Aufmerksamkeit zur Seite gedreht und lauschte ebenfalls. Aus seinem Gesicht war alles Selbstbewußtsein geschwunden — eine hilflose Furchtsamkeit hatte sich darin ausgebreitet.

„Hören Sie das, Podtridge...?“ fragte er mit abgesehnürter Stimme.

„Den Baum?“

„Es ist kein Baum!“

„Natürlich ist es ein Baum!“

„Und ich sage Ihnen, es ist kein Baum! Ich habe alle Bäume in zwanzig Ellen Entfernung von der Mauer absägen lassen.“

Podtridge horchte verwundert. „Das ist allerdings merkwürdig!“ sagte er, als das Geräusch nach einiger Zeit verstummte.

„Und?“

„Was?“

„Weshalb sagen Sie nicht, daß es eine Maus ist?“

„Weil das Rascheln einer Maus ganz anders klingen würde, Sir Horatio.“

„Was ist es dann?“

„Ich weiß nicht.“

„Aber ich weiß es, Podtridge!“ flüsterte Berwick.

„Wahrhaftig?“ fragte Podtridge leichtthin, nur halb neugierig.

Die Haushälterin trat ein und brachte das Essen. „Ein erfreulicher Anblick“, sagte der Gast, „ich danke Ihnen! Zwei Flaschen? Sehr gut. Wenn Sir Horatio nichts mehr wünscht, können Sie schlafen gehen.“ Er sah hinter ihr drein. „Ich denke mir, daß man sie jeden

Morgen aufziehen muß“, sagte er kopfschüttelnd und wandte sich den Schüsseln zu. „Ein sonderbares Haus, Sir, dieses Hallifield Hall, das Sie mit so vielem Gelde gekauft haben: Sie werden von einem Frauenzimmer bedient, das offenbar ein Räderwerk im Leibe hat, an Ihren Mauern krasen Bäume, obgleich keine da sind, und an Ihren Wänden steht eine großartige Bibliothek, obwohl Sie, wie ich vermute, niemals ein Buch lesen! Ich hoffe nur, daß diese gefüllte Hammelkeule sich nicht unter meinem Messer verflüchtigt und daß nachher mein Bett nicht treppauf, treppab zu rollen beginnt, denn sonst müßte ich ernstlich böse werden. Mein Bedarf an Unannehmlichkeiten und Überraschungen ist durch meine Reise vollkommen gedeckt.“

„Ihre Reise!“ sagte Berwick, dem es offenbar peinlich war, daß er sich eine Blöße gegeben hatte, und der nun schleunigst die Gelegenheit ergriff, den Gegenstand des Gesprächs zu wechseln. „Es wundert mich fast, daß Sie schon wieder zurück sind!“

„Weshalb?“

„Ihre letzte Nachricht kam aus Freiburg — wollten Sie nicht aus gewissen Gründen über Frankreich zurückreisen?“

„Ich wollte es versuchen, aber da England gegen Frankreich Krieg führt —“

„In Kanada!“

„— so hat man mich nicht über die Grenze gelassen! Sie werden mir das hoffentlich nicht als Nachlässigkeit anrechnen?“

„Durchaus nicht“, sagte der Hausherr und blähte sich auf wie ein Frosch, „durchaus nicht! Denn ich habe inzwischen bei meinem Jugendfreunde, den ich freilich eine

Ewigkeit nicht gesehen habe, Erkundigungen einzuziehen versucht.“

„Nach ihr?“

„Ja, nach ihr.“

„Wer ist dieser Jugendfreund?“

„Ein Graf de Riol, der ein Schloß an der Loire besitzt — unter anderem.“

„Und?“

„Er hat nichts in Erfahrung bringen können. Sie scheint nicht in Frankreich gewesen zu sein.“

„Wirklich?“ sagte Poctridge mit sonderbarem Lächeln.

„Sie wissen etwas?“

„Vielleicht.“

„Berichten Sie also!“

Poetridge nickte, sehr mit den Schüsseln beschäftigt. „Als wir uns im Juni in London begegneten, Sir, und als Sie mir den Auftrag zu dieser Reise gaben, eröffneten Sie mir ein Konto bei Ihrem Berliner Bankier.“

„Von dem Sie recht fleißig Gebrauch gemacht haben.“

Poetridge, über den Teller gebeugt, sah ihn von unten herauf an. „Wer sich inzwischen Hallisfield Hall kaufen konnte, ist wohl kein armer Mann.“

„Es ist wahr, ich habe an diesem Kriege, den der König von Preußen gegen Oesterreich führt, einiges verdient“, sagte Berwick. „Jemandem muß ja an Kriegen verdienen, sonst hätten sie keinen Zweck. Das soll aber nicht heißen, Sir, daß Sie mein Geld mit vollen Händen —“

„Von vollen Händen kann keine Rede sein“, unterbrach ihn Poetridge stirnrunzelnd, „ich habe nicht mehr ausgegeben, als notwendig war, und kann Ihnen das auf Heller und Pfennig nachweisen!“

„Das will ich hoffen.“

„Sie sind ein Geizhals, Sir, aber das wird Ihnen nichts Neues sein, und Sie möchten Neues wissen, nicht wahr?“

Berwick lachte. „Wenn Sie unverschämt werden, Pockridge, werfe ich Sie hinaus.“

„Ich würde in diesem Falle die Gelegenheit benutzen und mich Ihnen dankbar erweisen... etwa indem ich wie kahles Gezweig an den Mauern krahe...“, sagte Pockridge und sah ihn aus zusammengekniffenen Augen an.

Sir Horatio fuhr mit dem Zeigefinger zwischen Hals und Binde rundum. „Zur Sache!“ sagte er heiser.

„Man merkt das neugebackene Unterhausmitglied!“ lächelte Pockridge boshaft. „Sie haben Ihren Fuß auf die unterste Stufe der Weltgeschichte gesetzt, Sir, und ich nehme an, daß Sie dieses Vergnügen hundertmal mehr gekostet hat als meine Reise. Was nun die Sache anbetrifft, so sind wir, denke ich, mittendrin. Ihre Schwester —“

„Ja?“ Berwick richtete sich gespannt auf.

„Ihre Schwester verließ England vor zwanzig Jahren?“

„Im Sommer werden es einundzwanzig. Haben Sie sie gefunden?“

„Sie wissen genauer als irgend jemand, Sir, daß auf dem Festlande Krieg ist; im vorigen Oktober hat der König von Preußen die Schlacht bei Hochkirch verloren, es geht ihm nicht gerade gut; der Krieg dauert nun schon zwei Jahre und wird noch viel länger dauern.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß es unter diesen Umständen nicht einfach ist,

einen Menschen zu suchen, der seit zwanzig Jahren verschwunden ist.“

„Habe ich Sie auf Reisen geschickt, damit Sie diese Feststellung machen?“

„Wenn mir nicht der Zufall geholfen hätte, so wäre diese Feststellung wahrscheinlich das einzige, was ich Ihnen brächte.“

„Also haben Sie doch —?“

„Ihr Wein ist nicht schlecht“, sagte Poakridge, zog die Flasche heran und schob den Teller beiseite. „Ja, ich habe etwas gefunden. Ziemlich viel sogar. — Weshalb eigentlich verließ Ihre Schwester damals England?“

„Das geht Sie nichts an.“

Poakridge schwieg und lächelte unguet.

Da war wieder dieses seltsame Geräusch draußen, dieses Krachen, wie es schien, dicht neben dem Fenster.

Poakridge schob seinen Stuhl mit einem Ruck zurück, lief ans Fenster und riß es auf, ehe Sir Horatio etwas sagen konnte. Der Sturm fuhr ins Zimmer, das Kaminfeuer loderte hell auf.

„Nichts —!“ sagte Poakridge und drückte das Fenster wieder zu. „Wahrhaftig sonderbar!“ Er kam an den Tisch zurück.

Berwick saß blaß und feigig im Lehnstuhl. „Und wissen Sie, was das Sonderbarste ist? Daß es mich begleitet!“

„Begleitet?“

Er nickte. „Es war in meinem früheren Haus in Sussex. Ich kaufte Hallifield Hall und hoffte, es los zu sein. Aber es ist mit mir gegangen!“

„Es klingt“, sagte Poakridge langsam, „es klingt, als ob draußen jemand wäre, der um Einlaß bittet. Je-

mand, den Sie von der Schwelle gewiesen haben... zum Beispiel. Eine arme Seele... zum Beispiel. Jemand, der im Elend gestorben ist. Ich meine das alles natürlich nur beispielsweise, Sir, denn ich bin überzeugt, daß Sie dergleichen niemals tun würden. Aber weiß Gott: so klingt es! Indessen komme ich von unserem Thema ab. Ihre Schwester, Sir, ist gestorben."

"So!" sagte Berwick.

"In äußerst ärmlichen und unglücklichen Verhältnissen."

"Ach!"

"Ja."

"Sie waren zweifellos umsichtig genug, einen amtlichen Totenschein zu beschaffen?"

Pockridge nickte und nahm ein Papier aus seiner Briefftasche.

"Ich verstehe nicht Deutsch. Was heißt das?"

"Eine englische Reisende namens Elisabeth Berwick ist am dritten Dezember siebzehnhundertundvierzig in Halle gestorben. Das sind also jetzt rund achtzehn Jahre her."

"Wo ist sie begraben?" fragte Berwick schnell.

"Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, Sir, daß sie überhaupt nicht begraben worden ist."

Berwick fuhr erschrocken auf und blickte unwillkürlich nach dem Fenster. "Wieso?"

"Da sich keinerlei Barmittel oder Wertgegenstände bei der Toten fanden, erhielt der Wirt, um sich bezahlt zu machen, die Erlaubnis, die Leiche an die Anatomie der Hallischen Universität zu verkaufen."

"Das ist — das ist abscheulich, Pockridge!"

"Ja. — Es muß ihr erbärmlich gegangen sein."

Berwick schwieg lange.

Pockridge beobachtete voll Verachtung, was in diesem fetten, theatralischen und dabei niedrig-schlaunen Gesicht vorging.

Endlich fragte der Hausherr: „Comst?“

„Das nächste wäre wohl, daß Sie mir die versprochenen fünfhundert Pfund auszahlen, Sir.“

„Welche fünfhundert Pfund?“ fragte Berwick zerstreut. „Sagten Sie wirklich fünfhundert Pfund?“

Der andere schob seinen Stuhl zurück und setzte sich auf die Tischkante. „Sir! Als wir uns nach undenklich langer Zeit im vorigen Sommer begegneten und Sie mich mit dieser Reise beauftragten, haben Sie mir fünfhundert Pfund versprochen, wenn es mir gelänge, Ihre Schwester ausfindig zu machen. Hier ist der Lotenschein — er kostet zufällig genau die gleiche Summe, nämlich fünfhundert Pfund. Ich denke, Sie werden ihn kaufen, Sir, wir brauchen wohl kein Wort mehr darüber zu verlieren.“

„Ich brauche Ihren Lotenschein nicht, Pockridge. Mir genügt die Tatsache, daß meine Schwester tot ist. Behalten Sie den Wisch, ich sammle keine Urkunden.“

„Sir!“

„Sie haben mich Geld genug gekostet.“

„Sie sind in der Stimmung, schlechte Witze zu machen, obgleich ich das nur halb verstehe...“, sagte Pockridge. Er zwang sich zur Ruhe, setzte sich wieder auf den Stuhl und goß das letzte Glas aus der Flasche. „Im übrigen scheinen Sie nicht zu wissen, mit wem Sie es zu tun haben!“

„Mit einem Narren!“ antwortete Horatio Berwick und schnippte mit den Fingern.

Podridge trank. Er hatte schon zuviel getrunken. Er starrte vor sich hin. „Ich war einmal ein reicher Mann“, sagte er langsam, wie zu sich selber. „Mein Vater hinterließ mir ein Vermögen, das jährlich viertausend Pfund Rente brachte. Wo ist es? Ich habe es meinen Ideen geopfert, denn ich bin ein genialer Mensch...“

„Schöne Ideen!“

„Ja, wunderbare Ideen! Aber ich habe Unglück gehabt. Mein Unglück war das des Genies: meiner Zeit voraus zu sein. Ich habe die irischen Moore gekauft, um Weinpflanzungen daraus zu machen — alle Arbeitslosen Irlands hätten auf Jahre hinaus Verdienst gehabt; aber der Staat wollte nichts davon wissen. Ich habe eine Erfindung gemacht, durch die Kriegsschiffe unsinkbar werden; die Admiralität hat mich ausgelacht. Ich habe die Lehre aufgestellt, daß man unter gewissen Umständen einen todranken Menschen retten kann, indem man das Blut eines anderen in seine Adern leitet; die Mediziner haben mich für einen Narren erklärt. Ich habe eine fliegende Maschine erfunden. Ich habe einen Ofen gebaut, mit dem man Geflügel künstlich ausbrüten kann. Ich habe Gedichte und Romane geschrieben und Sinfonien komponiert. Ich arbeitete, als Sie mich trafen, an der Erfindung eines wunderbaren Musikinstrumentes. Ich habe mein Vermögen geopfert, weil ich die Menschheit weiterbringen wollte. Ich habe mich dabei verbraucht, aber in Hamlins Kaffeehaus in London sitzt meine junge Frau in einer möblierten Kammer und wartet auf mich. Und Sie, Sir —“, er begann zu schreien, „Sie, Sir, sitzen hier in Ihrem Lehnstuhl wie ein auseinandergeflossener Käse und weigern sich, mir zu geben, was Sie mir schuldig sind?“

„Ich bin Ihnen nichts schuldig“, sagte Berwick mit Gelassenheit. „Zeigen Sie mir den Vertrag, in dem ich Ihnen irgend etwas zugesichert habe! Nun?“

„Ich werde Sie verklagen!“

„Dazu haben Sie kein Geld — und übrigens bin ich Parlamentsmitglied!“ erwiderte Berwick höhnisch.

„Hier ist der Totenschein. Meine fünfhundert Pfund, Sir!“

„Wenn das alles ist, was Sie mir zu sagen haben —“

Pockridge stand auf, aus seinem Gesicht war die Farbe gewichen, seine schwarzen Augen brannten. „Alles?“ Er lachte böse. „Nein, nicht alles, Berwick — ich habe noch eine kleine Überraschung für Sie! Eine niedliche kleine Überraschung!“

„Ich bin nicht neugierig.“

„Oh, oh, sagen Sie das nicht!“ Pockridge stand wie ein boshafter Kobold vor ihm und schwenkte triumphierend den Totenschein. „Dieses Papier, Berwick, schenke ich Ihnen. Hier ist es, heben Sie es gut auf und zeigen Sie es bei nächster Gelegenheit jemand, der Deutsch versteht. Er wird Ihnen noch eine reizende kleine Mitteilung daraus vorzulesen haben. Wissen Sie, woran Ihre Schwester gestorben ist? Sie werden mir antworten: Meine arme Schwester starb an gebrochenem Herzen, denn ich habe sie von Haus und Hof verjagt, um unser Erbe nicht teilen zu müssen! Aber —“

„Pockridge! Diese Unverschämtheit —“

„Aber Ihre Schwester, Berwick, hat Ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht! Sie werden sich nicht ewig des gestohlenen Erbteils freuen! Denn Ihre Schwester, hören Sie, ist an der Geburt eines Kindes gestorben! Nun? Was sagen Sie nun?“

Sir Horatio Berwick saß da wie das böse Gewissen. „Steht das“, fragte er mühsam, „steht das auf dem Schein?“

„Als Todesursache, ja. Aber alles Weitere steht in den Originalakten, die ich mir geben ließ und nach meiner Londoner Wohnung geschickt habe!“

„Das Kind —?“

„Ich denke, es geht ihm gut!“

„Sie haben es gefunden? Wo ist es? Ich muß das wissen, Mensch!“

Pockridge klingelte. „Ich bin leider sehr müde“, sagte er, vollkommen ruhig geworden im Gefühl seines Sieges. „Es ist mir ganz unmöglich, Ihnen auch nur noch eine Minute zu opfern, Sir, und morgen früh werde ich mit der ersten Post, die von Cambridge herunterkommt, nach London reisen. Hamlins Kaffeehaus, Sir, merken Sie sich: Hamlins Kaffeehaus! Schicken Sie jemand, der tausend Pfund in bar bringt — ich werde ihm als Quittung die Akten und die Adresse des Kindes geben.“

„Pockridge! So hören Sie doch —“

Die Haushälterin trat ein.

„Sir Horatio wünscht, daß Sie mir mein Zimmer zeigen!“ sagte Pockridge und ging nach der Tür. „Gute Nacht, Berwick, ich hoffe, Sie schlafen gut! Keine Geräusche, wie? Keine Überraschungen? Gute Nacht, mein Leurer!“

London gehörte um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts schon zu den wichtigsten Städten der Welt und war eben damals im Begriff, der Mittelpunkt eines ungeheuren Reiches zu werden: Noch gehorchten die heutigen Vereinigten Staaten als Kolonie dem britischen

Willen; England war dabei, den Franzosen Kanada wegzunehmen und sich damit auch die riesige zweite Hälfte Nordamerikas anzugliedern, während es gleichzeitig Indien eroberte.

Da jedoch alle diese Unternehmungen erst im Werden waren und sich an den Enden der Welt abspielten, so spürte man in der Hauptstadt des Reichs nicht allzuviel davon. Der Bürger betrieb seine vortrefflich gehenden Geschäfte und überblickte, wie dies natürlicherweise zu sein pflegt, noch keineswegs die Wichtigkeit dessen, was eigentlich geschah. Für ihn war das Mittelalter noch nicht ganz vorüber — und dieser Umstand bestimmte auch das Bild der Stadt.

Die Häuser drängten sich aufs engste zusammen; sie waren niedrig und eigenvillig verwinkelt und schienen hauptsächlich aus spitzen Giebeln, steilen Dächern und merkwürdig vielen Schornsteinen zu bestehen. Von einem Turm aus betrachtet glich London einem mit unzähligen und grotesk geformten Schornsteinen gestachelten Igel, und leider hatte es mit den Igeln auch den Schmutz gemein. In ein paar Hauptstraßen war zwar der Versuch gemacht worden, ein Pflaster aus schrecklichen runden Kopfsteinen zu legen; da es jedoch niemand reinigte, so war es bereits wieder versunken und bedeckt mit einer höchst interessanten Schicht, die dadurch entstand, daß die Londoner Hausfrauen in Folge einer stillen, aber gewissenhaft eingehaltenen Verabredung alles aus den Fenstern zu werfen, schütten und gießen pflegten, was man überhaupt aus einem Fenster werfen, schütten und gießen kann.

Ein ähnlich trübes Schicksal widerfuhr den Straßenlaternen, einer Neuerung, zu der sich der Lord-Mayor

an besonders wichtigen Stellen durchgerungen hatte. Die Matrosen empfanden diese Rübölbeleuchtung als durchaus unnötig, ja unpassend, und da sie nach altem Herkommen alle paar Nächte irgendwo krakeelten, so benutzten sie diese Gelegenheit, um nicht nur ihre Köpfe, sondern auch die Laternen einzuschlagen. Dafür wurden sie allerdings gehängt, und zwar an den Galgen von Tyburn, der — am Rande der Stadt — dort stand, wo sich heute der Marble Arch befindet; aber nicht nur das Publikum, sondern seltsamerweise auch der Delinquent faste solche kleine Veränderungen als Volksfeste auf und bewahrte eine prächtige Haltung.

Als Richard Pockridge mit der Gilpost in London eintraf, hatte es über Nacht zu tauen begonnen. Eine fußhohe Schneeschicht vermischte sich saftig mit dem dar-



unterliegenden Straßenschmutz, und es war ein Glück, daß Poekridge hohe Stiefel trug; denn die Aufgabe, von der Poststation nach Hamlins Kaffeehaus zu kommen, wäre sonst für einen Fußgänger unlösbar gewesen.

Er mied die Stuben zu ebener Erde, wo die Gäste saßen, stieg die finstere, enge Holzstreppe zum ersten Stock hinauf und klopfte an die Thür seines Zimmers. Niemand antwortete; sie war verschlossen, aber der Schlüssel hing wie immer am Schlüsselbrett. Poekridge öffnete und fand alles in guter Ordnung.

Jane ist ausgegangen! dachte er. Verrückter Gedanke, bei solchem Wetter auszugehen, aber das sieht ihr ähnlich. Kein Feuer im Kamin? Vielleicht hätte ich ihr doch schreiben sollen, daß ich komme. Nun, eine mißlungene Überraschung — daraus besteht mein Leben ja von jeher. Heizen wir also zunächst ein wenig ein.

Er machte Feuer, ging fröstelnd und händereibend auf und ab und wartete.

Wartete auf seine Frau und auf seinen Koffer, den man ihm auf der Poststation sogleich zu senden versprochen hatte. Es gibt kein zweckloseres Wesen als einen Mann, der in einem kalten Zimmer auf seinen Koffer wartet.

Nach einer Weile klingelte Poekridge; vielleicht wußte die Magd, wo Jane war.

Aber niemand kam, weder die Magd noch Jane noch der Koffer.

Auf dem Arbeitstisch in der Ecke stand seine halbfertige Erfindung, wie er sie vor Monaten verlassen hatte: dieses wunderbare neue Musikinstrument, von dem er sich viel versprach. Er hatte es aus einem Spielzeug heraus entwickelt, und wie er so davorstand — endlich begann

das Kaminfeuer ein wenig zu wärmen —, spürte er die Notwendigkeit, sich wieder in den Gang der Gedanken hineinzufinden, die ihn zu dem Instrument geführt hatten; man reist nicht ungestraft viele Monate in der Welt umher.

Pockridge zog einen Stuhl heran und setzte sich.

Ja, aus dieser Idee mußte etwas zu machen sein, es war eine ausgezeichnete Idee! Jeder kannte die musikalische Spielerei, eine Reihe von gleichgroßen Trinkgläsern verschieden hoch mit Wasser zu füllen und dann mit dem nassen Finger oder auch mit einem Fiedelbogen über ihren Rand zu streichen; das gab, je nach der Wassermenge des einzelnen Glases, verschiedene Töne. Pockridge war selber dagegewesen, als der große Christoph Willibald Gluck diese Spielerei vor etwa fünfzehn Jahren konzertfähig gemacht hatte. Gluck hatte damals ein eigenes „Konzert für sechsundzwanzig Trinkgläser mit großer Orchesterbegleitung“ komponiert und im Haymarket-Theater aufgeführt. Das Publikum war entzückt gewesen — Pockridge mit seinen empfindlichen Ohren weniger, denn während des Konzerts hatte das Wasser in den Gläsern natürlich zu verdunsten begonnen, und dadurch verstimmten sich die Töne, freilich nur um Bruchteile, aber doch immerhin genügend, um das Ganze für einen Musiker zu einem etwas zweifelhaften Genuß werden zu lassen. Deshalb hatte Gluck die Aufführung auch nie wiederholt, trotz allem Beifall.

In Pockridge aber, dem geborenen Projektmacher und Lüftler, hatte sich der Gedanke eingehängt, die Sache zu verbessern. Er war ein ausgemachter Verbesserer. Die Verdunstung des Wassers — ja, da war ohne Zweifel der Haken. Er hatte hin und her überlegt. Andere und,

wie es ihm schien, wichtigere Erfindungen waren dazwischengekommen. Größtes Hindernis blieb der immer drückendere Geldmangel. Schließlich aber kam ihm der entscheidende Einfall: Man durfte keine gleichgroßen Trinkgläser nehmen und sie mit Wasser füllen, sondern mußte verschieden große Glaschalen blasen lassen und jede einzelne an Rande vorsichtig so lange abschleifen, bis sie genau den gewünschten Ton hatte; aus der Größenverschiedenheit der Schalen ergab sich die Verschiedenheit der Töne von selbst, man brauchte sie also nicht mehr mit Wasser zu füllen.

Gut! Aber welche Glasorte? Pockridge hatte Versuche gemacht und war damit auf kostspielige und verwickelte Nebenwege geraten. Kieselsäure, Bleioxyd, Kali und Wismut mußten in der Mischung sein. Je mehr Blei, desto klarer der Ton, je mehr Kali, desto leichter sprach die Schale an, wenn man über ihren Rand strich.

Er hatte einen Saß solcher Schalen bei einem Glasbläser in Böhmen machen lassen; der Rest seines Geldes wurde dabei fast aufgebraucht. Aber es war kein Glück bei der Sache. Als der Mann in Böhmen die letzte der Schalen fertig auf den Tisch stellte, fiel der heilige Johannes von der Wand und zertrümmerte sie alle!

Der Bläser machte zwar neue, aber sie verschlangen nun auch noch die letzte Guinee, die Pockridge besaß. An dem Tage, an dem er die Sendung erhielt, führte ihn der Zufall mit Horatio Berwick zusammen, und er bekam den Auftrag zu seiner Reise. Was blieb ihm übrig, als anzunehmen? Er ließ seine Schalen und seine Frau in London und fuhr nach Preußen.

Aber da war er nun wieder, und da waren auch die Schalen! Und morgen, bestimmt morgen würde

Berwick jemand schicken, der tausend Pfund auf den Tisch zählte!

Sie blickten ihn böse an, die Schalen. Vielleicht kam ihr düsterer, rüchlicher Glanz von dem hohen Bleigehalt. Poctridge mußte an den heiligen Johannes denken und betrachtete unwillkürlich die Wand. Ach nein, hier gab es nichts, gar nichts, was herunterfallen konnte.

Trotzdem —

Die Schalen waren ihm plötzlich unheimlich, wie sie so in der sinkenden Dämmerung glitzernde Spiegelbilder des grauen Himmels in sich hatten und alles gespenstisch verzerrten —

Dämmerung? Schon?

Zum Teufel! Wo blieb Jane? Überhaupt, weshalb kümmerte sich hier niemand um ihn?

Er fühlte sein Herz klopfen, sprang auf, warf ein Tuch über den bösen Schimmer der Schalen und lief bedrückt atmend in der Stube auf und ab.

Hier war doch etwas nicht in Ordnung!

Jane!

Er klingelte wieder.

Vielleicht hatte sie ihre Schwester in Coho besucht. Es war ein langer Weg über die Brücke, vollends bei diesem Wetter.

Ja. Gewiß war sie drüben in Coho.

Ein fremdes Frauenzimmer trat ein.

„Wo ist Missis Jane Poctridge?“

„Missis Jane Poctridge, Sir?“

„Meine Frau!“

Sie zuckte die Achseln: „Ich weiß nicht. Ich bin erst seit gestern hier im Hause.“

Er murmelte Unfreundliches, die Magd verschwand.

Pockridge wartete.

Als es sieben Uhr schlug, ging er in die Wirtsstube des Kaffeehauses hinunter; ein milchiger Wolkenhimmel von Tabakrauch hing über den Tischen, die Lampen waren darin wie entzündete Augen, alles hatte ein schlimmes und feindliches Wesen für Pockridge. Er trat an den Schenkisch. Der Wirt hatte alle Hände voll zu tun, nickte ihm über Gläser und Tassen hinweg zu: „Wieder im Lande, Sir?“

„Wissen Sie, wo meine Frau ist?“

„Ich? Ich bin sehr beschäftigt, wie Sie sehen. Aber wenn Sie die Miete für die letzten Monate zahlen wollen, werde ich ein paar Minuten für Sie frei machen.“

„Ich frage Sie, wo meine Frau ist, Sir!“

„Kann's Ihnen wahrhaftig nicht sagen, Sir, habe mit meiner eigenen genug zu tun.“

Pockridge drehte ihm den Rücken und ging hastig hinaus.

Was waren das für Dinge? Er hatte regelmäßig Geld geschickt — weshalb war Jane die Miete schuldig geblieben?

Er trat auf die finstere Straße und schlug den Weg nach der Brücke ein, den Weg nach Soho.

Warum gab es in diesem elenden London nur eine Brücke? Er würde eine Eingabe an den Lord-Mayor machen, man mußte eine neue Brücke bauen; ja, eine ganz neue Art von Brücke. Es fiel ihm ein, daß er schon längst über eine neue Art von Brücken nachgedacht hatte. Es war Unsinn, so viele Pfeiler ins Wasser zu stellen wie bei London Bridge; frühere Jahrhunderte hatten das nicht so gewußt, weil sie die Gesetze der Statik nicht

kannten, aber heute konstruierte man geschickter. Die Hälfte der Pfeiler würde genügen, das behinderte auch die Schifffahrt weniger. Vielleicht konnte man dann die Docks weiter stromauf und näher an die City heranziehen, und dies wiederum — —

Jane war vergessen; der neue, große Plan, die Möglichkeiten und Ausichten verdrängten alles in Poekridge, füllten den Mann aus wie Fieber.

Er kam an den Strand, sah London Bridge wie ein gespenstisch angeschwollenes Tier in der Nacht stehen: eine Brücke, die (statt eines Geländers) Häuser auf dem Rücken trug! Schmale, aber hoch ineinandergeschachtelte Häuser, eine ganze Stadt mit erleuchteten Fenstern, Treppen, Kaufläden, Kneipen . . . Verrückt! Weg mußte dieser mittelalterliche Unsinn! Man würde —

„Hoho, Sir, nicht so heftig!“

Der kleine Poekridge, mit den Händen seinen Plan in der Nacht umreißend, hatte jemand einen derben Schlag vor den Bauch versetzt. „Oh, bitte um Entschuldigung!“ sagte er erschrocken, „aber was zum Teufel haben Sie in dieser Finsternis so dicht neben mir zu suchen, Mensch!“

„Keine Ursache, Sir“, antwortete der Mann mit gutmütigem Bass, der merklich rumbestügelt war. „Ich sah da etwas zappeln. Dachte, Sie wollten ins Wasser. Nicht zu empfehlen bei dem Wetter, Sir. Es bläht die Leute auf, glauben Sie mir. Bis Sie nach Gravesend hinunterkommen, haben Sie einen Wanst wie ein vor vierzehn Tagen harpunierter Walfisch. Durchaus unpassend für einen Gentleman!“

„Beruhigen Sie sich“, sagte Poekridge lachend, „ich denke nicht daran!“

„Necht so! Ein vernünftiger Mensch hat bei solchem Wetter nichts übrig dafür. Wennschon Flüssigkeit, dann geistige! Wie wäre es mit einem Glas auf Ihre glückliche Rettung, Sir? Hier ganz in der Nähe ist ein sehr feines Haus. Geben Sie mir Ihren Arm, Sir!“

Pockridge dachte daran, daß er seit gestern abend nichts gegessen hatte. „Sie sind Seemann?“

„Allerdings, Sir!“

Das sehr feine Haus entpuppte sich als eine ver-räucherte Matrosenkneipe. Was es in der Welt an Aus-stopfbarem gab, hing und stand ausgestopft herum. Pock-ridge bekam seinen Platz gegenüber einem Glaskasten, in dem bunte Vogelbälge hingen; das vergnügte ihn, er freute sich wie ein Kind über die glänzende Vielfalt der Farben, aß und trank mit neuem Behagen und traktierte seinen Gast. Morgen würde ihm Berwick tausend Pfund auf den Tisch zählen lassen. Tausend Pfund.

„Wie ich Ihnen sage, Sir: wennschon Wasser, dann heißes, und mit viel Zucker und Rum! Auf Ehre, Sir, Sie sehen schon ganz anders aus. Ihr Wohl! Was gefällt Ihnen da hinter meinem Rücken? Die Papageien? Können Sie haben, bei mir können Sie alles haben!“

„Was kann ich haben?“

„Augenblick!“ Der Seemann stand auf. „Ich schlafe nämlich hier, unterm Dach.“

„Und?“

„Warten Sie nur eine Minute.“

Pockridge, allein, dachte an die Brücke; er hatte ziemlich schnell zwei Gläser Grog getrunken. Seine Gedanken glitten mit wunderbarer Leichtigkeit ineinander, es gab keine Hindernisse; morgen schon würde er ein großes Memorandum für den Lord-Mayor aufsetzen, und die

Brücke sollte Richard-Poctridge-Brücke heißen ... noch nach Jahrhunderten!

Der Seemann kam zurück und trug etwas Herrliches auf dem gekrümmten Finger: einen lebenden Papagei, einen Ura, langgeschwänzt und glührot!

„Schön wie ein Traum vom Paradiese!“ sagte Poctridge. „Bleibt er auch so rot, wenn ich weniger betrunken bin?“

„Mein Wort, Sir! Wenn die Sonne scheint, ist er sogar noch viel röter. Sie sollten die Kerle sehen, wenn sie am Ufer des Amazonenstromes vor dem Grün der Uferwälder dahinfliegen — wie eine Fackel, Sir, weiß Gott, wie ein Feuerbrand!“

„Ich kaufe ihn.“

„Das will ich mir überlegen.“

„Beißt er?“

„Nein!“

„Spricht er?“

„Nein, denken Sie: er ist stumm.“

„Stumm? Ein Papagei, der stumm ist?“

„Stumm wie ein Cargnagel, Sir. Er kreischt nicht einmal.“

„Merkwürdig!“

Poctridge streckte die Hand aus. Der leuchtende Vogel kletterte mit seinen sonderbar verständigen Füßen zu ihm herüber, saß nun auf seinem Finger und sah ihn aus starren, uralten Augen an; auch die Umgebung dieser Augen, ein faltiges, grauweißes Stück Glacéleder, war uralte, wie von Jahrhunderten gerunzelt.

Lange sah Poctridge in diese rätselhaften Papageienaugen, die seelenlos erschienen, hinter denen aber vielleicht doch etwas lag: die Unergründlichkeit, Unentrim-

barkeit des Schicksals; sie blickten hart und böse, und er fühlte sich an den bösen Schimmer seiner Glasschalen erinnert.

Troßdem sagte er: „Ich kaufe ihn, Mann! Hat er einen Namen? Heute ist der vierzehnte Februar, Sanct-Valentins-Tag. Bei fröhlichen Menschen sucht heute jeder Valentin seine Valentine — ich werde ihn Valentin nennen. Übrigens sieht er aus, als hätte er schon ziemlich alles mitgemacht, was es auf der Welt für einen Papagei mitzumachen gibt. Er paßt zu mir.“

„Das hat er auch“, antwortete der Seemann. „Er und ich, wir sind schon ein paar Stunden zusammen auf einer Planke geschwommen, Sir, und das Wasser war verdammt kalt. Der Kapitän sagte zu mir: ‚Laß das Vieh zu Hause, Jim, denn es sieht aus, als ob es Unglück brächte!‘ Aber ich schmuggelte ihn troßdem an Bord, und richtig, der Kahn versoff!“

„Schon lange her?“ fragte Poctridge, nicht sehr theilhaftig, weil er immer noch dem Papagei in die Augen starren mußte.

„Ein halbes Jahr. Oben bei Burrow Head.“

„Schweres Unglück?“

„Nicht so sehr. Ein Duzend Leute freilich verlor sich so im Dunkeln. Haben Sie nichts von Theophilus Gibber gehört?“

Poetridge wandte seinen Blick von dem Vogel.

„Theophilus Gibber?“ fragte er und hatte plötzlich ein Gesicht wie eine Maske. „Ich war lange auf Reisen. Theophilus Gibber? Doch nicht der Schauspieler?“

„Ja, so etwas war er. Aber den frommen Namen Theophilus hätte ich ihm nicht gegeben, wenn ich sein unglücklicher Vater gewesen wäre. Er hätte wohl besser

Valentin geheißten, denn er soll sehr für Valentinen gewesen sein.“

„Ertrunken also...?“ murmelte Poekridge, und seine Augen waren noch unsteter als sonst.

Der Seemann nickte. „Und sie dazu.“

„Wer sie?“ fragte Poekridge und richtete sich steil auf.

„Sie, die er bei sich hatte, seine Valentine; denn ich glaube nicht, daß er eine richtige Frau hatte — und wenn er eine hatte, so war es gewiß nicht diese, dazu war sie viel zu hübsch und aufgereg.“

„Wie sah... ich meine... also hübsch war sie?“ stammelte Poekridge heiser.

„Sie war nicht eben groß und hatte wundervolles rotblondes Haar und schwarze Augen. Mein lieber Herr, Sie hätten nicht so hastig trinken sollen, Sie sehen ja aus, als hätten Sie im Wasser gelegen und nicht er.“

„Was für ein Kleid trug sie?“

„Kleid?“ fragte der Mann und zog die Brauen hoch.

„Weshalb? Wie soll ich das wissen? Oder warten Sie — wenn ich mir die beiden vorstelle, wie sie den Tag an Bord kamen — war es nicht ein —“

„Ein —?“

„Ein moosgrünes, mein' ich...? Natürlich! Dunkelgrün; denn ich dachte noch: Rotblonde tragen mit Vorliebe Moosgrün. Unfereins, wissen Sie, hat Erfahrung in solchen — — hallo!“

Poekridge war aufgesprungen. Die Gläser stürzten um, der Papagei flatterte erschrocken hoch und krallte sich auf seiner Schulter fest.

„Also nicht nach Soho —!“



Wie ein Blinder stieß er an Tische und Stühle, als er hinausrannte.

Die Matrosen hoben die Köpfe.

„Verrückt?“ fragte jemand in die knappe Stille.

Der Seemann lachte unsicher. „Laß ihn! Der Grog. Laß ihn Fische füttern!“

„Hat er gezahlt?“

„Mantel und Hut liegen hier. Das langt für alle Fälle.“

Gegen elf Uhr, als der Wirt von Hamlins Kaffeehaus die Läden schloß, sah er noch Licht in der Stube seines Mieters und vernahm in der Stille der Nacht durch die geschlossenen Fenster ein höchst eigenümliches, ganz leises Klingen: Es war, als ob jemand da oben

Geige spielte — und doch anders, nein, fast wie eine Windharfe, aber auch wieder nicht so . . . Die Töne schienen in der Luft zu schweben — wahrhaftig, wenn ein Orchester von Geistern über St.-James-Friedhof in den Lüften musiziert hätte, es hätte so ähnlich klingen müssen! Dem Wirt, der sonst nicht eben aufs Jenseitige zu horchen pflegte, lief ein Schauer über den Rücken. Eines Tages würde dieser Poekridge doch noch einmal verrückt werden —

Richard Poekridge saß droben vor seinen Schalen und strich ihre Ränder mit dem Violinbogen.

Niemals, niemals hätte er geglaubt, daß es einen solchen geisterhaft schönen und zarten, ganz von der Materie gelösten und in sich ruhenden Ton auf der Welt überhaupt geben könne!

Aber —

Jane!

Da stand ihr Bett. Nie wieder leuchtete ihr rot-blondes Haar auf den Kissen . . .

Ein Geräusch erschreckte ihn tödlich.

Es war der Papagei, der auf dem Kaminsims hockte und mit seiner Kralle über den Fuß des zinnernen Leuchters gekracht hatte, in dem die Kerze zu Ende ging.

Poekridge nahm den Leuchter vom Sims, stand mitten in der Stube, hielt ihn hoch und sah sich um.

Die kleine Flamme wehte über ihn hin.

„Bist du das, Jane . . .?“

Alles blieb still, alles sah böse aus: die Glanzpünktchen auf den unheimlichen Schalen, das Licht im Auge des Vogels, dieses nadelscharfe Licht, das sich in Poekridges Kopf bohrte und ihn an den Blick der alten Ratte in Hallifield Hall erinnerte.

„Bringt ihr wirklich Unglück?“ fragte er, schauernd vor Einsamkeit, und betrachtete den Vogel, dieses gespenstische Greisentier, und die Zauberschalen. „Das sollt ihr nicht! Ich verbiete es euch, ich, Richard Pockridge! Mir scheint, ihr wißt nicht, was das heißt!“ —

Als es Mitternacht schlug, prasselten plötzlich Flammen aus dem Dache von Hamlins Kaffeehaus.

Niemand hatte zuvor etwas gemerkt.

Feuer wurde geblasen, Menschen rannten herbei, der Wind griff gierig in das dürre Holz, hob die Ziegel ab, die Lehmmauern plakten wie alte Töpfe — und da — viele sahen es — fuhr der Teufel aus dem Hause.

Er war ganz klein, nicht größer als eine Fackel, und hellrot wie glühendes Eisen fuhr er aus dem zusammenkrachenden Haus und verschwand, hinzischend über die Dächer, in der Nacht.

Zweites Kapitel

Das königlich Preussische Grenadierregiment von Below hatte sein Winterquartier in Schlesien, und zwar in der Stadt Neiße.

Die Offiziere versammelten sich jeden Abend im Gasthaus Zum Hirschen. Ein kleiner Raum neben der Gaststube genügte; hier war gemeinsames Essen, dann Befehlsempfang für den nächsten Tag.

Sowohl das Essen als auch die Befehle waren unerfreulich. Das Essen, weil der Verpflegungsnachschub in diesem tiefverschneiten Februar nicht klappte, die Befehle, weil man, um die Truppe zu beschäftigen, den ödesten Kasernenhofdienst machen mußte.

Schon aus diesen Gründen war die Laune der Offiziere nicht gerade gut — aber es kam noch anderes hinzu. Es gab etwas, worauf man wartete; etwas lag in der Luft. Jeden Abend kam es zu Zank, zu gereizten Ausbrüchen, die man eine Stunde später bereute. Das waren die Nerven, sie spürten die Gewitterwolke, die über dem Regiment hing.

Der Kommandeur war im vorigen Herbst bei Hochkirch schwer verwundet worden und erst vor kurzem gestorben. Nun hatte der König den Major von Reibnitz, der einstweilen das Regiment führte, plötzlich ins Hauptquartier befohlen. Täglich erwartete man seine Rückkehr, aber vergebens. Der Korpszahlmeister, der Reize für einen Tag besuchte, hatte erzählt, daß der König den Major warten ließ. Der König hatte keine Zeit für das Regiment Below.

Eines Abends jedoch — die Ordonnanzen räumten gerade den Tisch ab und brachten die Pfeifen — eines Abends trat der Major von Reibnitz ganz unvermuthet in die Stube. Schnee lag auf seinen Schultern, und das roth gefrorene Gesicht war unbeweglich vor Kälte.

Die Offiziere sprangen auf.

„Inkommodieren sich die Herren nicht!“ sagte er. „Wir sprechen später.“

Er ließ ein Tischchen vor das Kaminfeuer stellen, taute sich auf, aß, trank und schwieg. Niemand wagte ihn anzureden, aber die Stille der Erwartung wurde immer drückender.

„So!“ sagte er schließlich, „so!“, und sein Blick glitt über die Offiziere. „Vor Hochkirch, meine Herren, hätte dieses Stübchen nicht für uns ausgereicht! Zwei Drittel sind gefallen oder an ihren Wunden gestorben, und von

denen, die noch hier sitzen, war jeder blessirt. Aber das geschieht Ihnen recht, meine Herren, denn Sie haben Ihre Pflicht nicht getan, und das ist das Schlimmste, was man von einem preussischen Offizier sagen kann!"

Die anderen sahen sich blaß und wortlos an. War der Major verrückt geworden?

"Ich brauche Sie für diese Äußerung nicht um Entschuldigung zu bitten", fuhr er fort, "denn es sind nicht meine Worte, sondern diejenigen Seiner Majestät, und Sie werden mir glauben, daß ich nichts hinzugefügt, sondern eher noch etwas weggelassen habe."

Totenstille.

"Seine Majestät der König hat die Vorgänge, die zu der unglücklichen Wendung der Affäre bei Hochkirch geführt haben, genauestens untersucht. Insbesondere hat Seine Majestät das Verhalten jedes einzelnen Regiments geprüft und dabei festgestellt, daß einige Regimenter nicht so bedingungslos gestanden haben, wie dies ihre Pflicht gewesen wäre. Diese sind bei Seiner Majestät in Ungnade gefallen, darunter auch das Belowsche; der König entzieht daher dem Regiment von Below den Grenadiermarsch und hat bestimmt, daß bei Paraden künftighin nur noch der Musketiermarsch gespielt werden darf. Ich habe den Befehl, Ihnen dies mitzuteilen."

Man hörte, wie sie atmeten.

Da, am Ende der Tafel, wo die Leutnants saßen, krachte eine Faust auf den Tisch, und dort sagte jemand ganz laut und klar: „Das ist eine Schweinerei!"

Und da wurde es noch stiller.

Der Major stand auf, rot und blau wie ein Puter.

„Leutnant von Moncade! Da ich unmöglich annehmen kann, daß Sie einen Befehl Ihres Königs bei ver-

sammeltem Dffizierkorps mit einem solchen Ausdruck bezeichnen — da ich — wie gesagt, nicht annehmen kann, daß — weil solches — Leutnant von Moncade! — so muß ich Ihre Worte auf die Art beziehen, wie ich meine Mitteilung vorgetragen habe. Wir werden darüber noch unter vier Augen sprechen, und im übrigen —“, der Major holte tief Atem und stemmte die Arme in die Hüften, „im übrigen haben Sie recht — —!“ Damit gab er dem Tischchen, an dem er gegessen hatte, einen Fußtritt, daß es samt allem Geschirr ins Kaminfeuer flog.

Das war das Zeichen zum Ausbruch der Empörung. Der Major hielt sich abseits; er wollte nicht verstehen, was sie schrien. Nicht viel Zerbrechliches, was in der Stube war, blieb ganz.

Schließlich aber trat er unter sie, hob die Hand und sprach: „Meine Herren! Ich begreife Sie, und wenn ich mich ruhig verhalte, so geschieht es, weil ich älter bin — und weil ich mir meine Wut schon unterwegs heruntergelfucht habe. Ordonnanz, neue Gläser und Rheinwein auf meine Rechnung! — Also, Kinder! Benehmt euch nun wieder anständig. Ich weiß so gut wie ihr, daß uns bitter Unrecht geschieht. Aber es hilft nichts. Der König befiehlt — wir gehorchen. Dazu und zu nichts anderem sind wir da. Kreuzbombenmillionen, verstanden? Das Regiment wird Gelegenheit haben, zu beweisen, daß es — hol mich der Teufel! — daß es so gut ist wie irgendeines! Und nun Schluß! Wer seinen König liebt, stößt mit mir an: Auf die Gesundheit Seiner Majestät! — So. Ich bitte die Herren, sich jetzt unverzüglich in ihre Quartiere zu begeben. Wer anderswo betroffen wird, fliegt ins Loch. Gute Nacht, meine Herren!“

Der Leutnant von Moncade ging mit seinem Freunde Hülsen durch die Winternacht nach Hause. Sie schliefen zusammen in einer Stube.

„Karl! Und es ist doch eine Schweinerei!“

Hülsen schwieg.

„Das, gerade das hat mir noch gefehlt! Ich sage dir —“

„Nicht auf der Straße!“

Als sie oben waren, warf Moncade Hut und Mantel an den Nagel. „So, da hängt er, der königlich Preussische Leutnant, und da soll er hängenbleiben. Ich gehe!“

„Ins Bett, ja!“

„Weg!“

„Du bist verrückt!“

„Wir — wir sind feige gewesen! Das ist ja allerliebste! Reizend ist das! Dafür also hält man seinen Kopf hin!“

„Sei still und leg dich schlafen!“ sagte Hülsen, beunruhigt über den lichterloh empörten Moncade, der auf seinem Bettrande saß und den Stiefelknecht in der Hand hielt, den Hülsen notwendig brauchte. Aber Moncade bemerkte das nicht, er gab ihn nicht her, denn er mußte damit herumfuchteln.

„Hochkirch! Weißt du überhaupt, wie das Malheur zustande gekommen ist? Ein österreichischer Major namens Koller ist vom König bestochen gewesen; jeden Tag ging ein Bauer mit einem Korb voll frischer Eier ins preussische Lager, aber eins von den Eiern war ausgeblasen und enthielt die Nachrichten des Majors an den König. Was geschieht? Eines Morgens reitet Daun spazieren, sieht den Bauern und kauft ihm die Eier ab, ob er sie nun hergeben will oder nicht. In Dauns Küche findet man das bewußte Ei, macht Meldung, und Daun hat

einen vortrefflichen Einfall: Er läßt den Bauern kommen, verspricht ihm Freiheit von jeglicher Strafe, wenn er nach wie vor mit seinem Korbe zu den Preußen hinübergeht! Natürlich enthält das Ei von da ab lauter Falschmeldungen. Dann führt den König an der Nase herum, und so kam es zu Hochkirch. Verstehst du, Mensch? Und wir haben auszubaden, quidquid delirant reges! Aber badet nur, ihr lieben Kinder, badet nur aus — ich habe genug. Ich gehe. Moncade läßt sich von niemand einen Feigling nennen — und wenn's der König selber wäre!“

„Unsinn!“ sagte Hülsen. „Das ist ja alles Unsinn! Mach endlich, daß du ins Bette kommst, und schlafe deinen Arger aus!“ Er deckte sich fröstelnd zu.

„Unsinn? Ich bin entschlossen!“

Der Ton ließ den andern nun doch stußig werden. „Selbst angenommen — also — — nein, der König wird dir gerade jetzt, wo er jeden Mann und jeden Offizier braucht, niemals den Abschied bewilligen. Damit ist der alberne Gedanke erledigt. Gute Nacht!“

„Ich werde den König nicht lange fragen!“

„Desertion, Moncade?“

„Was kann dem König daran liegen, wenn ein Feigling desertiert!“

Hülsen murmelte noch etwas, dann schlief er ein.

Aber der Leutnant Moncade lag da und starrte ins Dunkel.

Das letzte Wort des Kameraden hatte ihn getroffen wie ein kalter Wasserstrahl. Er hörte Hülsens regelmäßige und tiefere Atemzüge, fühlte sich alleingelassen mit seiner Verbitterung, empfand, daß ihn der andere nicht ganz ernst nahm — und der Zorn stieg wieder in

ihm hoch, so gefährlich, daß er sich im Bett aufrichten mußte, um nicht zu ersticken.

Eine Weile starrte er in die Finsternis, dann stand er vollends auf, tastete nach dem schweren Reitermantel, den er sich umwarf, machte Licht und setzte sich an den Tisch, um zu schreiben.



Die Feder knirschte über das Papier.

Nach einer Viertelstunde fühlte er, daß Hülsen ihm zusah, vermied es aber, aufzublicken.

„Was machst du da?“

Moncade schüttelte unwillig den Kopf und schrieb weiter.

„Ein Liebesgedicht? Warte damit bis morgen, lösche die Kerze aus und laß mich endlich schlafen!“

„Ich schreibe meinen Abschiedsbrief an Seine Majestät den König von Preußen.“

„Zimmer noch verrückt!“ sagte Hülßen.

„Submissivste Bitte, mich aus Dero Diensten zu entlassen!“

„Und ich sage dir doch —!“

„Dreh dich um und schlafe!“

„Selbst angenommen, der Abschied würde dir bewilligt — was fängest du an in diesen Zeiten? Einen Kramhandel? Eine Pharaobank?“

„Das will ich dir sagen, Karl.“ Moncade legte die Feder weg und stäubte den Sand übers Papier. „Als ich bei diesem verdammten Hochkirch meinen Lungenschuß weg hatte, wachte ich auf in einer friedlichen Stube. Ein Engel saß an meinem Bette! Er hatte ein niedliches Häubchen auf, sah mich aus ewig unvergeßlichen Augen an und gab mir mit einem Löffel Wasser zu trinken. Eine halbe Minute später fiel das Wundfieber über mich her, und als ich zum zweitenmal aufwachte, lag ich im Lazarett, und die Kerls bohrten in meiner Lunge herum. Und jetzt gehe ich auf Reisen, um den Engel zu suchen. Das ist alles.“

„Also doch Liebe!“ sagte Hülßen. „Draußen krachen die Bäume vor Frost, in dieser verdammten Kammer bläst der Ostwind durch alle Fugen — und der Kerl sitzt da und phantasiert von Mädchen! Geh zum Feldscher, Moncade, er soll dich zur Alder lassen, sonst kriegst du das hitzige Fieber, oder ich will Hans heißen! Und vor allen Dingen: lösche nun endlich das Licht aus!“

Anderntags — der Dienst war vorbei und es wurde schon dunkel — winkte der Major den kleinen Hülßen in seine Kanzlei.

„Hören Sie, Hülsen — was ist mit Moncade? Ich sollte ihm den Kopf zurechtsetzen. Mindestens! Aber wenn ich ihn ansehe, kommen mir Bedenken. Was hat er? Er scheint mir geladen wie ein Pulverturm. Sie wohnen mit ihm zusammen, nicht?“

„Er will den Dienst quittieren!“ antwortete Hülsen, froh, seine Sorgen loszuwerden.

Der Major zog die Brauen hoch. „Wegen dieser Geschichte?“

Hülsen hob die Schultern. „Mein Freund Moncade“, sagte er, „— denn Moncade ist wirklich mein Freund — hat seinen Kopf für sich. Er ist ein guter Offizier — aber er ist mehr als das.“

„Nämlich?“

„Ein abenteuerlicher Mensch. Er hat Mut und Kühnheit für zwei, aber auch Phantasie für zwei oder noch mehr. Phantasie ist nichts für einen Königlich Preussischen Leutnant. Phantasie macht rebellisch. Und rebellisch ist er. Sie werden sehen: er geht!“

„Wohin?“

„Das weiß ich nicht. Irgendwohin.“

„Seine Eltern, denk ich, sind beide tot?“

„So sagt er.“

„Sie zweifeln daran?“

„Er vermeidet es, davon zu reden, aber ich weiß, daß er nie Briefe schreibt oder bekommt. Ich erinnere mich, daß er einmal sagte, er habe ein wenig Geld in England, geerbt von einer Tante, die aus dem Hannoverschen stammte, oder sonst jemand. Er liebt durchaus nicht, daß man ihn danach fragt.“

„Reden Sie ihm ins Gewissen, Hülsen! Er soll sich bei mir melden und sich pro forma entschuldigen. Und

was das andere betrifft: Unsinn! Selbstverständlich Unsinn! Man läuft in diesen Zeiten nicht davon, der König braucht —“

„Meine Worte, Herr Major!“

Eine Ordnonanz trat ein. „Der Herr Leutnant von Moncade!“

„Gehen Sie!“ sagte Reibniß zu Hülsen, und der machte, daß er fortkam.

Moncade erschien, gestiefelt und gespornt, und sein Gesicht war so trotzig und entschlossen, daß der Major ihn am liebsten schon deshalb zur Rede gestellt hätte. Er beherrschte sich aber und sagte ganz ruhig: „Ich vermute, daß Sie wegen Ihres Verhaltens von gestern abend kommen und sich bei mir entschuldigen wollen. Derlei Besuche fallen einem schwer, ich weiß es. Machen wir's also kurz, Moncade — ich nehme Ihre Entschuldigung als geschehen an, und damit gut. Nun?“

Der Leutnant stand da wie aus Eisen. „Falls ich den Herrn Major beleidigt haben sollte“, sagte er, und man hörte, wie etwas in ihm bebte, „so bitte ich wahrhaftig um Vergebung, es war nicht meine Absicht. Denn wie käm' ich wohl dazu? Der Herr Major sind genau so schwer beleidigt wie wir alle — aber von einer dritten Person, und —“

„Lassen Sie das!“ fuhr ihm Reibniß dazwischen. „Die Sache ist abgetan, verstanden?“

„Hiermit, jawohl!“ sagte Moncade und hielt ihm einen Brief hin. „Hiermit!“

„Was ist das? Was soll ich damit?“

„Mein Abschiedsgesuch, Herr Major!“

Reibniß trat auf ihn zu und gab sich Mühe, väterlich und wohlwollend auszugehen. „Moncade!“ sagte er und

legte ihm die Hand auf die Schulter. „Behalten Sie den albernen Wisch. Denn auch wenn ich ihn nähme — glauben Sie im Ernst, daß ich ihn weiterleiten würde?“

„Ich denke, dazu sind der Herr Major verpflichtet!“

Dem andern stieg das Blut jäh empor, denn im Grunde war er kein geringerer Hitzkopf als Moncade; aber er bezwang sich, legte die Hände auf den Rücken und ging in der Stube auf und ab. „Zawohl. Allerdings bin ich dazu verpflichtet. Daran brauchen Sie mich nicht zu erinnern. Hm.“ Aber plötzlich blieb er stehen und brüllte los: „Mensch! Wenn Sie mich zwingen, den Wisch anzunehmen, laß ich Sie augenblicks einsperren, und so lange bleiben Sie im Loch, bis der König Ihren Abschied bewilligt! Wissen Sie, was das heißt? Das heißt: bis zum Jüngsten Gericht!“

„So lange kann ich nicht warten!“ sagte Moncade, unbiegsam und klogig. „Übrigens: was nützt der preußischen Armee ein bis zum Jüngsten Gericht eingesperrter Leutnant?“

Der Major hatte nicht übel Lust, auf den halstarrigen Kerl loszugehen. Indessen bemeisterte er sich abermals. „Ruhig Blut, Moncade! Auf diese Art werden wir die Sache niemals in Ordnung bringen. Helfen Sie mir lieber nachdenken, was zu tun ist!“

„Ich bitte Sie, mein Gesuch anzunehmen, das ist alles.“

Reibniß blickte ihn an. „Meinetwegen... aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich meinerseits den gehörigen Bericht hinzufügen werde!“ Er hoffte, ihn dadurch zur Vernunft zu bringen.

Aber der Leutnant schwieg.

„Dann werden wir ja sehen!“

Der Leutnant schwieg.

„Ich hätte Sie für weniger töricht gehalten!“

Der Leutnant schwieg und hielt ihm den Brief hin.

„Sehr töricht sind Sie, wirklich sehr töricht!“ sagte Reibnitz und nahm endlich das Papier. „Ich prophezeie Ihnen: Sie werden das nicht einmal, sondern viele Male bereuen. Es ist bitter für einen vernünftigen Mann, wenn er einem solchen — wenn er jemandem wie Ihnen noch dazu helfen muß, eine Dummheit zu begehen. — Nun? — Wie Sie wollen! — Gut, also geht das Ding seinen Weg.“

„Danke gehorsamst!“ sagte Moncade, trocken wie Zunder.

„Damit Sie aber“, fuhr der Major fort und sah ihn scharf an, „damit Sie zu dieser ersten ungeheuren Dummheit nicht noch andere machen — denn es ist im Regiment schon mehr geschimpft worden, als ich verantworten kann —, damit Sie also, sag ich — — Schockschwerenot, Leutnant Moncade: Ich beurlaube Sie! Sie lassen sich während der nächsten Tage nicht im Dienst blicken!“

„Zawohl, Herr Major.“

„Reden kein Sterbenswort über diese Sache!“

„Nein, Herr Major.“

„Ab!“

Der Leutnant Moncade grüßte und ging sporenklingend hinaus.

Sir Horatio Berwick hatte seinen Lehnstuhl ans Fenster schieben lassen und genoß die Morgensonne. Sein gichtisches Bein schmerzte nur bei trübem Wetter, und er hoffte, bald wieder gehen zu können.

Vor ihm auf dem Tische lag die Post von gestern; es war eine solche Menge, daß er damit noch nicht fertig geworden war. Die Brille auf seiner Nase verstärkte den würdigen und majestätischen Eindruck seines Kopfes, aber während er Briefe las, Bemerkungen an den Rand schrieb, in Geschäftsbüchern nachschlug und hier und dort eine Zahl eintrug, besonders aber wenn er sich zurücklehnte, die Brille abnahm und scharf nachdenkend in die kahlen Wipfel der Bäume starrte, drang so viel Verschmittheit durch eben diese würdige und majestätische Maske, daß es sehr unvorteilhaft gewesen wäre, wenn ihn jemand während dieser Augenblicke beobachtet hätte. Um seinen eiteln Mund lag nicht die Kühnheit des großen Kaufmanns, der über ein geschäftliches Wagnis nachdenkt, sondern die Durchtriebenheit des Krämers, der nachsinnt, wie er einen anderen, ebenso kleinen Krämer begaunern könnte. Und doch kamen die Briefe, die vor ihm lagen, aus Berlin, Duebeck, Kalkutta, Alexandria und sprachen von Geschäften, bei denen es sich um Hunderttausende handelte.

Es schlug zehn Uhr, und Sir Horatios Schreiber trat in das Zimmer, wie jeden Morgen um diese Stunde, ein schüchternes Männchen in einem langen schwarzen, abgeschabten Rock, unter dem Strümpfe mit so vielen Falten hervorsahen, daß man die Empfindung hatte, die darin steckenden Beine seien jeden Augenblick bereit, in der unwahrscheinlichsten Weise zu schlottern, ja als seien sie mitten im Schlottern erstarrt.

Sir Horatio, sogleich wieder olympisch bis in die kleine Zehe seines Sichtfußes, blickte ihm entgegen und erwiderte die Verbeugung des Schreibers mit der Andeutung eines Nückens. „Was haben Sie, Hawkins?“



Hawkins hatte nichts und schien infolgedessen unmittelbar vor einem Schlotteranfall von nie dagewesener Hefstigkeit zu stehen.

„Nichts?“ fragte Berwick, und um den Gipfel seines Olymps sammelte sich Gewölk. „Ich werde Ihrem Gedächtnis nachhelfen, Hawkins, aber ich möchte wissen, wozu ich Ihr schandbar hohes Gehalt zahle! Sie haben mir mitzuteilen, daß heute früh durch einen Gilboten ein Brief von meinem Sohn aus London gekommen ist und daß Sie diesen Brief, wie ich Ihnen befohl, nicht geöffnet haben. Geben Sie ihn also her!“

„Ich bitte um Verzeihung, Sir, aber es ist kein Brief gekommen.“

„Was soll das heißen?“ sagte Sir Horatio mit gerunzelter Stirn.

Hawkins wußte nicht, was das heißen sollte, und schwieg.

„Die Post wird sich verspätet haben“, sagte Berwick mit einer großzügigen Handbewegung. „Nun gut, wir werden uns durch dergleichen Lappalien nicht weiter stören lassen.“ Er deutete auf die Brieffschaften, die vor ihm lagen. „Was sagen Sie dazu?“

„Günstig!“ antwortete Hawkins bewundernd. „Ihre Maßnahmen, Sir, erweisen sich als vollkommen richtig. Die Lieferungen ins Ausland, besonders nach Preußen und Kanada, waren noch niemals so hoch und so rentabel, die Käufe in Indien noch nie so billig. Meiner Schätzung nach verdienen Sie —“

Sir Horatio Berwick unterbrach ihn: „Schätzungen überlassen Sie mir! — Aber ich will Ihnen etwas sagen, Hawkins, und hören Sie gut zu, damit Sie endlich etwas lernen, auch wenn es über Ihren gewöhnlichen Horizont geht: Handeltreiben ist in dieser Zeit nichts anderes als Rätselfraten, aber ein Mann wie ich kann sich auf die Dauer nicht mit Rätselfraten befassen. Ich weiß nicht, ob der General Wolfe augenblicklich noch in Kanada gegen die Franzosen siegreich ist; ich weiß nicht, ob der Volksaufstand in Indien unsere Truppen aus dem Lande werfen wird oder nicht; und vor allem weiß ich nicht, ob sich der König von Preußen in Schlesien halten können, oder ob die Kaiserin von Oesterreich siegen und dieses merkwürdige kleine Preußen nicht doch noch zusammenbrechen wird. Ich weiß es nicht — aber ich müßte es wissen, denn dann könnte ich meine Maßnahmen rechtzeitig danach einrichten.“

„Niemand weiß es, Sir!“ sagte der Schreiber. Offenbar fürchtete er, Sir Horatio werde ihn für diese unklaren Zustände verantwortlich machen.

„Niemand? Nun, Sie mögen damit nicht ganz unrecht haben. Ich sage: nicht ganz, Hawkins! Denn die leitenden Männer der Politik — ich wiederhole: die leitenden! — haben bessere Ohren als wir, und vor allem: sie hören das Kommen der Ereignisse früher als wir. Das ist es, Hawkins! Früher! Was folgt nun daraus?“

Der Schreiber sah ihn unsicher an.

„Daraus folgt“, sagte Sir Horatio und strahlte prächtig auf, „daraus folgt, daß ich Anstalten treffen werde, mich in irgendeiner Form an der Regierung zu beteiligen!“ Sein Ton und seine Haltung ließen keinen Zweifel darüber, daß England von diesem Entschluß begeistert zu sein habe. „Was sagen Sie nun, Hawkins?“

Hawkins hielt es für angebracht, vor Bewunderung sprachlos zu sein.

„Ich weiß noch nicht, ob ich einen Ministerstuhl oder einen Gesandtenposten ins Auge fassen soll. Derlei Dinge wollen reiflich bedacht sein. Übrigens hält da die Londoner Postkutsche vor dem Tor. Nein, bleiben Sie, Ihre Frau kann die Sachen in Empfang nehmen. Wo sind die Briefe zur Unterschrift?“

Hawkins trat neben ihn, legte ihm die Briefe einzeln vor, und Sir Horatio unterschrieb mit einem Namenszug, dessen Schwung und Großartigkeit ihm durchaus ähnlich sahen.

Er war mit dieser Apotheose seines Namens noch nicht fertig, als sich, ohne daß jemand geklopft hätte, die Tür öffnete und ein junger Mann eintrat.

Berwick sah ihn über die Brille hinweg an und legte erstaunt die Feder auf den Tisch.

„Edward!“ sagte er, und die Zärtlichkeit, die er in dieses Wort legte, war echt. „Sehen Sie, Hawkins, ich werde Sie rufen, wenn ich Sie brauche.“

Der junge Mann nickte Hawkins fremdlich zu.

„Guten Tag, Vater! Ich hoffe, es geht Ihnen gut?“

„So gut, wie es einem alten Sichtbrüchigen gehen kann. Setze dich mir gegenüber — nein, setze dich noch nicht! Wie siehst du aus? Was trägst du da für eine Masquerade?“

Edward Berwick trug einen blauen Frack ohne jede Stükerei, dazu enganliegende Nankinghosen und Stiefel mit gelben Stulpen.

„Am Gottes willen, wie ist dein Rock geschnitten?“ fragte Sir Horatio. „Was sind das für frivole Manieren! Und keine Perücke? Bist du wahnsinnig? Nächstens werdet ihr noch nackt herumlaufen!“

Auf dem hübschen, schmalen Gesicht des jungen Berwick blieb das Lächeln unverändert. Mit einer gut eingeübten, lässigen Bewegung hob er das Lorignon und sah durch das Fenster in den Park hinaus. „Man trägt das neuestens“, sagte er nebenhin, „ein Reitanzug, den man auch für andere Gelegenheiten einzuführen denkt.“

„Lächerlich! Und wer ist ‚man‘?“

„Wir. Ich gebe zu, daß wir fürs erste nur wenige sind, aber —“

„Hoffentlich siegen die Gesittung und der gesunde Menschenverstand, mein Junge!“

„In ein paar Jahren wird die Natur gesiegt haben, denke ich. Natur! Wie diese Bäume in der ersten schüchternen Sonne stehen! Wie schon ein Ahnen des Früh-

lings im zarteren Blau der Luft und wie der Goldschimmer des erwachenden Jahres gleich einem Gespinnst zwischen den Zweigen hängt!“

„Das ist um diese Zeit immer so“, sagte Horatio, „ihr werdet weder etwas dazutun noch etwas davon wegnehmen können. Schwärmerei! Ist das auch eine Beschäftigung für einen jungen Menschen, der etwas werden will? Du warst gestern bei Pockridge, hast ihm die Umweisung über tausend Pfund gebracht, und er hat dir einen dicken Brief für mich gegeben?“

„Nein“, sagte Edward Berwick, und zwar nicht ohne Schwermut. „Es war leider nicht möglich.“

„Nicht möglich? Was soll das heißen!“

„Der Arme!“

„Pockridge?“

„Er ist verbrannt.“

Sir Horatio betrachtete seinen Sohn und begann ernstlich an seinem Verstand zu zweifeln.

„In der Nacht von vorgestern auf gestern hat sich Hamlins Kaffeehaus aus unbekanntem Gründen entschlossen, in Flammen aufzugehen. Kurz vorher hatte man Pockridge noch in seinem Zimmer musizieren hören. Nachher nicht mehr, schon weil es kein Zimmer mehr gab. Sie haben auf diese Weise tausend Pfund gespart; hier ist Ihre Umweisung. Es tut mir aufrichtig leid, daß ich Ihnen nicht nützlicher sein konnte, aber Sie werden zugeben, daß ich gegen brennende Kaffeehäuser beim besten Willen nichts ausrichten kann.“

„Verbrannt!“ sagte Horatio und wurde blaß. „Pockridge verbrannt!“ Eine kleine Weile saß er stumm da, schien über die Unerklärlichkeit des Schicksals nachzudenken und faßte schließlich das Ergebnis in die immer-

hin von Seelenstärke zeugenden Worte zusammen: „Wie unangenehm!“

„Seit wann“, fragte Edward, „seit wann ist es Ihnen unangenehm, tausend Pfund zu sparen?“

„Diese Einsparung, mein Sohn, kam uns noch einmal teuer zu stehen kommen. Poctridge hat ein Geheimnis mit ins Grab genommen, das für mich bestimmt war.“

„Wie romantisch!“ sagte Edward und sah einem Flug Tauben nach.

Sein Vater erwiderte ziemlich heftig: „Ein Geheimnis, das für unsere Familie, das heißt also für dich und mich, sehr wertvoll war! Du hättest allen Grund, etwas weniger nebensächlich darüber zu sprechen!“

„Von unserer Familie, das heißt also von Ihnen und mir, interessiert mich nur die eine Hälfte.“

„Sei nicht unverschämt, mein Junge! Ich plage mich, setze alles aufs Spiel, bringe ein Vermögen zusammen, baue mein Geschäft zu einem der größten Englands aus — für wen denn, zum Teufel?“

„Ja, das möchte ich auch wissen.“

„Für dich!“

„Danke“, sagte der Sohn mit seinem freundlichsten Lächeln, „nett von Ihnen, wirklich sehr nett! Nur schade, daß ich keine Leidenschaft für Geld habe.“

„Was tust du überhaupt in London?“ fragte Berwick und lief rot an.

„Ja, was tue ich? Wenn ich das wüßte! Ich empfinde die Zeit.“

„Auch eine Beschäftigung! Die Zeit, scheint mir, empfindet man nur, wenn man zuviel davon hat.“

„Ich ahne, daß eine neue Epoche der Weltgeschichte

heraufsteigt. Helden und Schwärmer stehen auf, die Menschheit —“

„Also ein Narrenhaus! Laß mich mit der Menschheit zufrieden! Sie besteht nur in den Köpfen der Volksbeglückter. Ich kenne nur Arbeitende und Bearbeitete.“

„Das sieht Ihnen ähnlich“, sagte Edward Berwick lächelnd, nickte dem Alten zu und ging.

„Höre doch —“

Aber er hörte nicht mehr.

Draußen, neben der Tür, stieß Edward auf die Haushälterin, die sich lang und dürr aufrichtete.

„Pfui, Marjorie!“ sagte er. „Du hast wieder einmal gehorcht!“

Sie nickte, und die Spitzen ihrer großen Haube zitterten. „Immer“, sagte sie, „ich horche immer. Ich horche seit zwanzig Jahren, Edward. Aber ich verstehe nicht alles, und das ist mein Unglück.“

„Wahrhaftig, wahrhaftig!“

„Sieh mich an, Edward! Vor zwanzig Jahren war ich eine ganz hübsche Frau, sonst hätte mich Hawkins wohl nicht geheiratet. Aber seit Elisabeth Berwick verschollen ist, muß ich horchen, und seitdem habe ich ein Gesicht bekommen wie eine Ratte, das weiß ich recht wohl. Gehe mit mir in die Küche, dort ist es wärmer, und Hawkins sitzt da und wartet auf dich, Junge.“

Sie glitt vor ihm her. Edward folgte ihr kopfschüttelnd.

Die Küche war ein sehr großer, aber gemüthlicher Raum mit gewölbten Fenstern; in der Mitte stand ein riesiger Herd, darüber öffnete sich der Rauchfang. Rings an den gedunkelsten Steinwänden schimmerte Zinn und Kupfer.

„Setze dich dorthin!“ sagte Missis Hawkins und stieß die Löpfe auf dem Herd voll Erbitterung durcheinander. „Erinnerst du dich, Hawkins, was ich dir gestern von diesem Poekridge erzählte, der hier war?“

Der Schreiber nickte.

„Du mußt wissen, Edward, daß ihn Berwick auf Reisen geschickt hatte, um nach Elisabeth zu suchen.“

„Ja?“

„Sie ist tot!“ rief Marjorie und streckte die dünnen Arme gen Himmel. „Elisabeth Berwick ist vor vielen Jahren in der Fremde gestorben, elend und verlassen! Und er — er hat ihr Erbteil und wuchert damit! Gibst es einen Gott, Edward?“

„Ich weiß es nicht, aber wenn ich ihm einmal begegnen sollte, würde ich ihm die Hand schütteln und sagen: Treut mich, Sie kennenzulernen, Sir, habe schon viel von Ihnen gehört!“

„Nun, wenn es einen gibt, dann hat er jedenfalls eine Geduld, die für uns Menschen zu lang ist!“

Der Schreiber sagte: „Tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag — denke daran, Missis Hawkins!“

„Dieser Poekridge brachte die Nachricht, daß Elisabeth ein Kind hinterlassen hat, und er wußte, wo es ist!“

„Deshalb also die Umweisung auf tausend Pfund!“ sagte Edward.

„Und jetzt ist Poekridge tot!“ schrie die Haushälterin und schlug die Hände zusammen. „Hilft ihm nicht der leibhaftige Satan? Das Kind meiner süßen Elisabeth! Zwanzig Jahre lang habe ich gehorcht und bin hinter ihm hergewesen wie eine Ratte — und jetzt endlich wäre der Tag gekommen —, da verbrennt der Teufel diesen Poekridge! Wozu habe ich gelebt?“

„Sei still!“ sagte Hawkins. „Sei ganz still, Weib, und sieh die Sache von einer anderen Seite an, du Schaf! Daß er nicht erfahren hat, wo das Kind lebt, ist wie ein Krost, auf dem er nun sehr langsam weitergebraten wird. Hältst du das nicht für einen recht ordentlichen Gesichtspunkt, Edward?“

„War es ein Junge oder ein Mädchen?“

„Das hat Pockridge nicht gesagt. Aber ich bin überzeugt, das Kind meiner süßen Elisabeth ist ein Junge — ein allerliebster Junge mit großen blauen Augen und blonden Locken!“

„Dieser ‚allerliebste Junge‘“, lächelte Edward, „dürfte inzwischen ein Mann geworden sein, meine gute Marjorie. Vielleicht hat er einen großen Schnurrbart — und vielleicht sieht er sogar seinem Onkel ähnlich.“

„Pfui, schäme dich!“ rief sie zornig. „Elisabeths Junge — und ihm ähnlich sehen! Im übrigen aber magst du recht haben: er ist ein Mann, und ich weiß, was ich zu tun habe!“

Edward Berwick blickte sie fragend an.

„Ich warte“, sagte sie und hob wieder ihre Knochenarme. „Ich warte, und wenn es noch zwanzig Jahre dauert!“

Sehr viele Londoner wußten, daß in jener Nacht der Teufel aus Hamlins Kaffeehaus gefahren war. Einige hatten ihn sogar selbst gesehen, wie er sackelgleich im Dunkel der Nacht verschwand und einen Feuerstreifen hinter sich herzog, der zunächst allerdings nur klein war; je öfter aber der Bericht weitergegeben wurde, desto mehr wuchs dieser Feuerstreif, und bald begann er sogar Blitze zu sprühen und nach Schwefel zu stinken.

Hammins Kaffeehaus freilich bestand nicht mehr, aber niemand war so einfältig, zu glauben, daß nun deshalb der Teufel endgültig die Stadt verlassen hätte. So schnell gibt der Teufel sein Spiel nicht auf, auch nicht in England. Sondern er pflegt in derartigen Fällen eine besonders liebliche Gestalt anzunehmen und sich in aller Harmlosigkeit gerade dort niederzulassen, wo ihn der Christenmensch am wenigsten vermutet.

Nein, niemand ahnte etwas, und folgendermaßen trug sich die Sache zu:

Im Herzen der Stadt, nämlich in Long Acre, saß ein großer, breiter Mann an seinem Schreibtisch und arbeitete. Er trug die schwarze Kleidung der Quäker: langen Rock, Kniehosen, Strümpfe und Schnallenschuhe. Zu diesem ruhigen und ernsten Gewande paßte sein Kopf vortrefflich, ein kluger und milder Kopf, dem man es ansah, daß viele, viele Gedanken darin wohnten, daß aber der feste Mund keinen herausgehen ließ, bevor er nicht völlig gereift war.

Weil das Lauwetter der letzten Tage eine warme und freundliche Luft mitgebracht hatte, stand das Fenster offen, und der Mann schrieb, ohne sich im geringsten von dem hereindringenden Lärm der City stören zu lassen. So vertieft war er in seine Arbeit — sie befürwortete die Annexion aller französischen Gebiete in Nordamerika durch England —, daß er den Straßenlärm einfach nicht hörte; er hörte auch nicht ein gewisses leises Geräusch, das in seinem Zimmer entstand. Aber es war bezeichnend für ihn, daß ihn schließlich ein paar Kinderstimmen ablenken konnten, die silbern von draußen hereinkamen und entzückt „Ach!“ und „Oh!“ und „Wie wundervoll!“ riefen. Während er die Feder beiseite-

legte, wendete er lächelnd das Gesicht nach dem Fenster, und da erblickte er allerdings etwas Besonderes.

Auf dem Fensterbrett saß ein großer, herrlich roter Papagei. Die Sonne schien auf sein Gefieder, daß es leuchtete wie eine Märchenblume; er saß ganz ruhig da und schaute auf die Straße hinaus.

Der Mann schob vorsichtig seinen Stuhl zurück und näherte sich langsam dem Fenster. Es wäre ihm angenehmer gewesen, wenn der Vogel ihn bemerkt hätte, aber das tat der Papagei durchaus nicht, sondern blickte zu den Kindern hinunter, ohne sich zu rühren. Man kann von niemand, auch wenn er über die Annerion eines halben Erdteils schreibt, verlangen, daß er einen so großen, fremden Papagei ohne weiteres anrührt. Der schwarz gekleidete Herr hatte sogar recht deutliche Bedenken dagegen und legte vorsichtshalber die Hände auf den Rücken. Dann trat er langsam, langsam vollends ans Fenster. Jetzt endlich bemerkte ihn der Vogel; er wich einen kleinen Schritt beiseite, drehte den Kopf schief nach oben und sah seinen Quartiergeber aus einem hellen, starren Auge an, über das sich manchmal ein bläuliches Lid zog und das rings von uralt-faltigem, grauem Glacéleder umgeben war.

„Schöner Ura, Jafo, schöner Jafo...“, sagte der Herr mit seiner allerfriedlichsten Stimme, und wunderbarerweise fühlte sich der Papagei dadurch bewogen, nicht nur seinen vorherigen Schritt zurück zu tun, sondern er kletterte sogar mit aller Selbstverständlichkeit an dem schwarzen Armel in die Höhe und setzte sich auf die Schulter seines neuen Gastgebers, als ob dies sein gewohnter Platz sei.

Infolgedessen fühlte der Herr zwar die Verpflichtung,

geschmeichelt zu lächeln, ganz ungetrübt jedoch war dieses Gefühl nicht. Denn einerseits durfte man sich dem stauenden Publikum gegenüber keine Blöße geben, andererseits war ein Papageischnabel so nahe neben den Augen entschieden ungemütlich. Das klügste war wohl, man verbarg seine Unsicherheit hinter einer bewundernswert starren Haltung — eine Situation (dachte der Herr), die keinem großen Manne unbekannt geblieben sein dürfte, die jedoch auf die Dauer unhaltbar ist.

Der Papagei kam ihm zu Hilfe; er kletterte wieder am Armel herunter, hüpfte auf den Fußboden und erklimmte schließlich im Hintergrunde des Zimmers eine Stuhllehne, wo er friedlich sitzenblieb.

„Oh, Sir“, sagte draußen ein junges Mädchen, das eine kleinere Schwester an der Hand hielt. „Können Sie ihn nicht wieder auf das Fensterbrett setzen?“

Der Herr in Schwarz lächelte und suchte nach einer diplomatischen Antwort.

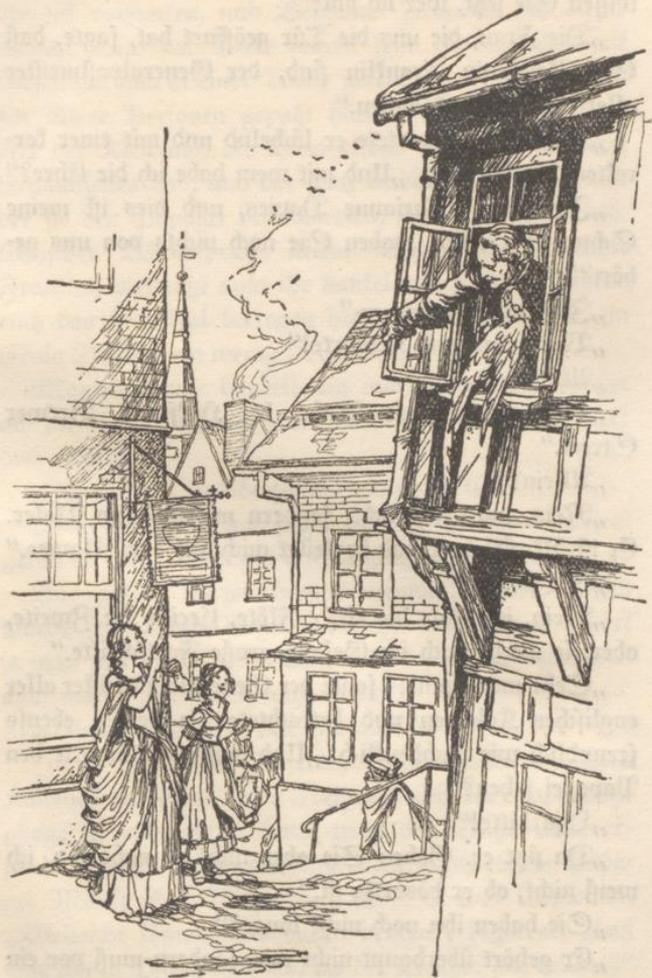
„Oder dürfen wir für einen Augenblick hineinkommen?“

Er nickte, eigentlich ohne es zu wollen, und die junge Dame setzte sogleich die Glocke an der Haustür in Bewegung.

Als die Schwestern in das Zimmer traten, machten sie beide einen ganz vortrefflichen Hofknicks, und die ältere, die etwa fünfzehn Jahre alt war, sagte:

„Ich bitte um Verzeihung, Sir! Wenn ich gewußt hätte, daß ich durch meine Zudringlichkeit die Arbeit eines so großen und berühmten Mannes störe, würde ich mir niemals erlaubt haben, hier einzudringen!“

Der Herr in Schwarz war nicht wenig verwundert über das erwachsene Benehmen und die wohlgesetzte



Rede des Kindes. „Und woher, mein kleines Fräulein, wissen Sie jetzt, wer ich bin?“

„Die Frau, die uns die Tür geöffnet hat, sagte, daß Sie Benjamin Franklin sind, der Generalpostmeister aller englischen Kolonien.“

„Richtig!“ antwortete er lächelnd und mit einer korrekten Verbeugung. „Und mit wem habe ich die Ehre?“

„Ich heiße Marianne Davies, und dies ist meine Schwester Cecilie. Haben Sie noch nichts von uns gehört?“

„Ich muß gestehen —“

„Wir geben doch Konzerte!“

„Ah!“

„Hier ganz in der Nähe, bei Hickfords, Brewer Street.“

„Allein?“

„Nein, natürlich nicht, sondern mit unserem Vater. Er ist Musiklehrer und begleitet mich auf dem Klavier.“

„Sie singen?“

„Nein, ich blase die Erste Flöte, Cecilie die Zweite, aber sie macht auch im Gesang große Fortschritte.“

„Sehr interessant!“ sagte der Generalpostmeister aller englischen Kolonien und betrachtete die beiden ebenso freundlich wie nachdenklich. „Und nun möchten Sie den Papagei sehen?“

„D ja, bitte!“

„Da sitzt er. Gehen Sie aber nicht zu nahe hin, ich weiß nicht, ob er böse ist.“

„Sie haben ihn noch nicht lange?“

„Er gehört überhaupt nicht mir, sondern muß vor ein paar Minuten zugeflogen sein — Sie haben ihn früher entdeckt als ich.“

Die Mädchen standen vor dem Vogel, ganz in seinen Anblick versunken, und Benjamin Franklin sah dieses hübsche Bild an. Beide waren sehr einfach, aber mit Geschmack und in einer Weise gekleidet, wie es eigentlich für ältere Personen gepaßt hätte, und zwischen dieser Art der Kleidung, die ihnen etwas unverhältnismäßig Erwachsenes gab, und der ganz kindlichen Andacht, mit der sie den Papagei bewunderten, bestand ein rührend-komischer Widerspruch. Arme Wunderkinder, dachte Franklin, vielleicht ahnt ihr dunkel, um wieviel Jugend euch das Schicksal betrogen hat, als es euch dafür ein wenig Beifall, ein wenig leeren Ruhm gab!

Marianne war dunkellockig und einen Kopf größer als die blonde Cecilie, beide aber waren für ihr Alter doch recht klein.

„Ist er nicht wunderschön?“ flüsterte Cecilie.

Marianne nickte und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Und er hätte ebensogut u n s zusliegen können...!“

Aus gutem Herzen heraus meinte Franklin: „Ich würde Ihnen den Vogel gern schenken, aber er gehört ja nicht mir — und was man nicht besitzt, das kann man auch nicht verschenken, nicht wahr?“

„Was werden Sie mit ihm tun?“

Ja — was? Der Generalpostmeister aller englischen Kolonien verspürte keine Neigung, sich der Papageienpflege zu widmen; er hatte zwar den Blitzableiter erfunden, wußte jedoch im Augenblick nicht, ob ein Papagei Mäuse oder Nüsse fraß. Aber er war Diplomat. „Vielleicht könnte man daran denken“, sagte er, „daß Sie ihn in Pflege nehmen, bis der Besitzer sich meldet?“

„O ja!“ sagte Marianne aufleuchtend. „Das wollen wir tun! Ich danke Ihnen so sehr! Wir haben einmal

Turteltauben gehabt, der Käfig muß noch irgendwo stehen. Dürfen wir ihn holen?"

„Gewiß!“ Er war froh, daß das ganze Erlebnis auf diese Weise zu Ende kommen würde, entließ die Kinder auf das freundlichste, und da der Papagei verschlafen auf seiner Stuhllehne sitzenblieb, machte sich Franklin wieder an die Annexion der französischen Gebiete in Amerika.

Er hatte jedoch noch nicht einmal die Mündung des Mississippi erobert, als es schon wieder klopfte.

Diesmal erschien Walter Davies, der Vater der beiden Mädchen, persönlich und allein; er trug einen hinlänglich großen Drahtkäfig, den er neben der Tür auf den Fußboden stellte, um den Generalpostmeister mit der gebührenden Höflichkeit begrüßen zu können.

Davies machte keinen schlechten Eindruck auf Franklin, abgesehen freilich von einem gewissen feuchten Glanz der Augen, der dem Quäker verriet, daß sein Besucher höchstwahrscheinlich eine Neigung zu geistigen Getränken hatte, die ihm sehr verdammenstwert erschien.

Nachdem die ersten Komplimente gewechselt waren, sagte Franklin: „Ich fürchte nur, daß sich Ihre Kinder nicht lange an dem Vogel freuen werden. Der Besitzer eines so schönen Tieres wird gewiß alles tun —“

Davies schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht, Sir. Nein, leider darf ich es nicht glauben, denn zufällig habe ich gehört, daß dieser Vogel, wenn nicht alles täuscht, das Eigentum meines Freundes Poekridge war — und Poekridge ist zu meinem Bedauern nicht mehr in der Lage, den Papagei abzuholen.“ Er berichtete kurz.

„Eine schreckliche Geschichte!“ sagte Franklin. „Sie

können in dem Vogel also ein Vermächtnis Ihres Freundes sehen.“

„Gewissermaßen . . . weiter hatte er ja nichts mehr zu vermachen, obwohl ich glücklich gewesen wäre, nur einen Bruchteil seines Genies zu erben. Ein Erfinder, Sir, wie er nicht oft geboren wird!“

„Wahrhaftig?“ fragte Franklin interessiert und bot Davies die Schnupftabakdose an. „Was hat er zum Beispiel erfunden?“

Der Musiker erzählte von den seltsamen Plänen und Ideen Richard Poekridges. Franklin hörte zu und dachte sich sein Teil. „Ja, und dann seine letzte Erfindung: die harmonischen Glaschalen! Wir haben noch vor einem Jahr nächtelang darüber disputiert, Sir, aber dann kam diese Reise, von der niemand etwas Genaueres weiß, und nun hat er das wunderbare Instrument mit ins Grab genommen. Ich bin sehr unglücklich darüber, denn ich hatte mir viel davon versprochen! Er wollte es mir abtreten, und ich wäre damit auf Kunstreisen gegangen. Aber so ist der Lauf der Welt: Ein armer Teufel langt ins Pech, wohin er greift.“

Der Generalpostmeister ließ sich von dem Instrument berichten. Davies als Musiker konnte ihm genau sagen, worauf es dabei ankam, und Franklin hörte immer aufmerksamer zu.

„Das ist alles recht gut“, sagte er schließlich, „aber — haben Sie noch einen Augenblick Zeit?“

„Solange Ihnen meine Gesellschaft angenehm ist, Sir!“

„Ich wollte sagen: Mir scheint diese Erfindung in einer Hinsicht noch sehr unvollkommen zu sein. Tönende Schalen, die nebeneinander auf dem Tische stehen und

mit dem Geigenbogen gestrichen werden müssen, sind doch kein Musikinstrument!“

„Wieso?“ meinte Davies und faltete die Stirn.

„Sechszwanzig einzelne Schalen, Herr Davies! Um darauf zu spielen, müßte man ja wie ein Toller von einer zur anderen springen! Stellen Sie sich einen Pauker vor, der sechszwanzig Pauken zu bedienen hat! Stellen Sie sich vor, Sie sollten einen Lauf, eine Kadenz darauf spielen — Sie müßten ein Schlangenmensch sein, und selbst dann kämen Sie über ein Largo wohl kaum hinaus!“

„Das ist allerdings richtig!“ Davies kratzte sich hinter den Ohren.

„Und Akkorde? Akkorde sind überhaupt unmöglich — oder Sie müßten zwanzig Hände haben wie eine indische Göttin. Und dabei kann ich mir denken, daß gerade Akkorde sehr gut klingen würden!“

„Alles richtig!“ sagte Davies kleinlaut. „Mein armer Freund war eben noch nicht soweit . . . Er hätte bestimmt eine Lösung für diese Probleme gefunden . . . Nun ist es zu spät. Aber hallo, Sir, was schießt mir da durchs Hirn? Sie haben die schwache Seite der Idee sofort gesehen, Sie sind ein berühmter Physiker — weshalb machen Sie die Erfindung nicht fertig? Das muß doch eine Kleinigkeit für Sie sein! Ich bitte Sie: helfen Sie mir!“

Franklin hob die Schultern und dachte an die Annexion der französischen Gebiete in Amerika, die er mit soviel Umsicht eingeleitet hatte.

„Helfen Sie mir, Sir! Lassen Sie mich nicht in der Tinte sitzen! Ich habe Schulden bis über den Kopf, obwohl ich mit meinen Mädchen arbeite wie ein Verzweifelter. Die armen Dinger — ihre Mutter ist tot, ich

hätte ihnen eine lustigere Jugend gegönnt! Vielleicht ließe sich doch noch Geld verdienen mit der Erfindung?"

Franklin erwiderte darauf nichts. Er blickte an Davies vorbei auf den Fußboden. Schließlich sagte er mit seltsam veränderter Stimme: „Der Papagei!“

Davies sah sich um.

„Der Papagei ist ganz freiwillig in den Käfig geklettert, Herr Davies! Wie merkwürdig! Er gehörte Ihrem Freunde Pockridge ... Ich muß Ihnen gestehen: Ich habe etwas gegen ihn, obwohl ich sonst wahrhaftig nicht abergläubisch bin. Aber haben Sie nicht auch das Gefühl, daß er irgendwie mit dieser Erfindung und ihrem Schicksal zusammenhängt, innerlich, meine ich? Ohne ihn hätte ich nie etwas von ihr erfahren, aber jetzt krallt sich der Gedanke bei mir ein wie eine Fledermaus. Gut, Sir — ich werde mich gelegentlich damit beschäftigen, aber jetzt gehen Sie und nehmen Sie diesen Papagei mit, ich bitte Sie!“



Drittes Kapitel

Als der Leutnant von Moncade drei Tage lang weder zum Dienst noch zum Essen erschienen war, ließ Reibnitz den kleinen Hülsen kommen.

„Nun? Hat er sich beruhigt? Sie können ihm sagen, daß er wieder anzutreten hat.“

Hülsen machte sein erstauntestes Kindergesicht und fragte nur: „Wer?“

„Wer? Moncade natürlich!“

„Moncade?“

„Ja doch, zum Teufel! Weshalb starren Sie mich so an? Ihnen wird er es doch wohl erzählt haben?“

„Was erzählt?“ fragte Hülsen, und sein Mund blieb halb offen.

„Daß er seinen Abschied eingereicht hat!“

„Sawohl, allerdings...“

„Nun also! Und?“

Hülsen sah den Major an; er wußte nicht, was er von diesen sonderbaren Fragen halten sollte.

Dem guten Reibnitz wurde bei diesem Blick plötzlich sehr sonderbar. „Was macht er?“

„Moncade?“

„Herrgott, ja! Wer denn sonst?“

„Moncade...“, sagte Hülsen, „Moncade ist in Urlaub!“

„Ist...?“ Dem Major dämmerte etwas. „Ist... Wollen Sie damit etwa sagen, daß er — daß er sich nicht hier in Neisse befindet?“

„Allerdings nicht“, antwortete Hülsen. „Er sagte mir, daß Sie ihm Urlaub gegeben haben.“

„Das hab' ich freilich...!“

„Dann ist die Sache also in Ordnung . . . Fast hätten Sie mich erschreckt, Herr Major!“

„Nicht mehr in Reife, sagen Sie?“

„Nein!“

„Wohin?“

„Weg!“ antwortete Hülßen. „Noch am selben Abend, an dem er mit Ihnen gesprochen hatte, ist er fortgeritten. Erst wollte ich mißtrauisch werden, weil er das bißchen Zeug, das unsereins hat, in seine Taschen stopfte, aber dann sagte er mir, daß Sie selber ihn in Urlaub schicken, und weil ich's immer noch nicht recht glauben wollte, gab er mir sein Ehrenwort!“

„Lust!“ sagte Reibnitz heiser. „Kommen Sie mit ins Freie, Hülßen!“

Draußen liefen sie hin und her, der kleine Hülßen hopsend neben dem langen Major, und nachdem der Major ein ganzes Brillantfeuerwerk von Glüchen losgelassen hatte, faßte er das Ergebnis der Untersuchung in die knappen, aber äußerst treffenden Worte zusammen: „Das hat uns gerade noch gefehlt!“, und der Leutnant nickte trübe: „Sawohl, Herr Major!“

„Das Regiment ist bei Seiner Majestät ohnehin in Ungnade. Wenn der König nun vollends diese Geschichte erfährt, werden wir weder den Grenadiermarsch noch den Musketiermarsch, sondern —“, und dann sagte er etwas Militärisch-Raues, was sich aber nur auf einen Teil des Marsches bezog.

Hülßen erwartete, daß der Major ihn fragte, ob Moncade etwas über seine Pläne geäußert habe, und war entschlossen, auch in diesem Punkte die Wahrheit zu sagen. Aber der Major fragte merkwürdigerweise nichts. Hülßen seinerseits war der Meinung, daß ein preussischer

Leutnant nicht zu reden brauche, wenn dies nicht befohlen sei; also schwieg er gern, denn schließlich war Moncade ja sein Freund gewesen.

„Und ich selber“, sagte Reibniz und schüttelte den kleinen Leutnant, „ich selber bin schuld daran! Ich hab' ihm den Urlaub gegeben — ohne Einschränkung! Wenn man ihn erwischt und verhört, kann er seelenruhig antworten: ‚Halten Sie sich an den Major von Reibniz!‘ Mein Gott, Hülsen! Ich sage nur: Wenn das der König erfährt!“

Hülsen dachte nach und meinte schließlich bekümmert: „Ich fürchte, man wird ihn nicht erwischen! Da er so unvorsichtig war, bei Nacht und Nebel davonzureiten, wäre es kein Wunder, wenn ihn Damm oder der Teufel holte.“

Der Major nickte mit einem schweren Seufzer:

„Ich will's ihm übrigens nicht wünschen. Er war einer der schneidigsten Offiziere, die der König hat — hatte —“

„Ja, das war er.“

„Freilich ein toller Kerl!“

„Wenn einer so im Februar über Land reitet — vielleicht tut die Kälte seinem Hitzkopf wohl? Vielleicht besinnt er sich und kommt zurück?“

Hülsen schwieg. Daran glaubte er nun nicht.

„Aber dann!“ brüllte der Major plötzlich. „Dann sperre ich ihn ein, bis ihm die Knochen knacken!“

Das blieb ein frommer Wunsch. Denn es sollten Wochen und Wochen vergehen — Moncade blieb verschwunden.

Das Regiment verließ die Winterquartiere.

Das Regiment marschierte. Der Musketiermarsch! Ohne den Leutnant Moncade.

Weder Damm noch der Teufel holten ihn, denn so einfach ging das bei Moncade nicht, obgleich sie anfangs manchmal nahe daran waren — es war weit nach Hochkirch.

Eingehüllt in seinen dicken Wintermantel war er aus Neise geritten, die Landkarte in der Tasche, dabei so viel Fleisch und Brot, wie er unterbringen konnte; denn er wußte: das Gebiet nach Westen zu, der Weg über Ottmachau nach Landeshut bis zur sächsischen Grenze, war jahrelang voll gewesen vom Krieg und war es noch, wenn auch die große Winterruhe herrschte. Zwei doppeläufige gezogene Pistolen hatte er zu sich gesteckt.

Die Nacht stand schwarz und still über dem ungewissen Dunkelgrau der Schneefelder, und so wie in der Welt sah es auch in Moncade aus. Sein Zorn, seine Verbitterung, sein Troß wurden milder in dieser ganz einsamen, weichen Nacht, aus deren Frieden sich doch unversehens die Gefahr aufrichten konnte, und damit kam ihm die Besonnenheit zurück. Er versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Ordnung? Nun, es war alles in Ordnung! Der Major selber hatte ihn fortgeschickt — nein, nicht eigentlich fortgeschickt, das mußte man wohl innerlich zugeben... aber das eine stand fest: Der Leutnant Moncade hatte seinen Abschied richtig eingereicht, hatte Urlaub, konnte reiten, wohin es ihm gefiel. Sogar nach Hochkirch — wenn er wollte. Und das wollte er nun eben. Was sonst? Nichts. Er ritt weiter.

Das Pferd strabte auf ausgetretenen Wegen, das Lederzeug knirschte leise, und wie die Stunden verramen, so verging auch Moncades Zorn. Da war ein Dorf, zerschossen und tot. Dort lag eines, das verschont geblieben war. Die Hunde bellten herüber.

Er nahm die Zügel fester.

Als der Morgen schwerfällig und krank heraufkroch, kam er an einen Hof, stieg aus dem Sattel und fragte nach Futter für sein Pferd. Während er neben dem Bauern im Stalle stand und sich wärmte, erfuhr er, daß er die österreichische Postenkette längst überritten hatte.

„Verdammt —!“ sagte Moncade. „Das — hm — das hab' ich mir schon lange gewünscht!“ Erkundigte sich aber doch nach einem Wege, der ihn samt seiner königlich preussischen Uniform wieder darüber hinausführte, bedankte sich und ritt davon. Jetzt war keine Zeit mehr für Zukunftsüberlegungen, jetzt hieß es aufpassen!

Nach einer Stunde bewegte sich etwas am Horizont.

Moncade glaubte, es sei eine Patrouille, und da er nicht weit vor sich am Wege eine Feldkapelle sah, beeilte er sich, sie zu erreichen. Die Tür war längst zertrümmert; was es an Holz in dem kleinen Raum gegeben, hatte man zum Lagerfeuer geschleppt.

Er ließ sein Pferd hinter der Kapelle stehen, ging hinein und spähte durch ein großes Loch in der bunten Fensterscheibe nach der verdächtigen Gesellschaft, die da herankam.

Es war aber keine Patrouille, sondern ein nobler geschlossener Reiseschlitten; man hörte schon die Schellen am Geschirr, und auf jeder Seite des Schlittens trabte ein österreichischer Dragoner.

In einer halben Minute würden sie da sein, aber Moncade brauchte nur fünf Sekunden, um sich zu entschließen.

Mit der einen Pistole stand er im Anschlag, die zweite hielt er in der Linken, und als der Schlitten heran war,



knallten zwei Schüsse in die graue Luft. Die Pferde der beiden Dragoner stiegen erschreckt — und in dem Augenblick, da Moncade, die zweite Pistole zum Schuß erhob, aus der Kapelle stürzte und die Österreicher die preussische Uniform sahen, gaben sie ihren Säulen die Sporen und rasten davon, nicht zurück, sondern den Weg entlang, den sie hätten reiten sollen. Der Kutscher war vom Boß und hinter den schützenden Schlitten gesprungen.

Moncade trat an den Schlitten heran. Mit der Linken öffnete er den Schlag, in der Rechten hielt er die Pistole. Er sagte: „Ich bitte um Verzeihung, aber —“

Da sah er, daß er keine Höflichkeiten zu verschwenden brauchte, denn der Schlitten war leer, der Platz des Fahrgastes wurde durch einen Koffer und sonst nichts eingenommen.

„Auch gut!“ sagte Moncade, obwohl er nichts dagegen gehabt hätte, einen österreichischen General oder ein hübsches Mädchen zu fangen.

Während er noch verwundert dastand, hörte er hinter sich dumpfe Hufschläge im Schnee: Der Kutscher hatte seinen schweren Fahrpelz abgeworfen, war um die Kapelle herumgelaufen und galoppierte jetzt — auf Moncades Pferd — den Dragonern nach.

„Hol dich der Teufel!“ schrie der Leutnant und zielte. Aber der Mann war schon zu weit, beide Schüsse gingen fehl.

„Eine schöne Geschichte!“ sagte Moncade und schmiß wütend die Pistolen in den Schlitten. Er blickte rundum und überlegte — sehr lange freilich durfte man sich hier nicht bedenken.

Was also?

Die Schlittensperde standen wie die Lämmer. Er stieg in den Schlitten und versuchte, den Koffer zu öffnen. Mit Gewalt glückte es. Zuerst lag eine österreichische Offiziersuniform, dann kamen Zivilkleider und Wäsche und schließlich ein paar Aktenbündel.

„Noch besser!“ sagte Moncade, suchte einen schönen dunkelgrünen Rock heraus und alles, was dazugehört, und fing an sich umzukleiden; damit war er bald fertig und packte seine eigenen Sachen zu den anderen in den Koffer.

Dann zog er den schweren Schafspelz an, den der Kutscher weggeworfen hatte, wendete den Schlitten, stieg auf und fuhr davon.

Soweit war er nun. Jetzt aber?

Während er die Pferde traben ließ, überlegte er scharf und ruhig. Bei einer der nächsten Straßengabelungen

bog er ab und schlug einen verschneiten Weg ein, auf dem, wie er am Fehlen der Spur sah, der Schlitten bestimmt nicht hergekommen war; so vermied er wenigstens, dorthin zu geraten, wo man das Gefährt und den Koffer kannte.

In den paar Dörfern, durch die er kam, hielt ihn niemand auf. Er sah auch keine österreichischen Truppen.

Um die Mittagszeit aber, als er an einem Waldgasthause vorüber wollte, rief ihn plötzlich ein Posten an, und aus der Tür sauste ein Duzend weißbrodigen österreichischer Infanteristen mit einer Geschwindigkeit, als wären es Preußen.

„Halt!“

Moncade erkannte, daß an Flucht nicht zu denken war. Also stieg er vom Boß, grüßte höflich und sagte: „Gott sei Dank!“

„Was wollen Sie hier?“ fragte der Leutnant und besah ihn mißtrauisch. „Ihren Paß!“

Moncade nickte und öffnete den Schlag. „Wie Sie sehen, bin ich allein!“ sagte er und gab seiner Ansprache einen stark französischen Akzent.

Der Leutnant wurde höflich. „Ich muß Sie um eine Erklärung bitten, mein Herr. Wollen Sie mir ins Haus folgen!“

Als sie am Feuer saßen, sagte der Reisende: „Sie wünschen meinen Paß zu sehen, aber ich kann Ihnen damit leider nicht dienen, denn er ist mir von den Preußen abgenommen worden. Sie müssen mir deshalb einseitig ohne amtliche Bestätigung glauben, daß ich der Vicomte de Moncade bin, aus Wien komme, wohin ich dem französischen Gesandten einige Akten zu bringen hatte, und nach Dresden will.“

„Aber Sie können auf diesem Wege unmöglich Preußen getroffen haben!“

Moncade zuckte die Achseln. „Ich war als französischer Offizier vor anderthalb Jahren mit bei Kofsbach — seitdem halte ich bei den Preußen alles für möglich. Ist Ihnen — zwei oder drei Stunden von hier — die kleine Kapelle bekannt?“ Er beschrieb sie. „Dort war es!“ Moncade erzählte sehr anschaulich von dem Unfall. Ahnungslos im Schlitten sitzend, war er plötzlich in eine Schießerei zwischen einer österreichischen Dragonerpatrouille und einer ziemlich starken preussischen Abteilung geraten. Die Preußen hatten den Platz behauptet und schließlich ihn, den ganz Unbeteiligten, in aller Ruhe ausgeplündert; dann waren sie davongeritten. Sein Kutscher war geflohen. Daß allerdings der gefüllte Koffer, der friedlich im Schlitten stand, nicht ganz zu der Ausplünderung paßte, machte ihm heimliche Beschwerden; wenn der Österreicher den sah — aber das war eben einer von jenen Augenblicken, wo man sich auf seinen Stern verlassen mußte.

„Ich bin Ihnen, Herr Vicomte, für die Mitteilungen, die Sie mir da machen, höchst verbunden“, sagte der Leutnant. „Sie sind so wichtig, daß ich sie sofort an den Regimentsstab weitergeben werde.“

„Das begreife ich“, sagte Moncade.

„Da Sie nach Sachsen wollen, so kommen Sie ohnehin bei meinem Regiment vorbei. Ich gebe Ihnen einen Mann mit, der die Meldung dorthin zu bringen hat. Übrigens kann er Sie fahren!“

„Ausgezeichnet! Setzen Sie Ihrer Güte die Krone auf und schreiben Sie ein paar Zeilen, mit denen Sie Ihren Oberst bitten, mir einen vorläufigen Paß auszu-

stellen, damit ich nicht alle paar Meilen neue Schere-
reien habe!“

Der Leutnant tat das bereitwillig, und so fuhr der
Vicomte de Moncade, der noch vor zwei Stunden preu-
ßischer Offizier gewesen war, mit einem österreichischen
Soldaten auf dem Bock ruhig und sicher durch die Trup-
pen der Kaiserin bis zum Stabsquartier.

Dort stellte ihm der Oberst den erbetenen Paß aus
und begleitete ihn persönlich zum Schlitten.

Aber da fiel sein Blick auf den Koffer. Er stuzte, und
den Vicomte traf ein Blick, der von äußerst kränkendem
Mißtrauen zeugte.

„Sinn — sagen Sie nicht, daß Sie ausgeplündert
worden seien, mein Herr?“

„Der Koffer gehört nicht mir.“

„Nicht Ihnen?“

„Nein. Ihr Leutnant bat mich, ihn nach Baugen mit-
zunehmen.“

„Was hat der Leutnant nach Baugen zu schicken?“

„Ich weiß es wahrhaftig nicht“, antwortete der Vi-
comte kühl. „Was mich betrifft, so pflege ich mich nicht
für fremde Koffer zu interessieren.“

„Darf ich Sie trotzdem bitten, ihn zu öffnen?“

„Er ist offen, soviel ich weiß.“ Moncade klappte den
Deckel auf.

Der Oberst sah die österreichische Uniform, die oben-
auf lag, und sagte: „Ich wünsche Ihnen eine glückliche
Reise!“ Der Vicomte dankte sehr gemessen.

So begann die große und seltsame Irrfahrt des ge-
wesenen Leutnants Moncade, der nicht mehr zu den
Preußen zurücksand.

Kreuz und quer fuhr er durch Schlesien, bald diesseits, bald jenseits des Gebirges, und wich sowohl den Österreichern als auch den Preußen nach Möglichkeit aus; wenn er aber einmal gar nicht mehr ausweichen konnte, so lag in seinem Koffer immer diejenige Uniform oben auf, die gerade paßte, und von seinem österreichischen Ausweis machte er den geschicktesten Gebrauch. Trotz allen Schwierigkeiten kam er seinem Ziel, nämlich dem bei Bauzen gelegenen Schlachtfeld von Hochkirch, langsam näher, und schließlich — der Schnee verging schon — hatte er es erreicht.

Wo kein Schnee mehr ist, hat auch der schönste Schlitten wenig Sinn. Moncade verkaufte ihn also, und da saß er nun mit seinem Koffer in einem Bauzener Wirtshaus. Die Wege waren grundlos geworden; man würde wenigstens eine Woche warten müssen, bis die freundlich-schüchterne Vorfrühlingssonne sie einigermaßen getrocknet hatte.

Moncade benutzte diese Rast, um den Inhalt des Koffers genauer anzusehen. Vielleicht lohnte sich das Studium der Akten, die darin waren, vielleicht fand sich etwas, worauf er seine Zukunft aufbauen konnte; denn solange er unterwegs gewesen war, hatte ihn die Gegenwart mit ihren Fährnissen durchaus in Anspruch genommen, nun aber schien es ihm, daß er auch das Kommende bedenken müsse, und zwar um so gründlicher, je unklarer es war — und es war, bis auf einen Punkt, noch völlig unklar.

Aber seine Hoffnungen wurden enttäuscht. Die Akten enthielten nichts als Verwaltungsangelegenheiten eines österreichischen Regiments, Abrechnungen über Sold und Verpflegung. Der Koffer hatte offenbar einem Obersten

gehört, dessen Unterschrift Moncade als „Allendorf“ las; genau konnte er sie nicht entziffern — sie war ihm auch gleichgültig. Und dann war da noch ein Bündel Briefe, von einer Frau geschrieben, in französischer Sprache. Ohne Anteilnahme überflog er einige und merkte bald, daß sie schon viele Jahre alt waren. Alte Liebesbriefe? Ach, es gab augenblicklich nichts Unwichtiges für ihn!

Mißmutig packte er alles wieder zusammen und verließ sein Zimmer, um ein wenig spazierenzugehen; denn die Wände standen eng beieinander, es war ihm nicht wohl ums Herz. Völl ungueter Gedanken schritt er die Straße entlang, ließ den Kopf hängen und sah weder rechts noch links. In diesen Tagen wahrscheinlich würde sein Regiment marschieren... unter den Fahnen des Großen Friedrich. Es ging dem König von Preußen schlecht. Die österreichische Front war weit nach Nordosten hinaufgeschoben, er hatte Unglück, brauchte jeden Mann. Und Leutnant Moncade?

Er ballte die Fäuste. Dummheit oder nicht, dachte er, das hilft nun nichts mehr. Schäme dich und friß aus, was du dir eingebrockt hast! Er gab sich einen Ruck und hob den Kopf.

Und als er den Kopf hob, geschah dies in einem jener Augenblicke, die das Schicksal mit einer Geduld vorbereitet, wie sie nur Gott haben kann, in einem jener höchst seltsamen und bedeutenden Augenblicke, in denen das Leben bei einer entscheidenden Wegkreuzung angelangt ist und wo der Mensch ganz plötzlich und unmittelbar spürt, daß es keinen Zufall gibt.

Moncade nämlich sah in ein Paar blaue Augen und blieb erschrocken stehen.

Er erkannte zunächst gar nicht das Gesicht, denn dieses Gesicht war aus seiner Erinnerung weggelöscht — die Augen allein waren immer gegenwärtig vor ihm gewesen.

„Sie sind es, mein Fräulein!“ sagte er und vergaß jeden Gruß.

Das Mädchen lächelte nicht, sondern fragte ganz ernst zurück: „Wer bin ich?“, und dabei schauten sie einander unverwandt in die Augen.

„Sie sind es, die mich am Tage nach Hochkirch gepflegt hat und die ich seitdem suche!“

„Sie suchen mich, Herr von Moncade?“

„Ihretwegen bin ich hier! Aber —“

„Nun?“

„Verzeihen Sie — ich glaubte stets, ich hätte damals im Herrenhaus eines Gutes gelegen...?“

„Und?“

„Wir sind hier in der Stadt!“

Sie errötete, und nun lächelte sie auch und schlug endlich die Augen nieder, so daß Moncade sich befreit fühlen, sich fassen und sie betrachten konnte.

Sie trug ein schwarzes Wollkleid, ein gestricktes blaues Schultertuch und ein Häubchen, und an ihrem Arm hing ein Korb mit Möhren.

„Die Erinnerung hat Sie nicht getäuscht, Herr von Moncade“, sagte sie, „obwohl Sie damals nur eine Minute lang bei Besinnung waren. Sie befanden sich am Abend von Hochkirch und noch eine ganze Woche danach freilich in einem Schlosse. Aber die rührende Geschichte, die Sie sich später dazugedacht haben, stimmt nicht. Sie sehen ja, daß ich kein Fräulein bin. Ich war damals zufällig dort, weil die Tochter des Gutsherrn

meine Freundin ist, und da ich mich auf Krankenpflege verstehe — — schade, daß Ihr schöner Roman in soviel Nüchternheit endet, nicht wahr?"

„Sie wohnen hier in der Stadt?"

„Bei meinen Eltern.“

„Wer ist Ihr Vater?"

„Der Stadtkantor August Fürchtegott Ziehle, da Sie es denn so genau wissen wollen.“

„Sie werden mir erlauben“, sagte Moncade, „daß ich Ihren Herrn Vater besuche? Ich bin seiner Tochter und also auch ihm großen Dank schuldig.“

„Das sind Sie freilich“, antwortete sie. „Ich war damals in schrecklicher Sorge, ob ich Sie durchbringen würde, und ich muß Ihnen sagen, daß Sie ein sehr schlechter und besonders wilder Patient waren! Kommen Sie heute abend, ich werde Sie gebührend anmelden.“

Sie gab ihm die Hand, lächelte und ging davon.

Erst als der Weg vollends grundlos wurde, bemerkte Moncade, daß er, tiefsinnig hinwandelnd, die Stadt verlassen hatte, und nun schüttelte er über sich selber den Kopf. Der Zustand seines Gemüts war seltsam genug. Seine Träume hatten ihm die Begegnung mit der unbekanntem Geliebten ganz anders gezeigt, aber er war weder enttäuscht noch verstimmt — nur befremdet von jener Art Fassungslosigkeit, die den Menschen überkommt, wenn er auf das Unerwartete trifft, zumal wenn es ihm in Gestalt einer Frau begegnet.

Moncade lehnte sich an das hölzerne Geländer einer Brücke und blieb da ganz ruhig.

Der Vorfrühlingstag war um ihn, von nichts andern noch geschmückt als vom rieselnden Licht, das wie durchsichtiges Gold über den unerwachten Wiesen und den

fernhin gewellten Hügeln schimmerte. Über das kühle Blau des Himmels waren Fäden aus hauchzartem Silber geblasen, und dieses wunderbare Gespinnst war es, das den Einsamen fesselte. Die Unbegreifbarkeit und Ferne, das gestaltlos Schöne begann ihn an sich zu ziehen, ihn zu verzaubern, und er vergaß das Dasein der Zeit. Bis zu diesem Augenblick war er nur ein Flüchtling gewesen, der vieles hinter sich gelassen hatte, ohne zu erkennen, was vor ihm lag. Auch jetzt erkannte er's noch nicht, aber er wußte doch, wo sein Ziel lag.

Plötzlich fröstelnd in einer unbestimmten Leere, nahm er den Mantel fester um sich und wanderte langsam nach der Stadt zurück wie auf dem Weg zu einem neuen Leben.

Als es dämmerig wurde, suchte er die besten Kleider aus dem Koffer. Der bestellte Barbier kam und begann einen Endkampf mit Moncades Haar, dessen Wildheit, jahrelang durch den straff geflochtenen preussischen Zopf gebändigt, in letzter Zeit wieder aufgewacht war, da er versucht hatte, es in einen sanften, schleifengeschmückten Haarbeutel zu zwingen. Der Barbier blieb Sieger: Moncades schöner und kühner Kopf trug nun eine sorgfältig gepuderte Frisur mit zwei kunstvollen Lockenrollen über den Schläfen, die dem Gesicht etwas sehr Gepflegtes gaben.

So ging er zu dem Stadtkantor August Furchtegott Ziehle, der in einem recht hübschen Haus neben Sankt Peter wohnte.

Eine runderliche Frau öffnete die Thür und leuchtete ihm ins Gesicht. „Gewiß der Herr Leutnant von Moncade!“ sagte sie. „Trete der Herr nur ein, ich hoffe, es gefällt ihm bei uns!“



„Sie sind die Frau Stadtkantorin selber?“

„Zu dienen, und da ist mein Mann.“

Moncade begrüßte das Kantorspaar aufs höflichste und fühlte sich ebenso aufgenommen.

Die Stube, in der sie saßen, war niedrig, aber groß und mit einer Sorgfalt gehalten, wie er sie nie gesehen hatte. Es schien, daß Mutter und Tochter kein anderes Lebensziel kannten, als unzählige Spitzen für diese Stube zu klöppeln: weiße Spitzenvorhänge an den Fenstern, weiße Spitzendecken für das Sofa, für Tisch und Stühle, Spitzen überall, wo es nur eine Gelegenheit gab, mit einem Knopf daran hängenzubleiben. Ein großer Kachelofen, der vom Flur aus geheizt wurde, verbreitete die schönste Buchenholzwärme, und mit ihr mischte sich der Geruch von geschuerten Dielen, von Äpfeln und

vom Dreikönigskanaster, den der Stadtkantor aus einer langen türkischen Staatspfeife rauchte, die so ausah, als ob sie nur festtags vom Brett genommen werden dürfte.

Obgleich Moncade keine Übung darin hatte, Herrlichkeiten dieser Art zu bewundern, versuchte er's doch nach Vermögen und stellte zufrieden fest, daß die Frau Stadtkantorin Laura Ziehle über sein Lob geradezu aufleuchtete.

August Fürchtegott war ein Männchen, das man sich nicht wohl anders als in einem geblühten Schlafrock denken konnte; er hatte ein zerknittertes, verschmißt-gutmütiges und sehr humoriges Gesicht, das er vor einer besonders treffenden Bemerkung mit Tabak zu vernebeln pflegte, um die Pointe durch dieses Gewölk um so unvermuteter abfeuern zu können, daher man, wenn er ganz mächtig zu passen begann, sich jedesmal auf einen Geistesblitz gefaßt machen durfte, der sein sächsisches Originalgenie in bengalischer Beleuchtung erscheinen ließ, was freilich auch angebracht war, da man es sonst vielleicht übersehen hätte.

„Charlotte muß jeden Augenblick zurück sein, und dann wollen wir uns gleich ans Essen machen“, sagte die Stadtkantorin. „Nur werden Sie Nachsicht mit unserer Küche haben müssen; man kann sich in diesen Kriegzeiten nicht aussuchen, was einem schmeckt.“

„Ja, ja...“, sagte August Fürchtegott, „das ist nun schon das drittemal in zwanzig Jahren, daß unser Land den Krieg zwischen Preußen und Osterreich auf dem Buckel hat.“ Pass, pass, pass! „In der Weltgeschichte ist es leider manchmal umgekehrt wie im Sprichwort: Wenn zwei sich streiten, steckt der Dritte die Prügel ein. Sprichwörter gelten eben nur fürs bürgerliche Leben.“

Der Gast erklärte, daß er diese Bemerkung für sehr treffend halte. „Ich begreife, daß Sie nicht gerade das Bildnis des Großen Friedrich auf dem Pfeifenkopf haben!“

Ziehle zwinkerte ihn überaus listig an. „Ich habe schon einen mit dem Frise“, antwortete er, „aber den rauche ich bloß, wenn preußische Einquartierung da ist. Kommt dann österreichische, so wird die Maria Theresia in Betrieb gesetzt.“ Pass, pass! „Heute abend bin ich neutral wie ein Türke!“

„Vortrefflich!“

„Denn warum? Ein preußischer Leutnant — im Bürgerrock und hinter der österreichischen Front? Finde einer für diesen Fall den passenden Pfeifenkopf!“

„An Ihnen, Herr Kantor, ist ein Diplomat verlorengegangen!“

„Das sage ich auch immer!“ antwortete Ziehle, listig strahlend.

„Aber stürzen Sie sich nicht in Unkosten — ich habe meinen Abschied genommen.“

„Was!“ sagte Charlotte, die unbemerkt eingetreten war. „Den Abschied?“

„Allerdings.“

„Weshalb?“

„Das erzähle ich Ihnen vielleicht später einmal.“

„Später? Also bleiben Sie hier?“

„Ich sehe keinen Grund für meine Abreise, aber viele dagegen!“ sagte er und beugte sich über ihre Hand, was bei Frau Laura ein neuerliches Aufleuchten bewirkte.

Charlotte deckte den Abendtisch, die Kantorin ging in die Küche, August Fürchtegott legte seine Pfeife weg und öffnete die Fenster, um den Tabakrauch hinauszuz-

lassen. Dabei gab er weise Worte von sich und meinte, es sei wohl niemals klug, von einem aussichtsvollen Wege abzuweichen. Moncade hatte darauf nichts zu erwidern — besonders willkommen aber war ihm die Bemerkung nicht.

„Warten muß man können!“ sagte der geblühte Sokrates. „Aber das lernt man freilich erst, wenn es zu spät ist! Junge Menschen machen schon seit Adams Zeiten immer dieselben Fehler. Oder glauben Sie, ich wäre anders gewesen? Nein, keine Spur — immer mit dem Kopf durch die Wand!“ Er pflanzte sich vor Moncade auf und gab seinen Augen einen hinreichend wilden und unternehmenden Ausdruck: „Ich bin Kantor in Ammendorf gewesen, das liegt an der Elster zwischen Leipzig und Halle; die Bezahlung war gering, aber bei meinem musikalischen Talent hatte ich die besten Aussichten, einmal nach Halle zu kommen oder vielleicht sogar Thomaskantor in Leipzig zu werden! Ich hätte nur zu warten brauchen. Aber nein! Hier wurde die Stelle frei, und weil ich im Monat zwei Taler mehr kriegen sollte und zu Weihnachten eine Gans, ging ich her, und meine Laura dachte wunder wie gescheit wir wären. Seitdem sitz' ich hier in Baußen, und in Baußen werd' ich begraben — ich bitte Sie, Herr von Moncade, was soll ein Mensch mit meinen Talenten in Baußen?“

Da Moncade dies auch nicht wußte, sagte er ablenkend: „Gewiß wäre auch für Ihre Tochter das Leben in Leipzig angenehmer gewesen.“

„Ja...“, meinte Ziehle sehr nachdenklich, „jawohl! Für unsere Tochter natürlich auch. Sie war damals gerade auf die Welt gekommen. Wenn ich so daran denke...!“ Und er schüttelte den Kopf.

Das Essen wurde aufgetragen, man setzte sich, und August Fürchtegott widmete sich mit solcher Hingabe dem Hammelbraten, der eigentlich für Sonntag bestimmt gewesen war, daß er während der nächsten halben Stunde seine Weisheit für sich behielt. Moncade bemerkte das mit Vergnügen.

Er saß Charlotte gegenüber, und während er das Gespräch in Gang hielt, kamen ihm dieser ganze Abend und die Familie immer sonderbarer vor. Wenn er Charlotte betrachtete — und er tat das eigentlich ununterbrochen —, ihren schmalen blonden Kopf, der so sanft aussah und in dem doch allerhand Unerwartetes zu stecken schien; wenn er die Antworten hörte, die sie ihm gab, und die Gewandtheit ihres Geistes spürte; wenn er die schöne Unbefangenheit ihrer Bewegungen sah und auf ihre Hände blickte — die Pompadour, als sie jung war, konnte keine schöneren gehabt haben — — wenn er dies alles zusammennahm, so dünkte es ihn immer wunderlicher, wie der liebe Gott wohl zu der Laune gekommen sein mochte, diese Tochter diesen Eltern zu geben! Er beschied sich einstweilen mit der freilich nicht geäußerten Meinung, daß in Sachsen alles möglich sei. Hatte nicht auch der Pastor Lessing im benachbarten Kamenz einen Sohn, der ein Genie sein sollte?

Der Kantor überlegte sich während des Essens, welche Fragen er seinem Gaste noch vorsezen mußte, um über diesen verabschiedeten Leutnant ins reine zu kommen. Kaum hatte er sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und seine Tabakspfeife von neuem angezündet, da feuerte er auch schon die nächste dieser Fragen schnurstracks gegen Moncade ab und machte ihm damit wenig Freude. „Mein bester Herr“, sagte er mit der wohligen

Neugier des Gesättigten, der ein paar fremde Sorgen zum Nachtsisch erwartet, „was gedenken Sie nun nach Ihrer Verabschiedung zu tun? Oder sind Sie in der glücklichen Lage, daß Sie überhaupt nichts zu tun brauchen?“

„Keineswegs!“ antwortete Moncade. „Was würden Sie mir raten?“

„Ich an Ihrer Stelle“, antwortete Ziehle, gewaltig passend, „würde zunächst meine Eltern aufsuchen.“

„Dazu müßte ich welche haben.“

„Oh, ich bitte um Vergebung! Ihre Eltern sind also tot.“

„Ja.“

„So. Mir scheint, Sie sprechen nicht gern darüber?“ fragte der Kantor ebenso diplomatisch wie taktvoll.

Moncade sah ein, daß er ihn mit Verslossenheit nicht loswerden würde. „Als ich noch ein ganz kleiner Junge war, verließ meine Mutter das Haus. Mein Vater starb bald darauf, vielleicht an gebrochenem Herzen. Ich wurde von einer Tante in Hannover erzogen, aber die ist nun auch tot.“

Damit hielt er die Sache für abgetan.

August Fürchtegott jedoch sagte mit vieler Mißbilligung: „Ei, ei — an gebrochenem Herzen? Ich schließe daraus, daß Ihre hochverehrte Frau Mama — wie soll ich denn gleich sagen —“

„Richtig!“ antwortete Moncade, der seine Ungeduld über soviel Neugier kaum mehr bändigen konnte. „Sie reiste nach Frankreich — nicht ohne Begleitung.“

Der Kantor schüttelte den Kopf. „Nach Frankreich! Womöglich sogar nach Paris! Und dort lebt sie noch?“

„Wenn sie nicht gestorben ist, so dürste ihr wohl

nichts anderes übriggeblieben sein“, sagte Moncade, und seine Langmut riß mit einem so hörbaren Ruck, daß Charlotte für ihren Vater errötete.

„Schicksale gibt's...!“ stellte der neutrale Türke fest und hüllte sich in Wolken des Kummers.

„Vielleicht würde es Herrn von Moncade Vergnügen machen, wenn wir ein wenig musizierten?“ fragte Charlotte, entschlossen, dieses Bauzener Verhör zu beendigen.

Sie stand auf, öffnete das Klavier und zündete die Kerzen an. Schon durch diese Bewegung und durch die neue Beleuchtung änderte sich die unangenehme und etwas gespannte Atmosphäre. Der Kantor legte seine Pfeife weg und setzte sich an das Instrument. Er begleitete Charlotte, die kleine Lieder von Hagedorn und Kleist sang — es war, als ob die junge Sonne auf eine Wiese voll Frühlingsblumen schiene.

Laura saß auf dem Kanapee, und Moncade lehnte an dem freundlichen Kachelofen. Was er hörte, war gewiß keine bedeutende Kunst, aber es war Charlotte, die sang, und das genügte ihm.

Bei schicklicher Zeit und Gelegenheit empfahl er sich und wurde mit Wärme aufgefordert, bald wiederzukommen.

Charlotte leuchtete ihm die Treppe hinunter und sagte an der Haustür: „Morgen um neun Uhr habe ich einen Krankenbesuch zu machen, ziemlich weit vor der Stadt. Begleiten Sie mich? Es wäre mir lieb, denn ich habe Ihnen notwendig einiges mitzuteilen!“

Als sie sich anderntags begegneten, war Charlottes Heiterkeit ein wenig getrübt. „Was werden Sie von meinem Vater gedacht haben“, sagte sie, „und wie eng

und beschränkt muß Ihnen alles erschienen sein! Ach, schütteln Sie nicht aus Höflichkeit den Kopf, Sie sind kein guter Komödiant, ich konnte recht wohl sehen, was in Ihnen vorging!“

„Was nämlich?“ fragte er lächelnd.

„Herr von Moncade dachte so ungefähr: Verwünschte Geschichte, in die ich mich da hineinwickeln ließ! Da sitz' ich nun inmitten von lauter Neugier und Biederkeit und weiß nicht, wie ich aus dem gehäkelten Käfig herauskomme! Wär' ich nur —“

„Erlauben Sie —“

„Keinesfalls, daß Sie lügen, denn das hab' ich nicht um Sie verdient! Ja, gestehen Sie nur, daß der Roman, den Ihr Brausekopf ausgedacht hatte, in ein sehr sandiges Gerinnsel verläuft und daß Sie von Herzen fürchten, in einem Froschtümpel gefangen zu bleiben! Gestehen Sie, daß Sie Ihre Torheit erkennen und ebenso beunruhigt wie mißmutig sind — ja daß Sie schon überlegt haben, ob es nicht besser sei, sich aufs Pferd zu setzen und mit einer verlegenen Entschuldigung davonzureiten.“

„Sie sonderbares Mädchen!“ erwiderte Moncade. „Was Sie da sagen, klingt ja, als ob Sie selber sich in einem Froschtümpel gefangen fühlten!“

„Bin ich's denn nicht?“ fragte Charlotte. „Verstehen Sie mich nicht falsch! Ich liebe meine Eltern und weiß, daß sie vortreffliche Menschen sind. Eigenarten, die andere stören, haben wir alle; aber ich bin neunzehn Jahre alt, und meine Welt hört drei Meilen hinter Bauzen auf. Mit fünfundzwanzig werd' ich irgendeine Frau Aktuaris oder Sekretarius sein, und dann ist die Welt für mich noch um ein paar Stunden enger geworden, und die Deckchen und Spitzen, die ich bislang für mei-



nes Vaters Kanapee geklöppelt habe, werde ich dann für das meines Mannes klöppeln. Ist das auch ein Unterschied? Ist das eine Welt? Sie kennen mehr davon, denn' ich!"

„Ich bin ein wenig darin herumgekommen, das ist wahr“, sagte er, „und ich hoffe noch mehr zu sehen. Wenn ich nur wüßte, wie das werden wird!“

„Sie wissen es nicht?“

„Auf mein Wort: nein.“

„Wunderbar, ganz wunderbar!“

„Was?“

„Ein Mann zu sein und einfach so loszureifen!“

„Mir scheint, der Brausekopf sitzt jetzt auf Ihren hübschen Schultern. Aber wer hindert Sie, mitzugehen?“

Charlotte sah ihn aus erschrockenen Augen an. „Was fällt Ihnen ein! Schon daß ich heute und hier in Baugen mit Ihnen gehe, wird Grund genug für ein großes Gefuschel aller Frau Basen sein. Und nun vollends — ach, machen Sie mich nicht trauriger, als ich bin. Wenn ich's recht überlege, Herr von Moncade, ist es ein Unglück, daß Sie gekommen sind, und es wäre wahrhaftig das beste, wenn Sie nur bald wieder abreißen.“

„Wirklich?“ fragte er.

Sie schlug die Augen nieder und schwieg.

„Bisher“, sagte Charlotte dann, „haben wir so ehrlich miteinander gesprochen, wie es selten geschieht. Ich will auch nicht lügen. Ich werde sehr traurig sein, wenn Sie wieder weg sind. Bleiben Sie aber, so wird gewiß ein Unglück daraus.“

Moncade blieb stehen und nahm ihre beiden Hände. „Das Unglück wird nur sein, wenn wir uns trennen. Ich liebe dich.“

„Und ich dich!“ sagte Charlotte.

Den Rest des Weges wanderten sie stumm nebeneinander.

Solange Charlotte bei ihrem Kranken war, ging

Moncade glücklich und voll guter Gedanken vor dem Hause auf und ab. In seinem Herzen war der Vorfrühlingsglanz der Welt, die ihn umgab. Wenn Charlotte, als sie zurückkam, gesagt hätte: „Nun gehen wir zu meinen Eltern und teilen ihnen mit, was wir auf dem Herzen haben“, so hätte er ohne Bedenken darein gewilligt.

Aber sie tat es nicht, und er selber dachte nicht daran. Sondern sie sagte: „Wir werden uns sehr in acht nehmen müssen, damit es kein böses Gerede gibt.“

„Das sollte mir gleichgültig sein.“

„Dir vielleicht — mir nicht. Du darfst nicht mehr so am helllichten Tage mit mir gehen — in dieser kleinen Stadt.“

„Also in der Nacht?“

Sie lächelte. „Morgen ist Sonntag, da hat mein Vater in der Kirche zu tun, und meine Mutter sitzt unter den Andächtigen. Ich werde eine Ausrede finden, daß ich daheim bleiben kann. Dann kommst du.“

Das gelang nach Erwarten. Sie saßen zusammen in dem freundlichen Klöppeldeckchenparadies, dessen von der reinen Vormittagssonne beschienene blütenweiße Ehrbarkeit allenfalls zärtliche Küsse erlaubte, in dessen Unschuld aber jeder Gedanke an Leidenschaft komisch gewirkt hätte. Das fühlten sie beide.

„Wir haben noch eine Stunde...“, sagte Charlotte. „In dieser einen Stunde müssen wir vieles, ja alles überlegen. Wie soll dein Leben werden?“

„Das weiß ich nicht!“ antwortete er. „Kann ich denn gültige Zukunftspläne aus dem Armel schütteln, solange du immer nur von mir redest?“

„Wir wissen also gar nichts.“

„Doch: Ich liebe dich, und das genügt!“

„Ach, mein lieber Moncade“, sagte sie kopfschüttelnd, „da der Mensch hungrig zu werden pflegt, wenn er nichts zu essen hat, so genügt es nicht einmal vierundzwanzig Stunden!“

„Du bist zum Erschrecken vernünftig!“

„Da du es nicht bist oder nicht sein willst, so muß ich es wohl sein. Setze dich nun endlich ruhig in die Sofaecke und laß uns miteinander reden wie zwei Menschen, die sich ein Leben zurechtmachen möchten.“

Moncade war ein wenig enttäuscht über ihre Zurückhaltung. Charlotte verstand es, das Gespräch und ihn selber zu lenken. Er sagte ihr, daß er über eine bestimmte Summe verfüge, die in England angelegt sei — „Es ist nicht viel, aber doch besser als nichts!“

„Du also bringst das Wenige mit, ich das Nichts“, lächelte sie. „Sage mir doch, wie weit das reicht, wenn man's zusammenlegt? Aber warte — etwas hab' ich auch!“ Sie stand auf und holte ein poliertes Kästchen. In den Deckel, den sie aufklappte, war ein Spiegel eingelassen, und in den Fächern, aus denen leiser Moschusdunst aufstieg, lagen geringe Säckelchen: eine dünne Goldkette, zwei silberne Ringe, ein Paar Filigranohrgehänge —

„Und was ist das?“ fragte er, nahm ein Goldmedaillon heraus und öffnete es. „Dein Bild, Charlotte, dein Bildnis!“

Sie sah ihn an.

„Recht ähnlich!“ sagte er, in Betrachtung und Vergleichung versunken. „Nur ein wenig ernst und schwermütig, will mir scheinen, aber dieser Gesichtsausdruck zeigt sich wohl häufig, wenn man dem Maler stundenlang sitzen muß. Weshalb schweigst du?“

In ihren Augen stand ein sonderbares Lächeln. „Was sollte ich wohl sagen? Du findest es also wirklich ähnlich?“

„Gehr!“

„Gefällt es dir?“

„Wunderliche Frage!“

„Ja, denke: ich mag's nicht besonders leiden.“

„Da läßt sich helfen!“ sagte Moncade und tat, als ob er das Bildchen zu sich stecken wollte.

Charlotte machte eine schnelle kleine Bewegung, aber sie hielt sogleich wieder inne. „Nun“, sagte sie, „nimm es getrost — ich habe ja nichts weiter, was ich dir geben könnte.“

„Du schenkst es mir?“

„Da du es ähnlich findest...“, antwortete sie und hatte plötzlich Tränen in den Augen. „Zur Erinnerung! Ach, Moncade! Wenn du wüßtest, wie schlecht die Komödie ist, die ich dir vorspiele, seit du neben mir sitzt! Oder hast du wirklich geglaubt, daß mir so kühl und vernünftig ums Herz ist, wie ich tue? Ihr Männer ahnt ja nichts von uns. Weißt du denn nicht, daß dies alles verlorene Zeit ist? Daß wir so töricht miteinander reden wie spielende Kinder? Daß das freundliche Spiel aus ist, wenn die Sonne untergeht und wir nach Hause müssen? Daß wir beide im Grunde nicht an alle diese Berechnungen und Pläne glauben und nur so reden, weil wir voreinander verbergen möchten, wie angstvoll wir sind? Oder konntest du wirklich glauben, daß August Fürchtegott Ziehles Tochter zu dem Herrn von Moncade gehört?“

„Charlotte?!“ sagte er ratlos erschrocken.

„Nein, laß! Ich kann nicht mehr, oder das Herz bricht mir entzwei. Ich liebe dich — und das ist alles. Was geht's dich an! Wir sind wie ein Liebespaar auf einem gemalten Teller: Er neigt sich freundlich zu ihr, aber dabei bleibt es denn auch bis zum Jüngsten Tag oder bis das Porzellan zerbricht. Aber wer möchte in diesem Haus und in dieser Stadt Porzellan zerbrechen!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte.

Moncade saß hilflos da. Er legte den Arm um ihre Schulter, streichelte ihr Haar und sprach leise Worte, aber sie zuckte nur und schüttelte den Kopf.

Unten ging die Haustür.

Charlotte machte sich hastig los, nahm die Schatulle unter den Arm und lief hinaus.

August Fürchtegott und Frau Laura erschienen im Sonntagsstaat, er mit einer wohlgelockten Perücke, sie im schönsten Reifrock.

„Der Herr von Moncade!“ sagte der Kantor. „Nun, das freut mich wahrhaftig, und wir wollen bis zum Essen noch gemütlich eine Pfeife rauchen. Stört Sie's, mein Wertester, wenn ich meine teuer aufstoupierte Lockenpracht beiseitelege? Laura, den Schlafrock! Aber wo steckt Charlotte?“

„Demoiselle Charlotte hat mir ein wenig Gesellschaft geleistet“, sagte Moncade, „ist dann aber weggegangen, weil sie, glaub' ich, in der Küche zu tun hatte und auch mit ihrem Anzug noch nicht fertig war.“

Da trat Charlotte ein. Niemand konnte sehen, daß sie geweint hatte.

„Nun, das ist keine erfreuliche Sonntagsüberraschung, wie?“ sagte sie und warf Moncade einen Blick zu, den er fürs erste nicht verstand.

„Welche?“ fragte Laura.

„Herr von Moncade hat auf euch gewartet, um sich zu verabschieden. Dringende Geschäfte nötigen ihn, noch heute abzureisen.“

Moncade schwieg, aufs tiefste betroffen. Charlottes Worte waren so bestimmt gewesen, daß er unmöglich widersprechen konnte, ohne die Lage noch schwieriger zu machen.

„Ich habe ihn gebeten, doch wenigstens noch zum Mittagessen dazubleiben, aber es war umsonst. Ich finde das wahrhaftig nicht hübsch, Herr von Moncade, aber nach dem, was Sie mir sagten, muß ich freilich einsehen, daß Sie in der größten Eile sind.“

„Nun, es hätte —“

„— ein hübscher Sonntag werden können, freilich. Indessen läßt sich nicht alles so einrichten, wie man wohl möchte. Schreiben Sie uns aber, wenn Sie in Wien sind, wie sich Ihre Geschäfte erledigt haben und ob wir hoffen dürfen, Sie einmal wiederzusehen!“

„Das kann ich Ihnen aufs bestimmteste versichern!“ sagte Moncade, völlig benommen von der Entschiedenheit, mit der sie alles zerriß und ihm nun doch noch einen Faden in die Hand gab, an den er wieder anknüpfen konnte.

August Fürchtegott wehlagte sehr, daß er einen so artigen und geistreichen jungen Freund verlieren müsse. Aber Frau Laura hüllte sich in bedauerndes Schweigen — ihr kam die Sache nicht geheuer vor.

Nach einem kurzen Hin und Her von höflichen Worten blieb Moncade nichts weiter übrig, als sich in der Eile zu verabschieden.

Charlotte begleitete ihn nur bis an den oberen Absatz

der Treppe. Dort blieb sie, gab ihm die Hand und sah in seine Augen.

„Wir werden uns wiedersehen!“ sagte sie in seltsamstem Ton und stand unbeweglich, während er langsam und wie von einem sinnlosen Traum gelähmt die Treppe hinunterging.

Charlottes Mutter, die ahnungsvoll neben sie getreten war, fing die plötzlich Wankende auf, als die Haustür ins Schloß fiel. —

Moncade?

Hätten ihn vor dem Haus ein Duzend österreichische Reiter erwartet, so wäre er nicht im Zweifel gewesen, was zu tun sei. Mit Männern wußte er umzugehen, im Kampfe war er aufgewachsen. Dies aber? Das Leben zeigte ihm ein anderes Gesicht, das er noch niemals erblickt hatte.

Viertes Kapitel

Un den Hochwürdigen Pater Beccaria in Turin!
Hochwürdiger Herr!

Ich habe immer gehofft, Sie in Turin besuchen zu können; da sich dies jedoch augenblicklich nicht ermöglichen läßt, weil ich im Begriffe bin, nach Amerika zurückzukehren, so muß ich mich von Ihnen wie von so vielen meiner europäischen Freunde schriftlich verabschieden.

Vor allem danke ich Ihnen für die häufige ehrenvolle Erwähnung meiner Person in Ihren Briefen an Mr. Collinson und andere, für die mutige und erfolgreiche Verteidigung meiner Elektrizitätstheorie und für

die Übersendung Ihres wertvollen neuen Buches, das für mich ebenso erfreulich wie aufschlußreich war. Als Gegengabe würde ich Ihnen gern etwas über meine neuen Forschungen auf diesem Gebiete mittheilen — aber leider gibt es da gar nichts zu berichten!

Für Sie, der Sie in einem so musikliebenden Lande leben, wird es jedoch vielleicht nicht ohne Interesse sein, etwas über ein neues Musikinstrument zu hören, das leztthin hier in London zu der Zahl der bereits bekannten hinzugekommen ist. Da es sich um ein Instrument handelt, das gerade für die italienische Musik, und zwar hier wiederum für die sanfte und sentimentale, besonders geeignet erscheint, so will ich versuchen, Ihnen eine kurze Beschreibung davon zu geben, damit Sie oder Ihre Freunde es ohne die Kosten und die Arbeit nachbauen können, die es mir selber gemacht hat.

Gewiß kennen Sie den süßen Ton, der entsteht, wenn man mit dem nassen Finger über den Rand eines Trinkglases streicht. Ein gewisser Herr Pockridge war der erste, der auf den Einfall kam, ganze Konzertstücke damit wiederzugeben; unglücklicherweise ist er samt seinem Instrument verbrannt. Herr Delaval, Mitglied unserer Königlichen Gesellschaft, hat dann den Gedanken aufgegriffen, und das von ihm gebaute Instrument war das erste, das ich sah und hörte. Ich war von dem bezaubernd süßen Klang so entzückt, daß ich nur gewünscht hätte, die Gläser praktischer angeordnet zu sehen — alle in Griffweite —, so daß man besonders auch Akkorde spielen könnte. Nach vielen Versuchen ist es mir nun glücklich, diesen Gedanken folgendermaßen zu verwirklichen:

Die Gläser werden in Halbkugelform geblasen, eines immer kleiner als das andere; jedes hat in der Mitte des

Bodens einen kurzen, offenen Hals, der bei dem größten etwa anderthalb Zoll, bei dem kleinsten nur noch einen halben Zoll weit ist. Dann schleift man jedes Glas vorsichtig ab, bis es genau den gewünschten Ton hat; sechs- und dreißig Gläser ergeben drei Oktaven. Nun steckt man sie der Größe nach auf eine Eisenspindel, und zwar möglichst eng ineinander, aber sie dürfen sich natürlich nicht berühren, weil sie sonst klirren würden. Zur besseren Unterscheidung habe ich die sieben Ganztöne jeder Oktave in den Regenbogenfarben angestrichen, die halben Töne bleiben weiß. Die Spindel wird waagrecht in einen Behälter gelagert, der wie ein Tisch auf vier Beinen steht und so viel Wasser enthält, daß die Gläser gerade eintauchen. Der Antrieb erfolgt wie beim Spinnrad mit dem Fuß. Man spielt das Instrument also, indem man sich davorsetzt und die Finger beider Hände auf die Ränder der Gläser legt wie auf Klaviertasten.

Die Töne sind unvergleichlich süß und können sich natürlich nie verstimmen.

Zu Ehren Ihrer so musikerfüllten Sprache habe ich den Namen des neuen Instrumentes daraus entnommen. Ich nenne es Harmonika.

Mit der größten Wertschätzung und Hochachtung verbleibe ich Ihr ganz ergebener
Benjamin Franklin.
London, den 13. Juli 1762.

Edward Berwicks Londoner Wohnung war klein, aber mit aller Sorgfalt und erlesenem Geschmack eingerichtet. Das Licht rieselte durch schöngeraffte Seidenvorhänge auf ähnlich gemusterte Tapeten, spiegelte sich im blanken Rotbraun der Mahagonimöbel, in den Prismen der Lüster und auf der bemalten Wachsteinwand, mit der

die Fußböden belegt waren. In Glaschränken schimmerte Berwicks Porzellansammlung, für die er bereits ein Vermögen ausgegeben hatte und die erst neuerdings durch Sendungen aus dem Fernen Osten um kostbare Stücke vermehrt worden war.

Es war ein heller Vormittag. Edward, in einen Schlafrock gekleidet, dessen liches Blau vollkommen nach seiner Augenfarbe abgestimmt zu sein schien, lag auf einer Causeuse und hielt eine kleine japanische Vase in der Hand, die er mit genießender Nachdenklichkeit betrachtete. Das noch unfrisierte Haar fiel in sanften blonden Wellen auf seine Schulter — ein Bild, das ebenso schön wie weichlich war und dessen Nichtsnutzigkeit den ehrenwerten Sir Horatio gewiß aufs äußerste empört hätte.

Es schlug elf Uhr.



Berwick streichelte die kleine Vase behutsam und sprach zu ihr wie zu einer Geliebten: „Ach, diese Verabredungen und Menschen! Wir werden uns trennen müssen, mein süßes Wunder. Du hast mir viel erzählt aus deiner Heimat, und es klang wie Musik unter Kirschblüten; dann wieder glich es dem sanften Liede der Einsamkeit über den Reiskfeldern. Natur! Unnennbares Gefühl der Ewigkeit! Verlorenes Paradies, große Insel der Seligen! Weshalb ist unser Geschlecht verdammt, im schalsten und nüchternsten Jahrhundert zu verschmachten, das es seit Erschaffung der Welt gegeben hat?“

Und da es an die Tür klopfte:

„Ja, ich weiß schon. Hast du den Reitanzug zurechtgelegt?“

Aber es klopfte nochmals.

„Herein also!“ sagte Edward Berwick, und sein Seufzer galt irgendeinem Gecken, dessen Morgenwisite er befürchtete.

Es erschien jedoch ein Unbekannter. Er trug den scharlachroten Rock der englischen Infanterie, weiße Hosen und hohe schwarze Stiefel, und seine Schultern wurden durch die schweren Offiziersepauletten noch breiter. So stand er in der Tür und füllte sie aus.

Berwick hob das Lorgnon an die Augen. „Ein Überfall durch bewaffnete Macht!“ sagte er in dem etwas mokanten, aber nicht unhöflichen Ton, zu dem sich ein Dandy seines Grades verpflichtet fühlen mußte. „Ich hoffe, Sie haben sich nicht in der Wohnung geirrt, mein Herr! Aber selbst wenn dies unglücklicherweise der Fall sein sollte, so würde ich dem Zufall für die Bekanntschaft mit einem Manne von so prächtiger Erscheinung dankbar sein.“

„Wenn Sie Edward Berwick sind, Sir“, sagte der Offizier, „so liegt kein Irrtum vor. Im Gegenteil, es hat mich Mühe genug gekostet, Sie ausfindig zu machen.“

„Wahrhaftig! Hätten Sie nach dem mit sich und der Welt unzufriedensten Menschen von London gefragt, so würde Ihnen jedes Kind meine Wohnung gezeigt haben!“

Der Fremde sah ihn an, er schien diese Ausdrucksweise nicht gewohnt zu sein. Dann sagte er lächelnd: „Verzeihen Sie, wenn es mir unmöglich ist, Ihnen im selben Tone zu antworten. Ich komme aus Kanada zurück, wir hatten dort etwas geradlinigere Umgangsformen. Ich bin der Hauptmann von Moncade.“

„Aus dem ‚von‘ schliesse ich, daß Sie in Deutschland geboren sind!“

„Allerdings.“

Edward Berwick hatte sich erhoben. Er stand, knabenhaft weich und schmal, vor dem vierschrotigen, sonverbrannten Moncade, der einen halben Kopf größer war.

„Seien Sie unter allen Umständen willkommen!“ sagte er und gab ihm die Hand. „Ist Ihnen dieser Lehnstuhl angenehm? Einen wuchtigeren habe ich nicht.“

Moncade setzte sich. „Ich komme Ihnen nicht ungelegen?“

„Doch!“ antwortete Berwick freundlich. „Durchaus ungelegen; denn in einer Viertelstunde habe ich ein Rendezvous mit einer Dame, für das ich mich, wie Sie sehen, noch ankleiden muß, und da ich für meine Toilette wenigstens dreißig Minuten rechne —“

„Verzeihen Sie! Ich gehe also augenblicklich!“

„Aber nein, was denken Sie! Da ich die betreffende Dame weder liebe noch jemals lieben werde, ist unsere

Begegnung ohne Wichtigkeit, und es ist wohl nicht das erstemal in meinem Leben, daß ich unpünktlich bin. Wenn aber ein fremder Offizier mich besucht, so darf ich vermuten, daß es sich um etwas Wichtiges und Eiliges handelt.“

„Ja und nein!“ erwiderte Moncade. „Wichtig — vielleicht, wenigstens scheint es mir so. Eilig — nein, keineswegs.“

„Also nichts — Geschäftliches?“ fragte Berwick.

„Eine rein persönliche und recht romantische Sache.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Um so mehr darf ich hoffen, Sie zu gelegenerer Zeit wiederzusehen. Meine Geschichte ist nicht kurz, Sir!“

„Gewiß, gewiß!“ sagte Edward eifrig und blätterte in seinem Taschenbuch. „Ich denke, daß ich heute abend ... nein, wie schade ... oder doch, warten Sie ... Ich gehe heute abend in ein Konzert, Herr von Moncade, wollen Sie mich begleiten? Wir trinken nachher ein Glas Wein, aber das Konzert darf ich bei Gott nicht versäumen; es ist eine aufsehenerregende Sache, man muß unbedingt dabeigewesen sein. Etwas ganz Neues, denken Sie!“

„Sie versäumen Ihr Rendezvous!“

„Darf ich Sie also um acht Uhr mit meinem Wagen abholen? Sehr gut, bitte schreiben Sie Ihre Adresse auf dieses Blatt.“ Moncade tat es. „Hoffentlich ist Ihnen Musik nicht langweilig?“

Der Hauptmann gab das Buch zurück. „Als Soldat ist man daran gewöhnt, Langeweile zu — —“

Er verstummte plötzlich.

„Was haben Sie?“ fragte Berwick erstaunt und folgte des andern Blick.

Moncade stand fassungslos überrascht.

Das Blut wich aus seinem Gesicht, seine gesunde Farbe änderte sich ins Fahle. „Woher — haben Sie — dieses Bild?“ fragte er und deutete mit den Augen danach.

Berwick sah ihn verwundert an. „Woher?“

„Ja!“

„Es stammt aus unserer Familie“, antwortete Edward, befremdet von der Wandlung im ganzen Wesen seines Besuchers.

„Und wer — sagen Sie mir um Gottes willen —“

Berwick glaubte zu verstehen und schüttelte beruhigend den Kopf. „Nein, nein, Sie lassen sich durch eine Ähnlichkeit irreführen. Diese Frau lebt nicht mehr.“

„Tot?“ Moncade schrie fast.

„Ja... aber so hören Sie doch!... Schon lange tot!“

„Wie lange?“ Der Fremde packte Berwicks Arm.

„Mein Gott, zwanzig Jahre oder mehr. Ich kann mich an sie erinnern, aber ich war damals noch ein ganz kleiner Junge.“

„Ist das wahr?“

Berwick sah ihn an.

„Verzeihen Sie...“, sagte Moncade und suchte sich zu fassen, „verzeihen Sie, es war nur...“

Wie aus einem Traum erwachend strich er sich über die Stirn.

„So geht es bisweilen“, sagte Berwick höflich und herzlich. „Ist die Welt nicht voll Merkwürdigkeiten?“

Der Hauptmann nickte und verabschiedete sich wortlos.

Edward sah ihm steil verwundert nach. Eine sonderbare Bekanntschaft! dachte er kopfschüttelnd. Was zum

Teufel will der Mann? Mir zeigen, daß diese Kolonialsoldaten alle einen Klaps nach Hause bringen? Das hab' ich schon vorher gewußt. — Halb zwölf Uhr? Anne wird mir die Augen auskratzen, daß ich sie so lange warten lasse!

Als Berwick abends zu diesem Herrn von Moncade fuhr, hoffte er im stillen, der Hauptmann möchte die Verabredung vergessen haben; die Aussicht, mit einem Menschen zusammen zu sein, in dessen Gehirn etwas nicht ganz in Ordnung war, hatte wenig Vergnügliches. Aber er täuschte sich: Moncade erwartete ihn bereits.

„Wir fahren nach Spring Gardens“, sagte Berwick, als sie nebeneinander im Wagen saßen. „Es gibt dort zum erstenmal ein Konzert auf dem neuen Instrument, das der berühmte Franklin erfunden hat; es soll ganz wunderbar klingen. Zweifellos haben Sie davon gehört! Man nennt es Harmonika.“

Moncade verneinte lächelnd: Man habe in Kanada keine Zeit gehabt, sich um dergleichen zu kümmern.

„Ja, ein schreckliches Land, scheint mir!“ sagte Berwick kopfschüttelnd.

Es war gut, daß er in der Dunkelheit das Gesicht des andern nicht sehen konnte.

„Ein wunderbares und sehr gesundes Land, Sir!“ erwiderte Moncade.

„Wahrhaftig?“

„Gesund besonders für Leute, die mit dem alten Europa nicht mehr zufrieden waren!“

„Sie meinen —“

„Ich meine mich selber. Als ich vor drei Jahren hinüberging, sah es in meinem Kopf und Herzen aus wie

in einer Kumpelkammer, die man mit Brantwein über-
gossen und angezündet hat. Das ganze Durcheinander in
mir loderte und krachte — ich selber hatte es angezündet,
denn nichts genügte mir, nichts schien wert, daß es be-
stünde. Was ich aber für eine Flucht vor dieser alten
Welt hielt, war im Grunde nur meine Flucht vor mir
selber, weil ich mit dem Leben nicht zurechtkommen konnte.
Aber das wußte ich damals natürlich noch nicht, es ist
mir erst viel später klargeworden.“

„Und wie hat diese Flucht vor Ihnen selber ge-
endet?“ fragte Berwick. Die Worte Moncades trafen
ihn genauer, als er sich zugab.

„Das Ende war, wie es immer ist: der Mensch flieht
vor sich, um sich zu finden!“

„Hm. In Ihrem Falle?“

„Das wäre eine lange Geschichte, die man eigentlich
nur einem guten Freund erzählen kann — oder vielleicht
ist es am besten, man schweigt überhaupt.“

„Also Liebe?“

„Ist dies Spring Gardens?“ fragte Moncade, da
der Wagen hielt.

Er hatte sich ein großes Theater vorgestellt, sah aber
nur ein mäßiges Gasthaus, vor dem sich jetzt, in der Däm-
merung des sinkenden Sommerabends, die Menschen
drängten. Neben dem Eingang brannte eine Laterne.

Sie betraten einen kleinen, recht häßlichen Saal, in
dem es nach Küche roch.

„Bestrafte Neugier!“ murmelte Edward Berwick.
„Aber was hilft's, man muß dabeigewesen sein!“

Seine Ansicht, daß man dabeigewesen sein müsse,
schien allgemein geteilt zu werden: Was in diesem Som-
mer an eleganten Leuten noch in London war, begegnete

sich hier, und die prächtigen Kleider bildeten einen sonderbaren Gegensatz zu der trübseiligen und schmutzigen Umgebung.

Moncade, dem europäischen Puz entfremdet, sah sich immer verwunderter um.

Die kümmerliche Helle der Lampen schien sich nur schüchtern über diese Versammlung kostbarer Frisuren hinzuwagen, aus denen Diamantagraffen blühten und Straußfedern nickten. So bunt auch die Stickerei auf den Kleidern der Herren sein mochte, ihr Eindruck wurde vernichtet durch die Reifröcke der Damen, deren Größe und Absonderlichkeit aus Märchenträumen zu kommen schien, breite Atlasungeheuer, auf die ganze Idyllen hingedichtet waren. Da gab es ein Monstrum mit einer rundum laufenden Hügelandschaft bemalt, und auf diesen Hügelu wuchsen in den einzelnen Bahnen des Rockes lauter gestickte Bäume bis zur Taille hinan. Ein anderer glich einer Voliere, ein dritter einem Rosengarten. Berwick sagte: „Französischer Schnitt, mit englischen Geschmacklosigkeiten bedeckt — eine wundervolle Mischung, nicht wahr? Was halten Sie davon, ein Mann, der aus unberührter Wildnis zurückkommt?“

Moncade zuckte die Achseln.

„Sie dürfen nicht glauben, daß diese Menschen nur das neue Instrument hören wollen. So gepflegt sie äußerlich sind, so roh sind sie innerlich. Wahrscheinlich hoffen sie auf einen unserer berühmten Londoner Kravalle. Das sind Volksfeste, mein Lieber! Ich war neulich im Theater auf dem Heumarkt. Dort trat ein Kerl auf, der versprochen hatte, durch das eigene Maul in seinen Magen zu springen. Alle Welt lief hin. Natürlich konnte er's nicht, und darauf hatte man gewartet! Plöz-

lich schrillte ein Pfiff von der Galerie, und im Augenblick war die Hölle los: Die eine Hälfte der Zuschauer begann wie eine Horde losgelassener Teufel zu toben, die andere Hälfte wendete sich aus reinem Widerspruchsgeist dagegen, denn die Sache mußte ja endlich in Schwung kommen, wozu war man denn da! Man wollte die Bühne stürmen, sie wurde verteidigt — und in einer Viertelstunde glich das Innere des Theaters einem Schutthaufen aus zerbrochenen Stühlen, Lampen, Stöcken, zerfetzten Perücken, zerrissenen Kleidern; sämtliche Fenster wurden eingeschlagen, und zum Schluß traf man Anstalten, das Haus ein wenig anzuzünden. Leider mischte sich die Polizei hinein, deshalb kam es nur zu einer Straßenschlacht. Ein großartiger Spaß, nicht?“

„Sie waren dabei?“

„Selbstverständlich“, sagte Berwick, „und ich habe, wie jedermann, nach Kräften drauflosgeprügelt, ganz gleich, wen es traf. Nicht dabeigewesen zu sein — das wäre ein Verstoß gegen den guten Ton.“

„Und Sie glauben, daß heute —?“

„Wissen kann ich es natürlich nicht. Hallo, es geht los!“

Eine Seitentür neben dem Podium öffnete sich, Walter Davies mit seinen Töchtern erschien.

Marianne trug ein Kleid aus dunkelviolettem Samt, von dem sich ihr blasses Gesichtchen mit den schwarzen Brauen und das ganz weiß gepuderte Haar schön abhoben. Die kleinere Cecilie, deren Blondheit auch durch den Puder schimmerte, war in dustiges Rosa gekleidet.

Sie verneigten sich, die Unruhe im Zuschauerraum ließ nach.

Die beiden Mädchen nahmen die Flöten mit den



Elfenbeinköpfen vom Klavier und spielten, vom Vater begleitet, ein allerliebstes italienisches Konzert.

Als es zu Ende war, klatschte Edward begeistert. „Ist sie nicht bezaubernd, einfach bezaubernd?“ fragte er Moncade.

„Wer?“

„Die Ältere!“

Moncade nickte lächelnd.

Nun trat Cecilie vor und sang mit einem trefflich gebildeten Sopran eine Koloraturarie, die in schwierigen arpeggierten Passagen und Trillern gipfelte. Sie sang ganz mühelos, und es war, als ob ihre Stimme in einer überirdischen Leichtigkeit und Reinheit geradezu strahlte.

„Eine entzückende, eine unvergleichliche Stimme!“ rief Bertwick durch den tosenden Beifall, als der letzte Triller, zart wie das Lied einer Lerche im höchsten Blau, verklungen war. „Ich bitte Sie — weshalb hat man dieses Phänomen bisher noch nicht gekannt!“

„Ich bin gewiß der letzte, den Sie danach fragen

dürfen“, antwortete Moncade. „Im übrigen mögen Sie wohl recht haben: eine ganz ausgezeichnete Sängerin, soweit ich es beurteilen kann!“

„Ich sage: ein Phänomen! Die erste Engländerin, deren Belkanto nicht nur leidlich, sondern sogar fast vollendet ist! Oder ist sie vielleicht gar keine Engländerin? Ich werde mich danach erkundigen. Das Mädchen muß berühmt werden, nötigenfalls werde ich ihr dazu helfen!“

Moncade wunderte sich, wie sehr der sonst so blasirte Berwick in Begeisterung geraten konnte, und hat ihm heimlich einiges ab.

Die Harmonika wurde vorsichtig hereingetragen. Sie sah aus wie ein schmuckloser, niedriger und ziemlich kleiner Tisch, über dessen Platte etwas herausragte, was man nicht genau erkennen konnte: das waren die oberen Teile der ineinandergesteckten Glasschalen.

Walker Davies hielt eine kurze Ansprache, erklärte das Instrument, wies darauf hin, daß es durch seinen Freund und Gönner Benjamin Franklin vollendet worden sei, der leider vor kurzem habe abreisen müssen, und bat schließlich, während Marianne sich vor die Harmonika setzte, um Aufmerksamkeit und Ruhe.

Diese Bitte wäre kaum nötig gewesen, denn die Leute saßen mit gereckten Hälsen da, und selbst das Geräusch der Fächer verstummte.

Man sah, wie Marianne ihren Fuß auf den Tritt stellte und die Spindel langsam in Drehung brachte. Nun legte sie die Spitzen ihrer Finger mit einer ammutigen Bewegung auf die Ränder der Schalen.

Im Augenblick begann ein leises Klingen. Es war so überaus seltsam, daß viele an der Richtung irre wurden, aus der es kam, und den Kopf wendeten. Es schien voll-

kommen selbständig und frei in der Luft zu schweben, von allen spürbar wie der Duft einer fremdartigen Blume, aber nirgends zu greifen.

Und wie Duft, wie ein gefährlicher, berauscher Duft begann es die Menschen zu durchdringen und zu bannen. Langsam anschwellend zu den reinsten Harmonien, schien es den Saal mit einem Reigen unsichtbarer Gespenster zu beleben, die, wesenhaft und doch ohne Körper, mit grenzenloser Schwermut nach einem verlorenen Leibe klagten und dabei doch wirklicher waren als alles Körperhafte. Ohne sich darüber klar zu sein, war man gewöhnt, das Material eines jeden Musikinstrumentes mitzuhören: bei der Geige die Darmsaite, beim Klavier den Stahldraht, bei der Trompete das Blech, bei der Flöte das Holz — ja selbst bei der Orgel erkannte man den schwingenden Klang der Luft. Hier aber fehlte dieser stoffliche Träger! Nicht Glas war es, was tönte, sondern es war der Ton an sich, rein von jeder Färbung, rein auch von Quinte und Oktave — unfassbares Gebilde, das es bisher noch nie gegeben hatte und das, wie die Seele des Menschen, seine Heimat im Jenseits zu haben schien.

Seele des Menschen — war sie wirklich von so grenzenloser und dabei süßer Schwermut? Der Abendröte gleich hinfließend über reglos beruhigte Wasser, in deren Ufergebüsch die leise Hirtenflöte klagte und Antwort fand im bebenden Liebe der Nachtigall, das auf dem Schimmer des Abendsternes den Abschiedsgruß der Geliebten brachte?

Melancholie des Ewigen! Empfindung der Welt! Reinste Stimme des Herzens, Lied der Sehnsucht und Liebe!

Gott!

Wie die Harmonien verschwebten, die gelösten Geister mit Augen voll schmerzlicher Wünsche in ihre Heimat zurück mußten, Marianne ihre Zauberhände langsam hob und sinken ließ, zerriß ein Schrei die hypnotische Stille.

Eine Frau hatte einen Namen gerufen, sank, die Augensterne verdreht, in irgend jemand's Arme. Im Hintergrunde des Saales antwortete ein ähnlicher Schrei, auch dort gab es einen Zusammenbruch. Ein dritter folgte, und nun stürzte es über die Versammlung herein wie ein lange zurückgedrängter, jetzt aber um so hemmungsloser ansteckender Krampf. Die Frauenzimmer fielen um wie vom Hagel getroffene Blumen. Seufzer, Schreie, Weinkrämpfe steigerten sich zu Nervenkatastrophen. Die Männer, soweit sie nicht die geknickten Blüten halten mußten, fielen sich schluchzend in die Arme, stammelten mit erhobenen Händen irgendwelche Schwüre, oder sie blickten, mit gekreuzten Armen einsam an eine Säule gelehnt, düster vor sich hin, bis zu den Augen angefüllt mit Weltschmerz.

Moncade sah sich aufs äußerste befremdet und mit geradezu preussischer Verständnislosigkeit in diesem hysterisch gewordenen Tollhaus um. Edward, der gute Junge, hing neben ihm auf dem Stuhl und heulte wie ein Kater im Frühling.

„Was, zum Teufel, ist euch in die weichen Knochen gefahren!“ sagte der Hauptmann und schüttelte ihn. „So hören Sie doch, Berwick! Kann sich ein Mann wirklich so albern aufführen?“

„Lassen Sie mich — — oh, Moncade, überlassen Sie mich der ganzen Wollust meines Schmerzes! Stören Sie

nicht den Überschwang seliger Empfindungen, der endlich, endlich von dieser himmlischen Musik entfesselt —“

„Unsinn!“ sagte Moncade. „Wollust des Schmerzes — hat man je so etwas gehört! Ich war fünfmal verwundet, mein Lieber, und kam mir ein Urtheil erlauben. Hängen Sie nicht herum wie ein alter Schwamm! Ihnen wollt' ich's beibringen, wenn Sie in meiner Kompanie wären! Seid ihr denn alle wahnsinnig geworden? Sehen Sie doch das arme Mädchen an, wie bleich es vor seiner Harmonika sitzt!“

„Marianne — ein Engel — —!“ seufzte Edward und streckte die Arme nach ihr aus.

Moncade betrachtete ihn, betrachtete das mit Tränenströmen angerührte Durcheinander im Saale. Er fühlte sich vor Unbegreiflichem. Dieser junge Berwick, ein ausgemachter Dandy, diese ganze Versammlung eleganter Nichtstuer, von denen man hätte glauben sollen, daß ihre Blasiertheit durch keinen Reiz der Welt zu erschüttern sei — sie waren von den absonderlichen Klängen der Harmonika offenbar an ihrer empfindlichsten und empfindsamsten Stelle getroffen worden. Hinter der arroganten Gelassenheit, die sie zur Schau zu fragen pflegten, drang unversehens, wenn man nur auf den richtigen Nerv drückte, die schwächlichste Sentimentalität hervor — ein Widerspruch, der zu so unsinnigen Erscheinungen führen mußte, wie man sie hier sah. Waren das wirklich die gleichen Leute, die vor ein paar Tagen das Haymarket-Theater demolirt hatten und auch heute hierhergekommen waren, um vielleicht einen neuen „Riot“ zu erleben?

Sie waren es.

Dem unvermuthet krächzte aus dem Hintergrund des

Saales eine von Sin aufgerauhte Stimme über die
Geuzerverammlung hin:

„Wo sind die Tscherokefenkönige?“

Auf diese merkwürdige Frage legte sich der Welt-
schmerz urplötzlich und mit der erstaunlichsten Geschwin-
digkeit.

Walter Davies, der bisher in schöner Siegerstellung
und offenbar von edelsten Empfindungen bewegt am Kla-
vier gelehnt hatte, richtete sich auf und bekam unruhige
Augen. Seine Töchter sahen ihn ebenso beunruhigt an.

„Hallo, Sir!“ krächzte die Stimme wieder, „man
fragt Sie, wo die Tscherokefenkönige sind! Man hat sie
uns versprochen! Haben Sie nicht Zettel verteilen las-
sen, auf denen zu lesen war, daß diesem Konzert zwei
Tscherokefenkönige bewohnen würden? Her damit!“

Erwartungsvolle Stille, in der die letzten Geuzer
verhallten und mehrere Nasen mit Entschiedenheit ge-
schneuzt wurden.

Edward Berwick faßte Moncades Arm. „Es geht
los!“ flüsterte er aufgeregt. „Dieses abscheuliche Volk!
Es muß seinen Kadav haben! Gehen Sie die armen
Mädchen, wie sie zittern! In fünf Minuten wird die
Bande sich auf die Harmonika stürzen und sie zer-
schlagen!“

„Das glaube ich nicht“, sagte Moncade und knöpfte
sich den Rock zu. „An mir kommt keiner vorbei!“

Aus einer anderen Ecke des Saales rief jemand:
„Antwort, Sir! Was ist mit den Tscherokefen? Wo sind
sie? Oder wollen Sie unser Geld gutwillig zurück-
zahlen?“

Davies, recht blaß, hob beschwichtigend die Hand und
sagte: „Ladies und Gentlemen, die Darbietung aus dem

rührendsten Bereiche der Kunst, die wir Ihnen vorzuführen die Ehre hatten —“

„Die Tscherokees!“

„— und von denen Sie in der beispiellosesten Weise erschüttert worden sind —“

„Erledigt, alter Querpfeifer! Wir wollen die Tscherokees!“

„Es war nicht meine Schuld, daß sie von dem Manager angekündigt wurden —“

„Hallo — soll das heißen, daß ihr geschwindelt habt?“

„Ich bin daran unbeteiligt, glauben Sie mir!“

„Man hat uns betrogen!“

„Schwindel!“

„Die Tscherokees!“

„Ja, die Tscherokees!“ Stuhlbeine scharrtten. „Die Tscherokees!“ Ein unheilvoller Druck nach vorwärts begann. „Die Tscherokees!“

In dem Augenblick, in dem die erste Tabakdose oder der erste Stock auf das Podium flog, mußte die Katastrophe beginnen.

Da stand plötzlich Moncade neben dem schlotternden Davies.

Das Erscheinen dieses scharlachroten Offiziers wirkte so überraschend, daß es ganz still wurde.

„Ladies und Gentlemen!“ rief er mit einer Kommandostimme, die der Bande in die Knochen fuhr. „Als Offizier Seiner Britischen Majestät habe ich die Tscherokeeshäuptlinge vor einigen Tagen selber herübergebracht. Aber es gab da Schwierigkeiten. Diese Wilden fanden das englische Essen ungenießbar —“

Wie ein Donnerschlag brüllte Gelächter los, die Spannung entlud sich.



„Ungenießbar, was ich durchaus verstehe —“

„Bravo!“ Die Leute schüttelten sich vor Lachen.

Moncade hob den Finger und fuhr fort: „Es ist daher etwas Außergewöhnliches geschehen: Die Kerle haben sich heute nacht in aller Stille gegenseitig aufgefressen!“

Noch nie hatte ein Wigbold einen so durchschlagenden Erfolg gehabt. Der Saal wackelte.

„Aufgefressen, sage ich, und zwar so gründlich, daß nicht das geringste von ihnen übriggeblieben ist — und diesen Rest sehen Sie hier auf dem Klavier. Betrachten Sie ihn nach Belieben. Wenn Sie ihn nicht sehen, so ist das Ihre Schuld, aber nicht die des wackeren Mannes, den Sie noch vor wenigen Minuten mit Ihrem Beifall überschüttet haben! Gehen Sie also ruhig nach Hause und ehren Sie das Andenken der Verstorbenen, indem Sie sich bemühen, möglichst viel Roastbeef aus der Welt zu schaffen!“

Ein dicker Kerl mit einer Weste aus Goldbrokat schrie: „Die beste Rede, die ich je gehört habe, by Jove! Wer dabei ebenso hungrig geworden ist wie ich, der geht mit!“

Die Leute klatschten begeistert — und wandten sich dem Ausgang zu.

„Ich danke Ihnen, Sir!“ sagte Davies erschüttert und hielt Moncade die Rechte hin, während er sich mit der Linken die Stirn wischte. „Sie haben ein schreckliches Unglück verhütet, Sie haben uns gerettet!“

„Sie haben einen Engel gerettet!“ sagte Edward Berwick, der schmal, jungenhaft und schwärmerisch unten stand und zu Marianne hinausblickte. „Ich werde Ihnen das nie vergessen! — Und Sie, mein Fräulein? Hoffentlich hat Ihnen der Schreck nichts geschadet? Sie sind sehr bleich.“

„Ich habe mich gefürchtet, mein Herr“, erwiderte Marianne, „denn ich sah schon die Harmonika in Trümmern. Es wäre ein unerseßlicher Verlust gewesen, denn sie ist sehr teuer.“

„Ein himmlisches Instrument! Und welcher unvergleichliche Erfolg!“

„Es schien so!“

„Er war es wirklich! Sie werden zu den berühmtesten, angebetetsten Künstlerinnen gehören, die die Welt kennt! Man wird Sie auf Händen tragen, denn Sie verfügen über den unwiderstehlichsten Zauber, den es gibt: Sie rühren das menschliche Herz!“

„Glauben Sie wirklich?“

„Sehen Sie mich an!“ sagte Edward hingerissen; er breitete die Arme aus und wäre niedergekniet, hätte Moncade nicht die schüßle Bemerkung gemacht: „Das Fräulein ist, glaube ich, rechtschaffen müde! Gehen wir, lieber Berwick, ich denke, Sie haben mich zum Essen eingeladen?“

Edward sagte empört: „Ich kann nichts essen nach dieser Erschütterung!“

„Aber ich!“ drängte Moncade, stieg vom Podium und nahm Berwicks Arm. „Verabschieden wir uns!“

„Er kommt aus Kanada!“ erklärte Edward entschuldigend. „Darf ich mir erlauben, mich morgen nach Ihrem Befinden —“

Marianne lächelte ihm zu und machte einen allerliebsten Knicks.

„Ich bete Sie an!“

Moncade zog ihn kopfschüttelnd nach der Thür. „Aus euch mag der Teufel klug werden!“ sagte er. „Aber ich wüßte ein probates Mittel gegen das Durcheinander

eurer heiligsten Gefühle: Ihr solltet euch ein paar Jahre lang mit Franzosen und Indianern herumschlagen, die würden euch die Flausen schon austreiben!“

Vielleicht hörte Edward diese gemüthlose Bemerkung gar nicht; jedenfalls schwieg er während der Fahrt und benutzte die Zeit, um sich zu fassen; denn als sie seine Wohnung betraten und sich zu Tisch setzten, war er zunächst wieder ganz der überästhetische, bis ins Unangenehme blasirte, dabei immerhin gescheite Mensch, den Moncade bei seinem ersten Besuch kennengelernt hatte.

Ein betagter Diener, der so haltungsvoll und vornehm war, als habe er wenigstens ein Vierteljahrhundert lang dem König persönlich die Suppe hingestellt, trug die Speisen auf.

„Ich weiß nicht“, sagte Moncade, „ob Sie in der Stimmung sind, die Geschichte zu hören, derentwegen ich Sie aufgesucht habe? Vielleicht ist Ihr Herz noch so von Grund aus erregt —“

Berwick machte eine von seinen Handbewegungen, die selbst den Weltuntergang als unwesentlich abgetan hätten. „Alles zu seiner Zeit!“ antwortete er. „Diese Suppe, denke ich, hat es nicht verdient, daß man Wermuthstränen hineinmischt. Hoffentlich stört es Sie nicht, daß Sie gerade dem Bilde gegenüber sitzen, durch das Sie heute vormittag —“

„Keineswegs!“ erwiderte Moncade schnell. „Darf ich also mit meiner Erzählung beginnen?“

„Ich bitte Sie darum.“

„Ich muß vorausschicken, daß ich nicht immer in den Diensten Seiner Britischen Majestät war. Eigentlich bin ich preussischer Offizier... gewesen und habe nicht

lange nach der Schlacht bei Hochkirch meinen Abschied genommen.“

„Hochkirch?“ fragte Berwick. „Mir ist, als hätte ich den Namen gehört — das war doch vor nicht allzulanger Zeit?“

„Es sind vier Jahre her.“

„Also in diesem Kriege, der jetzt noch dauert?“

„Ja, und —“

„Dieser Krieg! Wissen Sie, daß er England bisher jährlich sechshundertsiebzigtausend Pfund an Hilfsgebern gekostet hat? Die Freundschaft mit dem König von Preußen wird uns noch ruinieren!“

„Sie sind gut unterrichtet.“

„Ich habe die Zahl von meinem Vater“, sagte Edward, „er ist Unterhausmitglied und gehört wohl zu den Finanzberatern der Krone. Aber weiter!“

„In preussischen Diensten kam ich — nebensächlich, auf welche Weise, der Krieg bringt das so mit sich — in den Besitz eines Koffers, der einem Österreicher gehört hatte. Es scheint ein Graf Allendorf gewesen zu sein. Ist Ihnen dieser Name bekannt?“

„Nein.“

„Der Koffer enthielt nichts, was irgendwie von Wert gewesen wäre, aber er war vortrefflich und dauerhaft gearbeitet, und so behielt ich ihn.“

„Interessant...“, sagte Berwick und knackte eine Mandel auf.

„Warten Sie nur. Er hat mich nach Kanada begleitet mit allem, was darin war. Während der langen Winter, die wir drüben durchzumachen hatten, abgeschnitten von aller Welt, hatte ich mehr Zeit, als mir lieb war, eine Anzahl von Schriftstücken durchzusehen, die sich in dem

Koffer befanden. Dabei war nun ein halbes Hundert Briefe, sämtlich an den Grafen Allendorf gerichtet und von der gleichen Hand geschrieben.“

„Also Liebesbriefe?“

„Ja, wengleich dieser Ausdruck vielleicht nicht ganz richtig ist. Was in diesen Briefen steht, ist, wenn Sie wollen, ein Roman.“

„Wahrhaftig?“ sagte Berwick aufblickend.

„Er erzählt, wie eine junge Dame den Grafen Allendorf kennenlernt, wie sie ihn liebt, wie die beiden getrennt werden, und wie die Fremde — — stirbt.“

Edwards Augen waren unruhig geworden. „Sie sagen, die Fremde? Geht aus den Briefen nicht hervor, wie das Mädchen hieß?“

„Es geht daraus hervor“, antwortete Moncade. „Sie hieß Elisabeth Berwick.“

Edward sagte: „Ich dachte es mir. Elisabeth Berwick! Ja, ja...“

„Sie dachten es sich?“

„Aus zwei Gründen. Erstens würden Sie mich wohl nicht aufgesucht und mir die Geschichte erzählt haben, wenn der Inhalt nicht mit unserer Familie zusammenhinge. Und dann —“

„Sie meinen?“

„Elisabeth Berwick war die Schwester meines Vaters. Wann und wo sind Sie ihr begegnet?“

„Ich?“ fragte Moncade erstaunt. „Begegnet? Ich bin ihr niemals begegnet. Ihre Tante ist, wie die Briefe zeigen, vor zweiundzwanzig Jahren gestorben; ich war damals noch ein Kind.“

„Aber Sie müssen sie doch gekannt haben!“

„Mein Ehrenwort — nein!“

„Das verstehe ich nicht“, sagte Berwid. „Nein, bei Gott, ich versteh's nicht. Verzeihen Sie, wenn meine Fragen vielleicht mißtrauisch klingen, ich beabsichtige das natürlich keineswegs — aber sagen Sie mir doch: Woher wußten Sie denn, daß dieses Bildnis, dessen Anblick Sie heute so merkwürdig erregte, Elisabeth Berwid darstellt?“

Moncade sprang auf. „Dieses Bild?“

„Ja!“

Er blickte eine Weile schweigend hinauf.

Dann sagte er mit seltsam veränderter Stimme: „Ich habe es nicht gewußt! Hören Sie, Berwid? Ich habe keine Ahnung davon gehabt! Diese Frau ist Elisabeth?“

„Mir scheint, sie hat eine zufällige Ähnlichkeit mit jemand, den Sie kennen?“

Moncade nahm den Leuchter vom Tisch und hielt ihn hoch, so daß der volle Kerzenschein auf das Bildnis fiel.

Lange und unbewegt stand er da, bis ihm der Arm zu zittern begann.

„Eine zufällige Ähnlichkeit... ja... das wird es wohl sein... oder vielmehr...“

Man hörte der Stimme an, daß seine Gedanken weit weg waren.

Er stellte den Leuchter wieder auf den Tisch und setzte sich. „Glauben Sie, daß es einen Zufall gibt?“ fragte er.

Edward hob die Schultern. „Eine Frage, auf die auch die Weisesten noch keine Antwort gefunden haben! Aber Sie werden nicht bestreiten, daß sich bisweilen zwei Menschen merkwürdig ähnlich sehen, obwohl es keinerlei Zusammenhang zwischen ihnen gibt. Wenn Sie das Zufall nennen —“

Der Hauptmann grübelte schweigend.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie so beunruhigt und verwirrt?“

Moncade schüttelte langsam den Kopf.

„Jetzt nicht, verzeihen Sie meine Zurückhaltung — aber es ist da noch manches zu überlegen. Vielleicht später einmal.“

„Später einmal?“ fragte Edward. „Nun, das freut mich, denn ich schliesse daraus, daß Sie ebenso wie ich den Wunsch haben, unsere Bekanntschaft fortzusetzen, und ich wüßte nicht, was mir lieber wäre!“

„Freilich, freilich...“, sagte Moncade und konnte seine Zerstreuung nicht verbergen, „nichts Lieberes... gewiß... wir müssen ja überhaupt... und dann will ich Ihnen ja auch die Briefe geben, nicht wahr?“

„Sie können diese Briefe entbehren?“

Moncade griff in die Schoßtaschen seines Rockes und zog aus jeder ein ansehnliches Bündel.

„Solange ich in England bin, stehen sie Ihnen zur Verfügung. Vermutlich werden Sie sie sogleich an Ihren Vater schicken?“

„Nein“, antwortete Berwick, „das tue ich nun ganz gewiß nicht, weder sogleich noch später.“ Und als ihn Moncade verwundert ansah: „Die melancholische Geschichte, mein Lieber, die in diesen Blättern enthalten ist, dürfte noch nicht zu Ende sein!“

„Noch nicht zu Ende? Sonderbar...“

„Ja, aber lassen Sie mir Zeit, die Briefe zu lesen.“

„Sie erinnern mich daran, daß es spät in der Nacht ist“, sagte Moncade und stand auf. „Ich höre von Ihnen?“

„Bestimmt morgen oder übermorgen! Einstweilen: Dank!“ Sie schüttelten sich die Hände. „Ich habe den

Wagen warten lassen, er bringt Sie in Ihre Wohnung zurück.“

Beide hatten die Empfindung, daß sie sich zu kurz, zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt voneinander verabschiedet hatten — und jeder spürte, daß der andere ihm irgend etwas verschwiegen habe.

In dieser Nacht brannte die Kerze neben Edwards Bett noch, als draußen schon die Morgendämmerung aufwachte. Er las die traurige Geschichte von Elisabeth Berwicks Liebe und Tod.

„Ich verstehe nichts mehr“, hieß es in einem der Briefe vom Herbst des Jahres 1740, „ich begreife nicht, weshalb die Welt mir plötzlich verschlossen ist. Man erzählt mir, daß die Sonne scheint, aber ich glaube es nicht, denn ich sehe nur Finsternis — ach, eine grauenhafte, fremde, gespenstische Finsternis, aus der nicht der kleinste Stern zu mir herabschimmert, nicht das leiseste Wort des Trostes zu mir dringt! Ich schreibe Ihnen, schreibe, schreibe, und seit sechs Monaten warte ich vergebens auf eine Antwort! Dieses rätselhafte Schweigen, mein Freund, bringt mich noch um den Verstand. Ich kann nicht glauben, daß der Mann, von dem ich mich so herzlich geliebt wußte und den ich niemals auch nur mit dem leisesten Gedanken beleidigte, mit kalter Absicht verstummt ist und mich mitleidlos meinen Angsten überläßt. Nein, so grausam könnte auch der erbärmlichste Sterbliche, der Gedankenloseste, Verhärtetste, Leichtsinngigste nicht sein! Und vollends Sie, dessen Zärtlichkeit und dessen aufrichtiges Herz ich wie die Wärme eines paradiesischen Frühlings ewig um mich zu empfinden hoffte! Aber eben diese Überlegung, daß Sie niemals so an Ihrer Elisabeth handeln, sie niemals freiwillig verlassen wür-

den, eben diese ist es, die mein Dasein zur Hölle macht. Ich fürchte, daß Sie meine Briefe überhaupt nicht erhalten, und je weniger Gründe ich für diese Befürchtung finde, desto gewisser wird sie mir. Trotzdem schreibe ich — welcher Trost bliebe mir sonst? Denn ich bin sehr trostlos, mein Freund. Antworten Sie mir, ich beschwöre Sie! Seit ich zu wissen glaube, daß Sie meine Nachrichten nicht erhalten, wage ich nicht mehr, in diesen Zeilen mein ganzes Herz zu öffnen, Ihnen alles anzudeuten, was ich zu sagen hätte. Und ich hätte Ihnen so unendlich viel zu sagen!“

Auch aus allen folgenden Briefen ging hervor, daß Elisabeth niemals eine Antwort erhalten hatte.

Edward Berwick las jedes Wort, vergegenwärtigte sich den Sinn jedes Satzes. Aber zu der Klarheit, die er erhofft hatte, kam er nicht. Gerade das, was er wissen wollte, blieb dunkel und bestenfalls in Andeutungen gehüllt, dies um so mehr, als die Briefe um so zurückhaltender wurden, je länger Elisabeth auf ein Lebenszeichen des Empfängers gewartet hatte.

Als er schließlich den letzten, tief verzweifelten und ganz mit Todesahnungen erfüllten Brief aus der Hand gelegt hatte und sich noch einmal alles, was er gelesen, vergegenwärtigte, mußte er enttäuscht erkennen: Ein unwiderleglicher Beweis dafür, daß Elisabeth ein Kind erwartet hatte, war in diesen Briefen nicht enthalten; jeder Advokat konnte den Wendungen, die etwa darauf hindeuteten, mit Leichtigkeit einen anderen, allgemeineren Sinn unterlegen. Und selbst wenn er es nicht gekonnt, wenn Elisabeth es klar ausgesprochen hätte — wer wollte wissen, ob sie die Wahrheit schrieb oder ob sie vielleicht nur den verlorengeglaubten Freund wieder an sich

ziehen wollte? Nein, der einzige wirkliche Beweis war mit Poctridge verbrannt — vorausgesetzt, daß Poctridge nicht gelogen hatte.

Auch Moncade erlebte in dieser Nacht eine Enttäuschung.

Raum nämlich war er nach Hause gekommen, da zog er das Medaillon hervor, das ihm Charlotte geschenkt hatte. Zum erstenmal nahm er das Bildchen aus dem Rahmen, überzeugt, daß er auf der Rückseite wenigstens die Anfangsbuchstaben von Elisabeths Namen entdecken würde.

Aber die Rückseite war leer.

Es war Nachmittag, als Edward Berwick erwachte. Er hörte die Stunde schlagen, sah das Sonnenlicht an einer ganz anderen Stelle des Zimmers wie gewöhnlich, lag lange regungslos mit offenen Augen da und spürte befremdet, daß alle Dinge um ihn ein verschlossenes, mißtrauisches Gesicht bekommen hatten — hinter ihnen schien etwas vorhanden zu sein, was er bisher noch nie bemerkt hatte; die ganze Welt sah seltsam anders aus.

Es kommt von den Briefen, grübelte er, von diesem traurigen Roman Elisabeths, der in Verzweiflung verstummt — das Schrecklichste, was es geben kann — und dessen endliches Schweigen sich gleich einem Bahrtuch auf das Bild der Welt legt. Ich werde es niemals wieder wegziehen können, es klebt wie ein Nessushemd. Überhaupt dieser Tag — — Moncade fiel ihm ein, das Konzert, Marianne Davies! Nun wurde er vollends wach.

Eine Stunde später ging er nach Long Acre, langsam und erfüllt von einer nachdenklichen Schwermut. Un-

ferwegs kaufte er ein paar Rosen, nur wenige; denn er hatte das Gefühl, daß es nicht mehr sein dürften.

Das Haus, in dem die Davies wohnten, war armselig genug, eingeklemmt zwischen zwei größere, recht verwahrlost und bis an die Haustür voll von jenem muffigen Geruch, der von diesen luft- und lichtlosen Altstadtvierteln untrennbar schien.

Er tastete sich eine finstere Holztreppe hinauf, lauschte und klopfte schließlich an eine Tür, hinter der er Stimmen hörte.

„Herein!“ Dies war wohl Mariannes Stimme.

Berwick trat ein, sah einen ärmlichen Wohnraum, der zugleich als Küche diente und dessen einziges Fenster nach einem abscheulichen Hof hinausging, der so eng war, daß man sich nicht eben weit aus dem Fenster zu lehnen brauchte, um die schmutzige Mauer des Nachbarhauses mit der Hand zu berühren.

Marianne hatte mit ihrer Schwester an diesem Fenster gegessen; beide waren damit beschäftigt, Gemüse zu putzen.

„Lieber Himmel!“ sagte Marianne erschrocken, als sie den Besucher erkannte. „Sie haben sich in der Tür geirrt, Sir, unser besseres Zimmer liegt nach der Straßenseite und hat drei Fenster!“

Sie stand auf, wischte sich die Hände an der Schürze ab und ging ihm die fünf Schritte bis zur Schwelle entgegen, auf der er stehengeblieben war.

„Ich hörte Ihre Stimme...“, sagte er.

„Ja, ja, ja —“, sie drängte ihn zurück und öffnete das gegenüberliegende Zimmer. „Treten Sie nur hier ein, bitte!“

„Mein Besuch ist Ihnen unwillkommen?“



„Keineswegs, wenn Sie sich nur eine Minute gedulden wollen!“ Sie sperrte ihn förmlich in die Stube ein.

Edward, die Blumen in der Hand, blieb allein und sah sich um.

Offenbar gab Davies hier Musikunterricht. Ein Klavier und einige andere Instrumente waren da, es standen mehr Stühle herum, als dies in einem gewöhnlichen Raum der Fall zu sein pflegt, und an den Wänden hingen verblichene Kranzschleifen, die unvermeidlichen Staubgefäße des Künstlerlorbeers. In einem Messingkäfig saß ein ausgestopfter Papagei, und über dem Sofa befand sich ein bekränzter Gipskopf, an dem nichts aufsiel als die ungewöhnlich schmutzige Nase, die für sämtliche Fliegen Londons ein geschätzter Treffpunkt zu sein schien.

Berwick stellte sich an eines der offenen Fenster und sah auf die Straße hinab, aber ein leichter Zugwind ließ ihn sich umdrehen: Marianne trat ein. Sie hatte ihre

große Schürze abgelegt und einen bunten Baumwollschal um die Schultern genommen.

„Sie hätten eine Stunde später kommen sollen, Sir“, sagte sie lächelnd, „denn bis dahin wäre ich mit meinem Anzuge fertig gewesen. Aber Sie werden einsehen, daß ich in dem Kleid, in dem ich auftrete, nicht wohl Salat pußen kann.“

„Sie geben heute abend wieder ein Konzert?“

„Das gleiche wie gestern, und denken Sie nur: es ist ausverkauft!“

„Sehr begreiflich!“

„Finden Sie es in der That so begreiflich? Noch gestern hätten wir uns dergleichen nicht träumen lassen — wieviel fehlte übrigens, und der Abend hätte mit dem abscheulichsten Londoner Riot geendet! Ihr Freund hat uns durch seine Geistesgegenwart nicht nur zu unendlichem Dank verpflichtet, sondern uns geradezu gerettet und unsere ganze Zukunft gesichert! Ich schäme mich, wenn ich daran denke, daß ich ihm kaum ein freundliches Wort gesagt habe, aber glauben Sie mir, ich war zu aufgeregt. Warum haben Sie ihn nicht mitgebracht?“

„Darf ich Ihnen, Fräulein Marianne, diese Blumen überreichen als ein Zeichen meiner tiefen Verehrung?“

„Ich danke Ihnen. Das Instrument hat Ihnen also gefallen?“

„Mehr!“

„Mein Spiel?“

„Ein Himmel von Empfindung — — o Gott, er ist gar nicht ausgestopft!“

Marianne sah ihn verblüfft an.

„Ich meine den Papagei... Ich hielt ihn für ausgestopft, aber mir scheint, er hat sich gerührt?“

„Oh, er denkt nicht daran, ausgestopft zu sein! Er ist ein sehr merkwürdiges Tier. Wir haben ihn von Sir Benjamin Franklin geschenkt bekommen, und er war es überhaupt, der uns zu der Bekanntschaft mit diesem großen Manne und damit zu der Harmonika verholfen hat.“

„Also eine ganze Geschichte!“

„Ja, freilich etwas umständlich“, antwortete Marianne. „Er gehörte nämlich zuerst einem gewissen Herrn Poctridge, und —“

„Wem?“ fragte Edward, geradezu erschrocken.

„Richard Poctridge.“

„Der verbrannt ist!“

„Oh — Sie wissen das?“ sagte Marianne verwundert. „Wie merkwürdig!“

„Ich kenne die Geschichte nicht — ich kenne diese Geschichte nicht, aber ich kenne eine andere... mein Gott, welche Zeit, welche Zusammenhänge!... Das Gewebe des Schicksals wird fadenscheinig wie ein altes Kleid, man glaubt zu erkennen, was darunter sich verbarg! Und dieser Papagei... ja, alles andere ist verbrannt, alles!“

„Gehen Sie ihn an!“ sagte Marianne. „Hat er nicht etwas Unheimliches?“

„Wie heißt er?“

„Das sagt er nicht. Er spricht überhaupt nicht.“

Berwick sah die uralten, bösen, starren Augen in dem Stückchen schmutzig weißen Glacéleders. „Wenn er Ihnen mißfällt — weshalb behalten Sie ihn?“

„Ach, mein Herr, es gibt viele Dinge im menschlichen Leben, die uns mißfallen, mit denen wir aber auf irgendeine geheimnisvolle Weise zusammengekettet sind, ohne die Kraft aufzubringen, uns davon zu trennen. Man nennt das wohl Schicksal.“

Leise verwundert hörte Berwick ihr zu. Sie hatte eine Art, die Sätze zu fügen und auszusprechen, die beinahe eingelernt und jedenfalls nicht natürlich wirkte. Das berührte ihn um so seltsamer, als der halb noch kindliche Ausdruck ihres Gesichts kaum auf besondere Welterfahrung schließen ließ, auch wenn es weniger jung gewesen wäre; aber in den zarten, regelmäßigen Zügen und vor allem im schönen Samtbraun der Augen lag eine angeborene Melancholie, eine Bereitschaft, alles von der empfindsamen Seite zu betrachten, eine noch verborgene Neigung zum Schwärmerischen, und diese war es, die den jungen Berwick tief berührte — er fühlte, daß in Marianne ein Teil seines eigenen Wesens verkörpert war.

Während er nach einer Fortsetzung des Gesprächs suchte, die ihm erlaubte, länger zu bleiben, trat Cecile ein.

„Ich muß doch sehen, was ihr macht!“ sagte sie mit ihrer ganzen unbekümmerten Munterkeit, die das genaue Gegenteil zu Mariannes Zurückhaltung bildete. „Sie sind natürlich gekommen, mein Herr, um meiner Schwester Artigkeiten über ihr Harmonikaspiel zu sagen — seit gestern abend, scheint es, ist alle Welt in sie verliebt. Oder haben Sie etwa gar auch für mich ein paar Komplimente übrig?“

„Freilich habe ich das“, antwortete Edward lächelnd, „und nicht nur ein paar! Sie haben gesungen wie eine Nachtigall!“

Cecile sah die Blumen in der Hand ihrer Schwester. „Sie scheinen aber zu glauben, daß Nachtigallen nicht in Rosen singen?“

„Nein, wirklich“, antwortete er, „ich weiß vielmehr

genau, daß diese außerordentlichen Vögel eine Vorliebe für Stechpalmen haben, aber vielleicht hätten Sie mich mißverstanden, wenn ich Ihnen einen Strauß davon mitgebracht hätte.“

Cecilie war klein. Ihr rundes, stupsnäsiges Gesicht mit den zu vollen Wangen schaute sorglos in die Welt, stets bereit, das Angenehme zu erkennen und das Trübe nicht zu bemerken; ob hinter ihrer Stirn Gedanken wohnten, ließ sich einstweilen nicht ausmachen — sie glich eher einem rundlichen blonden Kanarienvogel, der die Menschen entweder durch seinen erstaunlichen Gesang entzückt oder sie durch sein ewiges Hinundherhüpfen zur Verzweiflung bringt.

„Sie kommen vermutlich“, sagte Berwick, „um Ihre Schwester daran zu erinnern, daß es Zeit wird, sich für das Konzert umzukleiden!“

„Ich müßte lügen“, antwortete Cecilie, „obwohl es in der That Zeit wird, aber es war eigentlich die reine Neugier. Fremder Besuch ist so aufregend! Ich liebe das sehr.“

„Wenn Sie befehlen, werde ich mir erlauben, Ihnen diese Aufregung öfter zu verschaffen, vorausgesetzt, daß Ihr Vater damit einverstanden ist. Morgen ist Sonntag. Soll ich Sie alle in meinem Wagen abholen?“

„O ja, tun Sie das!“ rief Cecilie und klatschte in die Hände. „Hast du gehört, Marianne? Eine Wagenfahrt!“

„Ich werde Herrn von Moncade bitten, uns zu begleiten —“, sagte Edward rasch, da er einige Bedenken in Mariannes Gesicht zu erkennen glaubte.

„Und auch Herr Davies wird mir hoffentlich die Ehre geben, mitzufahren?“

„Ja, kommen Sie nur!“ antwortete Marianne lächelnd.

Von Long Acre fuhr Berwick zu Moncade, und es fiel ihm nicht schwer, den Hauptmann zur Teilnahme an dem Ausflug zu überreden. „Genau besehen“, sagte Edward vertraulich, „ist es eine Dummheit von mir, Sie mitzunehmen, denn ich habe deutlich bemerkt, daß Sie keinen geringen Eindruck auf Marianne gemacht haben — Sie stehen in der Gloriole des Retters da, und von der Dankbarkeit ist es nur ein Schritt zu anderen Gefühlen. Nähme ich Sie aber nicht mit, so würde man mich gewiß nach dem Warum fragen und mit mir unzufrieden sein.“

„Machen Sie sich keine Sorgen“, antwortete Moncade lachend, „ich bin ungefährlich und begleite Sie nur, um Ihnen einen Gefallen zu tun. Jrgend jemand muß sich ja wohl um die kleine Cecilie kümmern, damit Sie Zeit haben, Marianne gehörig anzubeten.“

„Sie sollten das nicht in einem solchen Ton sagen!“

„Verzeihen Sie, ich habe weder diesen noch einen anderen Ton beabsichtigt. — Wie alt sind Sie eigentlich, Berwick?“

„Ich denke: siebenundzwanzig. Weshalb?“

„Ach, nichts... Mir scheint, die Jahre, während denen ich mich in Kanada herumgeschlagen habe, zählen wenigstens dreifach, so viel älter komm ich mir vor.“ —

Der Sonntag war voll Sommerwetter wie eine gläserne Vase voll Feldblumen.

Berwick und sein Begleiter, in hübschen bunten Röcken, holten die Familie Davies in Long Acre ab, und als der Vater mit seinen beiden Töchtern in der Haustür erschien, wäre Edward beinahe in sein altes Laster der

Spottsucht zurückverfallen. Denn der Musikus hatte sich aufs prächtigste und würdevollste herausstaffiert. Er war ganz in Pflaumenblau getaucht und mit Goldtressen verziert, für einen Landausflug mehr pompös als passend; dazu trug er einen hohen Rohrstock mit goldenem Knopf und einen Dreispiz, der ihm etwas Feldherrnmäßiges gab. Wie sein Anzug war, so benahm er sich auch: edel, großzügig und durchaus als Anführer der Gesellschaft. Die Mädchen mit ihren bescheidenen blumenbedruckten Kleidern wirkten nur als Ausschmückung und Hervorhebung seiner Persönlichkeit.

Moncade, der nichts dagegen hatte, eine stumme Rolle zu übernehmen, kletterte bereitwillig zum Kutscher auf den Boß. Edward und Davies bekamen die Rücksiße, die Schwestern setzten sich nicht ohne Feierlichkeit in den Fond, und weil das Lederdach zurückgeklappt war, spannten sie sogleich lächerlich kleine Sonnenschirmchen auf, die sie überaus graziös und so hielten, daß jedermann ihre schönen filetgestrickten Halbhandschuhe sehen konnte.

Vater Davies kreuzte die Arme behaglich und würdevoll über dem goldenen Stockknopf und schien gesonnen, der Fahrt durch längere Reden Wert zu verleihen. Während sie durch die Gassen fuhren, um themseaufwärts ins Grüne zu kommen, schwieg er nur in solchen Augenblicken, wo er einem kümmerlich zu Fuß gehenden Bekannten gönnerhaft zuwinken mußte, und Edward konnte sich des Verdachtes nicht erwehren, daß Herr Davies diese wohlwollenden Begrüßungszeremonien auch völlig Fremden gegenüber vornahm, um seine Popularität nachzuweisen.

„Dieser kleine Ausflug, für den wir Ihnen herzlich danken, Sir“, sagte er, „dieser kleine Ausflug hat für

uns etwas Symbolisches — Cecilie, mein Kind, mache den Mund zu, du hast Gold in deiner Kehle! — etwas Symbolisches, ja, denn er steht in der Tat am Beginn eines neuen Abschnittes unseres Daseins. Waren Sie gestern abend im Konzert, Sir? Nein, natürlich nicht, denn es gab schon zu Mittag keine Karten mehr. Ausverkauft! Das Publikum war begeistert — was sage ich: es raste, es tobte, soweit es nicht in Tränen der süßesten Seelenerstütterung zerfloß! Mit Cecilies Stimme und Mariannes Kunst, die neue Harmonika zu spielen, sind wir im Besitz der Zaubermittel, die uns zu Ruhm und Wohlstand verhelfen werden. Ein Mann, der in Paris wohnt und ein italienischer Impresario ist, bat mich sogleich nach dem Konzert um die Ehre einer Unterredung. Er lud uns ein, nach Paris zu kommen und dort eine Reihe von Vorstellungen zu geben, für die er einen glänzenden Vertrag in Aussicht stellt!“

„Wie?“ fragte Edward. „Sie haben die Absicht, von hier wegzugehen?“

„Ich bin es meinen Kindern — ich bin es Europa schuldig, Sir!“ antwortete Davies mit einer Armbewegung, welche die ganze zivilisierte Welt umfaßte. „Kunst ist Verpflichtung, Sir! Es handelt sich um die Bildung und Veredelung der Menschheit! Humanität!“

Moncade auf dem Bock drehte sich halb um und sagte über die Schulter: „Hoffentlich lehnt es die Menschheit nicht ab, sich veredeln zu lassen. Seit ich in Kanada war, habe ich meine besonderen Gedanken über diesen Punkt.“

„Es handelt sich hier nicht um Wilde, mein Herr, sondern um gesittete Europäer!“ erwiderte Davies mit hochgezogenen Brauen.

„Ja, das haben wir vorgestern gemerkt“, antwortete Moncade, drehte sich wieder um und blickte nach vorn.

Man hatte inzwischen die Stadt verlassen. Die Landschaft weitete sich zu schöner Fläche, in der sich der Erlensaum des Flußufers in anmutigen Windungen durch die Wiesen zog, deren sanftes Ebenmaß von Baumgruppen und kleinen Gutshöfen nicht gestört, sondern hervorgehoben wurde. Dieses Zurückweichen der Blickgrenze, die Öffnung der Ferne ließ die Sentimentalität des jungen Berwick sogleich wieder aufwachen, die durch Davies' Nachricht von seinem Reiseplan ohnehin berührt worden war.

„Nach Paris also...“, sagte er seufzend. „Aber es ist Krieg zwischen England und Frankreich, und Sie sind Engländer, Sir!“

„Soviel man hört, steht der Friedensschluß bevor (Moncade nickte dazu); die Völker haben es wieder einmal satt, sich gegenseitig zu ruinieren. Apropos satt — ich möchte nicht unbedingt behaupten, daß ich es bin. Irgendwo in dieser schönen Landschaft sollte ein Wirtshaus stehen, aber leider pflegt auch die Natur nichts Vollkommenes hervorzubringen — oder glauben Sie, Herr Berwick, daß sich eine solche Dase hierherum finden ließe?“

Edward lächelte. Es war ihm lieb, den ehrenwehrtten Herrn Davies ein wenig aus dem Mittelpunkt der Unterhaltung rücken zu können. „Wir brauchen uns nicht zu bemühen“, sagte er, „ich habe für alles gesorgt.“

Der Wagen hielt am Fuße einer kleinen Boden-erhebung, deren grasige Höhe mit einigen Bäumen bestanden war. Die Gesellschaft stieg aus, der Kutscher trug zwei recht verheißungsvolle Koffer auf den Hügel,

Moncade brachte Wolldecken, und nun richtete man sich mit aller Ruhe im Schatten der Bäume ein. Während die Mädchen ein Tischtuch auf den kurzen Rasen breiteten, öffnete Edward die Koffer und holte daraus die angenehmsten Dinge hervor, deren vorerst oberflächliche Prüfung den Musiker in aufmerksames Schweigen versetzte, bis einige Rotweinflaschen zum Vorschein kamen, die er unter seine besondere Obhut zu nehmen versprach. Während Cecilie geschäftig mit auspacken half, ging Marianne unter den Bäumen hin und her und suchte nach Blumen.

„Sie werden nur noch wenige finden“, sagte Moncade. „Wenn die Wiesen einmal gemäht sind, blühen sie nicht mehr so fröhlich wie im Frühjahr.“

„Ich bin sehr unerfahren in diesen Dingen“, antwortete sie. „Woher sollte ich's denn auch wissen? Seit ich denken kann, wohnen wir in der Stadt, und wann hätte man wohl Gelegenheit, einmal hinauszukommen! Wir haben immer zu arbeiten gehabt; glauben Sie mir, es ist nicht lustig, wenn man schon mit sechs Jahren helfen muß, Geld zu verdienen — denn so lange geben wir schon Konzerte, und dabei hatte ich stets noch die Sorge um meine jüngere Schwester! Wahrscheinlich halten Sie mich für eine langweilige und melancholische Person — aber wäre es denn ein Wunder, wenn ich das Lachen verlernt hätte? Ach, nur eine Viertelstunde täglich auf diesem Hügel, unter diesen Bäumen, angesichts dieser herrlichen und vom Glanz eines schöneren Daseins erfüllten Weite — und ich wüßte nicht, was ich mir noch wünschen sollte! Nun vollends Sie — ein Mann, der in den fernsten Ländern war! Komm ich Ihnen recht arm vor?“

Moncade empfand ihren Blick und sagte mit freund-



lichem Ernst: „Es ist wahr, daß Sie viel nachzuholen haben, dafür aber gibt es in der Welt so viele Schönheiten für Sie, an die sich unsereiner längst gewöhnt hat! Wenn sich die Hoffnungen Ihres Vaters erfüllen — und ich bin überzeugt davon —, so beginnt wohl Ihr eigentliches Leben erst jetzt.“

„Ich bin ganz voll Sehnsucht!“ antwortete Marianne und breitete die Arme aus. In ihrer seltsamen blassen Lieblichkeit stand sie da wie eine fremde Blume, deren Samen von einem Stern herabgeschwebt ist. „Aber ich

bin auch bange, Herr von Moncade. Denn immer, wenn ich mir etwas wünsche und ihm dann nahe komme, blickt es mich plötzlich aus dunklen Augen an... Ich werde nie vergessen, wie selig ich war, als mir Franklin seinen Papagei schenkte, und wie unheimlich er mir dann geworden ist. Glauben Sie nicht, daß auch die Welt so dunkle Augen hat?"

Hinter ihnen tauchte Davies zwischen den Bäumen auf. Er schwenkte einen Zinnbecher und rief zum Essen. Moncade mußte lachen, als er Cecilie sah, die inzwischen von dem besorgten Vater mit zwei großen wollenen Schals umwickelt worden war und sich über diesen Unschmuck sehr ärgerte, ohne jedoch zu wagen, ihn abzuliegen. Edward hatte mit einer fast weiblichen Umsicht für das Essen gesorgt und wurde dafür sehr gelobt, besonders vom alten Davies, obgleich sich dieser wenigstens ebenso liebevoll den Flaschen widmete und insolgedessen in einen großartigen Redefluß geriet, der den übrigen erlaubte, gründlich zu schweigen. Da Moncade recht wohl wußte, weshalb Edward das ganze Picknick veranstaltet hatte, überließ er ihm bereitwillig den Platz neben Marianne und lenkte den Strom der väterlichen Beredsamkeit gutmütig auf sich. Seine Hoffnung, daß Davies sehr bald das Bedürfnis nach einem Mittags-schlaf empfinden werde, erfüllte sich pünktlich; der Musiker streckte sich lang auf den Rücken, wurde von Cecilie zugedeckt und begann wenige Minuten später in chromatischen Läufen zu schnarchen, die er gelegentlich durch kräftige Akkorde unterbrach von denen er einige sogar arpeggierte, eine Leistung, die freilich mehr imponierend als schön war.

Es fiel Moncade nicht schwer, Cecilie, die sich bisher

ein wenig vernachlässigt gefühlt hatte, zu einem kleinen Spaziergang zu überreden. Sie stiegen den Hügel hinab und entfernten sich langsam über die Wiesen; Moncade trug die Schals, aus denen sich das Mädchen alsbald befreit hatte, plauderte mit ihr, so gut es gehen wollte, und dachte insgeheim, daß der junge Berwick es mit Marianne wohl weniger leicht haben würde. Als er nach einer Stunde fand, daß es jetzt wohl unaufdringlich sei, zurückzukehren, traf er die beiden in einer merkwürdigen Verfassung. Sowohl Edwards als auch Mariannes Gesicht zeigten deutliche Spuren von Tränen und erst kürzlich verebbter Gemütsbewegung.

Auf Moncades Blick sagte Edward: „Wie sehr bedaure ich Sie, mein Freund, daß Sie nicht bei uns gewesen sind! Wir haben die Welt so tief und beseligend empfunden, daß wir recht von Herzen weinen mußten! Welches Zusammenklingen und Ineinanderfließen der edelsten Rührung! Welche überraschende Entdeckung gemeinsamen Schmerzes! Ach! Glauben Sie mir, es gibt nichts Süßeres in dieser Welt, als zusammen über das Unnennbare zu weinen!“

„So!“ sagte Moncade.

Die Veränderung, die in dem Wesen des jungen Berwick vor sich ging, wurde immer deutlicher. Er schwur Moncade zu, daß er jetzt erst, da er einen Blick in Mariannes schöne Seele getan, erfahren habe, was Liebe sei.

Moncade hörte seine Schwärmereien ernsthaft an und ließ sich nicht merken, was er sich bei allzu großen Überschwenglichkeiten dachte. Als ihm Edward in dem Wunsche, die ganze Welt zu umarmen, seine Freund-

schaft anbot, ging er bereitwillig darauf ein; er schätzte ihn um so mehr, je mehr er seine Albernheiten ablegte.

„Aber ich fürchte, daß wir uns bald trennen müssen“, sagte er in seiner bedächtigen Weise. „Ich habe, sobald mein Abschied aus der britischen Armee bewilligt sein wird, in England nichts mehr zu suchen, desto mehr in Deutschland. Marianne wird mit Vater und Schwester nach Paris gehen, später vielleicht eine Konzertreise durch Europa unternehmen. Und Sie? Werden Sie dann wieder die Gewohnheiten eines jungen, reichen Laugenichts annehmen? Oder ziehen Sie sich auf Ihre väterlichen Besitzungen zurück, um den kurzen Rest Ihrer Tage in Einsamkeit zu verseufzen? Das wäre freilich ein würdiges Lebensziel!“

„Spotten Sie nur!“ antwortete Edward. „Ich weiß recht wohl, daß Sie es gut mit mir meinen. Übrigens rennen Sie offene Türen ein: Mein Entschluß ist bereits gefaßt — ich gehe nach Paris!“

Moncade sah ihn nachdenklich an: „Ein unabänderlicher Entschluß?“

„Allerdings.“

„Vielleicht wäre es gut für Sie, wenn Sie einen so schrecklich nüchternen Menschen wie mich um sich hätten, und deshalb hätte ich nicht übel Lust, Sie zu begleiten —“

„Oh, tun Sie das!“

„— wenn ich könnte! Aber ich sagte Ihnen schon, daß ich nach Deutschland muß.“

„Weshalb?“

„Nehmen Sie an“, sagte Moncade lächelnd, „es geschähe aus ähnlichen Gründen wie Ihre Reise nach Paris.“

„Moncade!“

„Nur daß ich, wie gesagt, nüchtern bin als Sie.“

„Aber wir werden miteinander in Verbindung bleiben und uns schließlich irgendwo treffen!“

„Ich wünsche das sehr, denn ich fürchte, daß Sie mich eines schönen oder häßlichen Tages brauchen werden. Vorher aber muß ich Sie noch um etwas bitten. Sie haben mir gelegentlich von dieser sonderbaren alten Frau erzählt, die den Haushalt Ihres Vaters überwacht und die Geschichte Elisabeth Berwicks genauer kennt als Sie. Ich möchte mit ihr sprechen.“

„Gut also, reisen wir nach Hallifield Hall.“

„Nein.“

„Weshalb nicht?“ fragte Edward erstaunt. „Mein Vater ist nun freilich kein angenehmer Gesellschafter, aber —“

„Aus Gründen, die ich Ihnen vielleicht später einmal erklären werde; bitte fragen Sie mich nicht weiter!“

„Nun, auch gut, ich bin nicht neugierig und habe mich von jeher gehütet, mich in diese sonderbare und trübe Geschichte hineinzumischen. Aber der alte Hawkins kommt jede zweite Woche nach London, um Geschäftliches für meinen Vater zu erledigen — ich werde ihn bitten, das nächste Mal seine Frau mitzubringen.“

Am folgenden Morgen erhielt Moncade einen Zettel, auf dem Edward schrieb: „Wenn Sie dies erhalten, bin ich unterwegs nach Hallifield Hall; denn ich will wegen der geplanten Reise mit meinem Vater sprechen und benutze die Gelegenheit, auch mit der alten Marjorie zu reden. Grüßen Sie Marianne und sagen Sie ihr, daß ich so bald wie möglich zurückkomme und an nichts anderes denken werde als an sie.“ —

Edward traf seinen Vater in erstaunlich guter Verfassung.

Obwohl das Wetter bis vor kurzem kühl und regnerisch gewesen war und sich erst an diesem Tage aufgehellt hatte, saß er nicht mit unwickeltem Gichtfuß an seinem Schreibtisch, sondern wanderte mit ziemlich energischen Schritten in der Bibliothek umher. Offenbar hatte er sich aus zwingenden geschäftlichen Gründen veranlaßt gefühlt, sein würdiges Greisenaussehen mit dem eines tatkräftigen Mannes in den besten Jahren zu vertauschen. Dieser Veränderung entsprach auch ein Wechsel in seinem Anzug, der ihn aus einem etwas gebrechlichen älteren Herrn in einen kräftigen englischen Landedelmanntum verwandelt hatte.

„Wie geht es dir, mein Junge?“ fragte Sir Horatio und blickte jovial zu Edward herab. „Nicht schlecht, scheint mir!“

„Danke“, erwiderte Edward, der sein Erstaunen kaum verbergen konnte. „Und wie es Ihnen geht, danach brauche ich mich nicht zu erkundigen, alle Wetter! Haben Sie einen Jungbrunnen entdeckt?“

Sir Horatio lachte schallend. „Der Jungbrunnen, mein Sohn, liegt in uns selber! Wieso? Die Kriege nähern sich ihrem Ende, das Geschäft flaut ab, in Friedenszeiten Geld zu verdienen ist für unsereinen schwieriger als im Kriege — also braucht man seine volle Gesundheit, und da man sie braucht, so hat man sie eben! Ich empfehle dir dieses logische Heilmittel für spätere Fälle.“

„Bewundernswert!“ sagte Edward — und dachte: Was die Geldgier nicht alles zuwege bringt!

„Sie gehen also mit großen Plänen um?“

„Mit sehr großen: Ich werde jetzt endlich aus dem bescheidenen Dunkel meines Daseins heraustreten. Du erinnerst dich, daß ich früher schon diese Absicht hatte. Die Zeit kommt. Sie ist noch nicht da, aber sie blickt schon über den Zaun. Wenn Horatio Berwick etwas will, dann erreicht er es auch — und zwar langsam, mein Sohn, grundsätzlich nur langsam, dafür aber um so sicherer!“

„Und was gedenken Sie diesmal zu erreichen?“

„Ich werde in den Dienst der auswärtigen Politik treten!“ sagte Horatio unbeschreiblich großartig. „Das Vaterland braucht mich!“

Er stand wieder einmal da wie sein eigenes Monument, die Stirn aus Marmorergips von einer Alkongo-
gloriole umleuchtet: „Seine Bequemlichkeit auf dem Altar Englands zu opfern, ist Pflicht des wahren Edelmannes!“

„Wie! Sie wollen Ihre Geschäfte aufgeben?“

Horatio tippte ihm auf die Brust, wobei der olympische und edle Glanz in seinen Augen dem schlauesten Zwinkern Platz machte. „Esel!“

„Sagten Sie denn nicht eben —“

„So etwas sagt man wohl, aber man tut es nur aus bestimmten Gründen.“

„Ah, Sie wollen zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen?“

„Zwei? Ein halbes Duzend, hoff' ich — aber was verstehst du davon! Leider nichts — immer noch nichts, Edward! Das kann nicht so weitergehen, wir müssen darüber sprechen.“

Der junge Berwick nahm seine alte blasirte Haltung an. „In dieser Minute?“

„Wieso?“

„Ich bin vier Stunden geritten und freue mich auf das Abendbrot — Ihre väterliche Liebe und Rücksicht sollten mir den Appetit nicht verderben!“

„Meinetwegen also nach dem Essen. Wie ich dich kenne, muß ich annehmen, daß du mich nicht zu deinem Vergnügen besuchst, sondern irgend etwas von mir willst?“

„Das ist richtig, aber auch darüber können wir nach dem Essen —“

„Wieviel?“ fragte Horatio. „Natürlich hast du wieder gespielt!“

„Nein.“

„Schulden gemacht wegen eines Frauenzimmers?“

„Nein.“

„Nicht? Weshalb könnte ein Mensch wie du wohl sonst in Geldverlegenheit sein?“

„Es handelt sich überhaupt nicht um Geld“, antwortete Edward, „ein Mensch wie ich kann wohl auch einmal andere Sorgen haben.“

Der Alte sah ihn an. „Das klingt nicht gut, Junge“, sagte er. „Du magst recht haben: sprechen wir nach dem Essen darüber!“

Als Edward die Bibliothek verließ, öffnete er die Tür wohlweislich mit einer gewissen Vorsicht. Wie er gedacht hatte, stand Marjorie draußen, lang, gespenstisch hager, das Gesicht von den Spitzen ihres Haubenungeheuers beschattet. „Wieder gehorcht?“ fragte er. „Schämst du dich nicht, sogar gegen mich mißtrauisch zu sein?“

Sie glitt vor ihm her, den Flur entlang, die Stein-
stufen zur Küche hinunter. „Das ist es nicht“, sagte sie und rückte ihm einen Stuhl ans Fenster. „Warum sollte



ich mißtrauisch gegen dich sein! Aber du bist zu unschuldig für ihn, du bist ein Lamm in einer Wolfshöhle!“

„Ich weiß nicht, ob die Wölfe in Höhlen wohnen, Marjorie.“

„Dieser tut es, mein Junge. Glaube mir, ganz Hallfield Hall ist eine solche Höhle, in der die Gebeine unzähliger Menschen modern, und zwar abgenagt! Mit deiner Mutter hat es begonnen —“

„Marjorie!“ sagte er kopfschüttelnd. „Kannst du deine Vergleiche nicht ein wenig geschmackvoller wählen?“

„— und mit meiner süßen Elisabeth ist es weitergegangen, und dann kommen alle die vielen, vielen, die er durch seine Geschäfte zugrunde gerichtet hat und die auf den Schlachtfeldern für ihn gefallen sind, ohne es zu

wissen. An jedem hat er etwas verdient, jedes zusammen-
geschossene Regiment lieferte ihm eine Null mehr für
sein Vermögen. Hawkins erzählt mir alles!“

„Nun, es scheint ihm gut zu bekommen!“

„Er ist — ich habe vergessen, wie das Tier heißt, das
sein Aussehen nach Belieben verändern kann, aber so ist
er, Edward! Er verjüngt sich, wenn er will, und wird
ein Greis, wenn er damit mehr verdienen kann, und er
schlingt alles in sich hinein, ganze Dörfer, Provinzen —
aber einmal, Edward, wird er an einem winzigen Kno-
chen ersticken, der ihm quer in die Kehle kommt, glaube
mir! Und dann!“

„Was dann?“

„Dann“, sagte Marjorie und hob ihre Knochenhand,
„dann werde ich dabeisitzen und stricken und zusehen, wie
ihn der Teufel lotweise holt! Ja, stricken werde ich, das
habe ich mir fest vorgenommen!“

„Du bist abscheulich, Marjorie! Ich liebe ihn nicht,
das weißt du, und dafür hast du gesorgt, aber solche Dinge
will ich nicht wieder hören!“

„Laß dir erzählen, Edward —“

„Nein, schweige!“

Marjorie begann, wie dies ihre Gewohnheit war, die
Kochtöpfe wütend auf dem Herde durcheinanderzustoßen;
sie murmelte dabei unverständliche Worte, ihre Hauben-
ränder zitterten, der Dampf umwallte ihre Nase — sie
sah wahrhaftig aus wie eine der Hexen, die Macbeths
Schicksal zusammenbrauen.

Berwick ließ sie mit ihren finsternen und rachsüchtigen
Gedanken allein und ging in den Park, der von dem
süßesten Schweigen des Spätnachmittags erfüllt war.
Auf dem warmen, weiten Goldgrün der Wiesen lagen

die langen Schatten der Bäume. Die Wipfel waren umspinnen mit dem sanftglühenden Schimmer der Sonne, die schon fast den Wald berührte. Die Wege sahen aus, als ob nie jemand auf ihnen ginge. Da war das alte Wasserbecken, in dem ein moosgrüner Triton seinen müden kleinen Wasserstrahl emporblies, verwitterte Stufen führten zwischen rotvioletttem Fingerhut zu einer künstlichen Ruine hinan, deren Fenster mit Rosenranken wie mit einem Vorhang geschlossen war.

Edward setzte sich auf die Steinbank und nahm das tiefverträumte Schweigen dieser Landschaft in sich auf.

Vielleicht, dachte er, vielleicht werde ich als alter Mann einmal hier sitzen... das letzte Kapitel meines Lebens wird abgeschlossen sein, und ich werde nichts mehr vor Augen haben als ein leeres Blatt — ein leeres Blatt, für das der Text nicht ausgereicht hat und das sich trotzdem in dem Buche befindet, obwohl es keinen Sinn hat. Oder sollte es doch einen haben? Gibt es etwa jemand, der das Buch liest und dann auf dieses leere Blatt eine Bemerkung hinschreibt? Und wie wird sie lauten? ‚Er starb, weil er das Leben nicht verstand‘ oder ‚Hier ruht E. B.: ein Mann, der mit seinen Gaben nichts anzufangen wußte‘ — — aber ich werde euch zuvorkommen, ich werde zur rechten Zeit ein Rosentempelchen in diesen Park bauen, dorthin, wo am Waldrande die Wiese sanft zum Bach hinabzusinken beginnt, und... Seine Gedanken wandelten immer krausere, empfindsamere Wege, bald nicht mehr allein, sondern neben einer weißen Schleiergestalt, die von Harmonien umflossen war; alles, was er fühlte, war Elegie — was ihn übrigens nicht hinderte, zu bemerken, daß die Sonne untergegangen war und in der kühleren Luft die Gefahr eines

Schnupfens drohte, eine Sache, die er fürchtete, weil sie es in der peinlichsten Weise unmöglich machte, den Weltschmerz mit Haltung zu tragen. Also erhob er sich mit einem abschließenden Seufzer und wandelte durch die opalfarbene Dämmerung dem düster schweigenden Hallifield Hall zu.

Horatio erwartete ihn. Er trug nicht, wie sonst, den alten Schlafrock; er hatte nicht, wie sonst, den kahlen Schädel mit einem Turban gegen den Zugwind umwickelt; er schlurfte nicht, wie sonst, in Filzschuhen umher.

Sondern er war mit Sorgfalt und Farbenpracht gekleidet. Die Locken einer altmodischen Perücke rollten majestätisch auf seine Schultern herab, in den Diamantknöpfen seines Rockes blitzte die Spiegelung der Kerzen, die in ungewöhnlicher Zahl auf dem ebenfalls ungewöhnlich reich gedeckten Tische brannten.

So thronte Sir Horatio am oberen Ende der Tafel und blickte dem Eintretenden entgegen.

„Alle Wetter!“ sagte Edward und blieb überrascht stehen. „Welche Haupt- und Staatsaktion soll hier aufgeführt werden?“

Horatio lächelte zufrieden. „Du bist zwar ein ausgemachter Laugenichts“, erwiderte er, „aber in Dingen des Geschmacks nicht ohne Urteil. Wie gefällt dir das? Mein Anzug? Meine Haltung? Ich habe zu lange als Einsiedler gelebt und muß mich erst wieder in den Anforderungen der Gesellschaft zurechtfinden. Also?“

Edward, das Lorgnon vor den Augen, stand schmal und unbedeutend vor dieser barocken Pracht und besah sie lange, bald unter diesem, bald unter jenem Gesichtswinkel, wie man ein Bild betrachtet. „Gar nicht übel . . .“,

sagte er schließlich, „für eine elegante Privatgesellschaft von heute freilich um vierzig oder fünfzig Jahre zurück — aber Staatsangelegenheiten hinken ja immer hinter der Zeit her. Sie könnten recht wohl einen Gesandten oder dergleichen vorstellen.“

„Bravo!“ sagte Horatio mit olympischem Lachen. „Genau das, was ich will! Ich könnte nicht nur, sondern ich werde in der That einen Gesandten darstellen. Der Aufbau des ganzen Theaters wird mich hunderttausend Pfund kosten, aber dieses Kapital wird sich mit wenigstens dreißig Prozent verzinsen — wenn man keine Tornister mehr verkaufen kann, muß man Politik verkaufen.“

„Und wo soll das Theater aufgebaut werden? Und wann?“

„Noch ist Krieg in Kanada, zur See, in Schlesien, aber man spricht bereits überall vom Frieden; der kommende Winter wird ihn bringen, und erst dann läßt sich beurteilen, an welchem Punkte des Flusses, den man Weltgeschichte nennt, sich ein kluger Angler aufzustellen hat. Jedenfalls werde ich den Winter über nach Paris gehen, um mir einen Namen in der Gesellschaft zu machen.“

„Nach Paris?“ fragte Edward und nahm seinen Platz an der Tafel ein.

„Weshalb nicht?“

„Ja... natürlich... weshalb nicht!“

„Ich höre ein gewisses Bedauern aus deinen Worten“, sagte Horatio mit einem Stirnrunzeln, das sich unter der Perückenwolke besonders groß ausnahm. „Ich nenne es Bedauern, denn Mißbilligung könnte ich dir nicht gestatten. Aber ich mache dich darauf aufmerksam, daß ich nicht beabsichtige, es zur Kenntnis zu nehmen.“

„Sie irren sich ausnahmsweise; es ist weder Bedauern noch Mißbilligung, sondern Nachdenklichkeit. Wir werden uns also in Paris treffen.“

„Du hast die Absicht —“

„Ja.“

„Ich verlange, um meine Erlaubnis gebeten zu werden, Edward!“

„Deshalb bin ich hier.“

„So!“ sagte Berwick, für den Augenblick entwaffnet und ziemlich hilflos auf seinem Theaterolymp. „Deshalb bist du hier? Hm! Und warum willst du nach Paris?“

„Vielleicht aus ähnlichen Gründen wie Sie.“

„Du überfällst mich aus dem Hinterhalt, mein Junge, das ist gar nicht dumm.“ Er dachte nach. „Nun, meiner wegen, ich bin einverstanden.“

„Danke.“

Marjorie erschien und frug auf. Es war, als ob die Kerzen dunkler würden. Es war, als ob sie nur zu pfeifen brauchte, um aus allen Winkeln ein Heer von Ratten hervorzulocken. Horatio schien das nicht zu bemerken, aber sein Sohn fühlte es, und das Schrecklichste für ihn war, daß Marjorie eben nicht pfiß, daß die Ratten in Bereitschaft blieben, in einer Bereitschaft, die um so unheimlicher wurde, je länger sie dauerte.

Als aber die Alte wieder hinausgeglitten war, sagte Horatio mit einer ganz veränderten Stimme: „Spürst du es, Edward?“

„Was . . .?“

Berwick deutete mit dem Kopf hinter Marjorie her. „Dieser Hawkins und dieses Weib —“ Er machte eine Handbewegung, als wolle er seine Gedanken unter den

Lisch fegen. „Trinken wir auf die Zukunft, Junge!“ Er leerte sein Glas mit einem Zug und goß es sogleich wieder voll. Das Majestätische und Marmorne verschwand aus seinem Gesicht, es wurde plötzlich schlaff und unsicher. „Wenn ich zupacken könnte, Edward“, sagte er heiser, „wenn ich zupacken könnte, wie ich es sonst kann! Aber diese beiden sind ungreifbar!“ Er schüttete das zweite Glas hinunter.

„Sie sollten etwas essen!“

„Mir vergeht der Appetit, wenn ich daran denke.“ Horatio beugte sich vor und flüsterte: „Ich muß fort von hier, weit fort! Es ist etwas in Hallifield Hall, Edward! Glaubst du, daß es mitgeht?“

„Ich verstehe Sie nicht...“, sagte Edward mit einem leisen Schauer.

Horatio trank wieder. „Ich war zu lange allein — da kommen die Gespenster. Auch wenn ich nicht wollte, was ich will — ich müßte doch fort! Menschen! Keine Gespenster! Die beiden stehen mit ihnen im Bunde, sie sind selber welche, deshalb greife ich immer ins Leere!“

„Dann würde ich die beiden entlassen“, sagte Edward. Er meinte es nicht ernst, es war nur ein Versuch, und die Reaktion, die er erwartet hatte, stellte sich sogleich ein.

„Das kann ich nicht!“ antwortete Horatio, und Edward hörte förmlich, wie er dazu dachte: Die beiden wissen zuviel!

In dieses erbärmliche, angstvolle Schweigen hinein kam ein fremdes Geräusch. Berwick fuhr zusammen und hob lauschend die Hand. Es war, als ob draußen etwas am Fensterrahmen kraßte, mit langen Fingernägeln.

„Bleib!“ stammelte er. „Du wirst nichts sehen, niemand sieht etwas...“ Dann brach er in seinem Stuhl

zusammen. Seine Arme hingen herab, die Allongeperücke war schiefgerutscht, er atmete, als müßte er ersticken.

Edward griff nach der Klingel, um Marjorie herbeizuläuten — da trat sie schon ein, erblickte Horatio und sagte gleichgültig: „Es hat nichts zu bedeuten. Seit er sich den Burgunder angewöhnt hat, kommen diese Zustände öfter. Mach ihm die Halsbinde locker, Edward, dann wird er sich bald erholen. Warum muß er sich auch austaffieren wie der König Herodes!“ Ihre geschichtlichen Vorstellungen schienen etwas verworren zu sein.

Als Horatio wieder regelmäßig atmete, brachten sie ihn zu Bett.

Edward folgte der Alten in die Küche. Da saß Hawkins in seinem Lehnstuhl und las in der Bibel. Ein Kerzenlicht war wie ein Stern in dem überwölbten Dunkel, und auf dem Feuer summtete der Teetopf — es wäre recht gemütlich gewesen, hätten die beiden Alten nicht dagehockt wie Nledermäuse, von denen man nicht weiß, welchen Augenblick sie sich aussuchen werden, um plötzlich und lautlos davonzugeistern.

„Dieses höchst merkwürdige Gespenst“, sagte Edward, „das mit so großer Hartnäckigkeit an einem gewissen Fenster kratzt, wird sich demnächst zur Ruhe setzen können.“

Keiner antwortete.

„Denn in Zukunft werdet ihr beide — und natürlich das Gespenst — die einzigen Bewohner von Hallifield Hall sein.“

„Ich weiß!“ sagte Hawkins.

„Ich warte“, sagte Marjorie und rührte entschlossen in ihrer Teetasse.

„Worauf, Marjorie?“

„Darauf, daß Gott gerecht ist.“

„Es freut mich, daß du dich zu dieser Ansicht bekennst. Man sollte also Gott nicht ins Handwerk pfeuschen, wie?“

Marjorie schwieg und machte ein böses und verbissenes Gesicht.

„Wie steht das mit Elisabeth Berwicks Sohn?“ fragte Edward unvermittelt. „Hast du irgend etwas gefunden oder gehört?“

„Nein“, antwortete sie. „Seit dieser Poakridge die Riesendummheit beging, zu verbrennen — —“

„Dann fahre morgen oder übermorgen mit mir nach London. Einer meiner Freunde, glaube ich, möchte eine Auskunft von dir.“



Die Alte stand auf und beugte sich über ihn. „Von mir? Wer? Worüber?“ fragte sie, und ihre Augen funkelten.

„Das wirst du schon sehen“, erwiderte der junge Berwick. „Es ist auch möglich, daß ich mich irre — ich mische mich grundsätzlich nicht in diese Angelegenheit.“

„Klug!“ sagte Hawkins. „Sehr klug!“ Er sah ihn über die Brille hinweg ironisch an.

Der Hauptmann Moncade hatte sich in zwei Weltteilen herumgeschlagen und war nicht gerade furchtsam. Als er aber, noch unfrisiert und im Schlafrock, am Frühstückstisch saß und mit morgendlicher Friedfertigkeit seine Schokolade trank, als es klopfte und er „Herein!“ rief, und als nun die Tür lautlos aufging und eine gewisse Gestalt erschien — da saß er, die Tasse in der Hand, reglos da und machte ein Gesicht, das bei jedem anderen als bei diesem so mutigen Manne erschrocken zu nennen gewesen wäre.

Die Gestalt war überaus lang und hager; ein ärmellos schwarzer Umhang, der sie bis zu den Füßen verhüllte und jede Einzelheit zudeckte, bewirkte, daß sie einer dunklen Rauchsäule glich, wie man sie aus einem Schornstein aufsteigen und sich mit einer seltsam gewundenen Drehung verneigen sieht, bevor sie ins Formlose vergeht. Dieselbe Verbeugung machte die Gestalt, die in Moncades Zimmer aufgetaucht war, und die Spitzen ihrer ungeheuren schwarzen Haube wippten dabei langsam und in höchst befremdlicher Weise.

„Ich bin Frau Hawkins aus Hallisfield Hall!“ sagte die Erscheinung.

„Ach so...!“ Moncade stellte die Tasse auf den

Lisch. „Mein Freund Edward Berwick hätte mich darauf vorbereiten sollen — ich meine, es freut mich sehr, Sie heute schon in London zu sehen . . . überraschend, in der Tat . . . aber um so freundlicher von Ihnen. Bitte nehmen Sie Platz!“

Es waren mehrere bequeme Stühle da, aber Marjorie suchte sich einen Schemel ohne jede Lehne aus und saß da senkrecht, steif und eckig.

Moncade hatte einige Schritte durch die Stube getan, um seinen Gedanken Zeit zu lassen, sich zu ordnen.

Jetzt blieb er vor Marjorie stehen, knöpfte seine Hemdbrust auf, holte ein Medaillon hervor, das er auf der Brust trug, streifte sich das Band über den Kopf und hielt es ihr mit einer schnellen Bewegung hin.

„Wer ist das?“

Marjorie beugte sich ein wenig hintenüber, denn sie hatte keine Brille auf, rief: „Elisabeth!“ — und im nächsten Augenblick fuhr ihre Knochenhand aus dem schwarzen Umhang und entriß Moncade das Bildchen, ehe er daran denken konnte, es in Sicherheit zu bringen.

So saß sie nun da und drückte das Medaillon an ihre Brust.

„Elisabeth Berwick?“ fragte Moncade, und als Marjorie mit aller Entschiedenheit nickte: „Sind Sie dessen sicher? Könnten Sie es beschwören?“

„Ich war dabei, als es gemalt wurde“, sagte sie. „Ich saß zu Elisabeths Füßen und las ihr vor, damit sie sich nicht langweilte. Sie trug keinerlei Schmuck außer einem goldenen Kreuzchen. Ich sehe es noch vor mir: Es hing an einem blauen Band um ihren Hals und hatte auf jedem Arm eine Perle, auf dem untersten aber zwei, und der Künstler malte es trotz aller Winzigkeit so natürlich

und genau, daß wir es später oft bewunderten. Ich habe keine Brille, Sir, und kann dergleichen unmöglich erkennen — aber sehen Sie nach, ob es stimmt!“

Sie gab ihm das Medaillon zurück, und er fand ihre Worte bestätigt.

„Woher haben Sie es?“ fragte Marjorie flehentlich. „Sagen Sie mir um Gottes willen, woher Sie es haben!“

„Werden Sie mit niemand darüber reden?“

„Gewiß nicht!“

„Auch nicht mit Edward Berwick?“

„Ich verspreche es Ihnen! Edward will mit der ganzen Sache nichts zu tun haben, er hat es mir noch gestern gesagt.“

Moncade nickte. „Ich weiß, und es ist mir recht lieb. Dieses Bildchen, Frau Hawkins, hat mir ein junges Mädchen in Deutschland geschenkt. Da es ihr durchaus ähnlich sieht, war ich bis vor kurzem überzeugt, daß sie selber die Dargestellte sei. Aber dann entdeckte ich in Edwards Wohnung das Porträt Elisabeths, und seitdem sind meine Gedanken recht eigentümliche Wege gegangen. Aber ein Punkt ist mir noch dunkel.“

Marjorie hatte mit aller Spannung zugehört. „Von einem jungen Mädchen?“ fragte sie kopfschüttelnd. „Von einem jungen Mädchen, das Elisabeth ähnlich sah? — Ich bitte um Verzeihung Sir, aber sind Sie gewiß, daß es ein Mädchen war?“

Moncade lachte hellauf: „Verlassen Sie sich darauf, es war bestimmt eines!“

„Das begreife ich nicht“, sagte Marjorie enttäuscht und nachdenklich, „denn Elisabeths Kind muß ein Junge gewesen sein!“

„Was?“ Moncade blickte überrascht auf. „Elisabeth Berwick hatte ein Kind?“

„Das war Ihnen unbekannt?“

„Allerdings!“

„Ich wüßte es noch genauer, wenn dieser Pockridge nicht verbrannt wäre!“

„Verbrannt? Wer ist Pockridge?“

„Nun, ich sehe schon“, sagte Marjorie und setzte sich zurecht, und wieder einmal funkelten ihre Augen, „ich muß Ihnen die ganze Geschichte von Anfang an erzählen!“

Fünftes Kapitel

Niemand schaute ungeduldiger nach dem Frieden aus als Moncade. Er war aus Kanada zurückgekehrt mit der Überzeugung, daß bei seiner Ankunft in England die Friedensverhandlungen schon eingeleitet sein würden; darin aber sah er sich getäuscht, und nun mußte er in London sitzen und warten, denn er wollte nach einem gewissen Ziel weiterreisen, frug aber aus ebenso gewissen Gründen starke Bedenken, preussisches Gebiet zu betreten, solange die Truppen noch im Felde standen.

Er hatte während der letzten Jahre eine harte Schule durchgemacht. Seine Zähigkeit, der Überschwang seiner rauf- und abenteuerlustigen Jugend waren ihm recht beschnitten und eingedämmt worden, und nichts war bitterer für ihn zu lernen gewesen als das Bereuen. Aber er löffelte standhaft aus, was er sich eingebrockt hatte, und es bekam ihm merkwürdig gut; nur hatte er seitdem ein

begreifliches Mißtrauen gegen allzu heißes Essen, war vorsichtig und verschlossen geworden und überlegte alles zehnmal, ehe er's tat. Dann freilich tat er's auf einem so bestimmten Wege wie eine Kanonenkugel.

Je einsamer und nachdenklicher er während dieser Jahre gewesen war, desto beständiger und tiefer wurde seine Neigung zu Charlotte, wie dies bei außerordentlichen Geschehnissen und Entfernungen häufig der Fall ist. Sie blieben im Briefwechsel miteinander, in einem Briefwechsel freilich, der durch die Umstände unregelmäßig und verzögert und von Verlusten gestört wurde. Moncade war in mancher durchgrübelten Nacht und an manchem Lagerfeuer zu der immer festeren Überzeugung gekommen, daß Charlotte für ihn und er für sie bestimmt sei.

Ihr eigentümliches, scheinbar sehr schwankendes und widerspruchsvolles Wesen, das er auch aus ihren Briefen herausfühlte, hatte ihm Rätsel aufgegeben. Jetzt, da ihn der Gang der Dinge, den man, recht gesehen, nicht mehr Zufall nennen durfte, auf die seltsame Spur der Wahrheit gebracht hatte — er wenigstens war davon überzeugt —, jetzt erklärte sich ihm vieles. Noch aber hielt er es für durchaus verfrüht, Charlotte von dem zu unterrichten, was er entdeckt hatte. Denn noch war es immerhin möglich, daß er sich irrte. Wie oft hatte er der Geliebten während nebliger Londoner Herbsttage in ausführlichen Briefen mitgeteilt, was er wußte und zu wissen glaubte — und jedesmal wieder zerriß er diese Blätter, denn seine Vorsicht warnte ihn, etwas zu übereilen, und wie groß hätte Charlottes Enttäuschung sein müssen, wenn sich schließlich doch zeigte, daß Moncade einer falschen Spur gefolgt war!

So behielt er einstweilen das Geheimnis für sich und wartete von einem Tage zum anderen immer sehnsüchtiger auf die Möglichkeit seiner Heimkehr.

Da Frankreich mit dem neuen Jahre seine Grenzen zuerst wieder öffnete, so war Edwards Bitte, ihn nach Paris zu begleiten, für Moncade eine erwünschte Gelegenheit, wenigstens auf das Festland zu kommen. Innerhalb einer Woche fuhrn drei kleine, aber respectable Karawanen über den Kanal: Die erste brachte Sir Horatio Berwick mit seinem Sekretär Hawkins und einem Troß neuverpflichteter Dienerschaft nach Frankreich; die zweite bestand aus dem Musiker Walter Davies und seinen beiden Töchtern, begleitet von einem roten Papagei; drittens folgten Edward Berwick und sein Freund Moncade an einem stürmischen Wintertage, der die Überfahrt nicht angenehm machte.

Sir Horatio Berwick mietete ein prächtiges Haus in Paris, ließ es aufs kostbarste ausstatten, schickte seine Läufer überallhin, wo eine Bekanntschaft der Mühe wert zu sein schien, machte und empfing von morgens bis abends Besuche, gab Gastmähler, zu denen er sich klugerweise französische Köche verschrieb, und als er es nach kurzer Zeit durch seine trefflichen Verbindungen erreichte, daß ihn der König in Versailles empfing, stand er bereits auf jenem Gipfel des Erfolges, von dem aus ihm alle andern zugänglich waren. Mit der beweglichen Schlantheit, die er hinter Würde und Marmorergips verbarg, verstand er es, vor der Pariser Gesellschaft eine recht gute Figur zu machen, und wenn er wirklich einmal etwas nicht ganz Passendes that, so hielt man dies seiner englischen Verschrobenheit zugute.

Nicht weniger glücklich gestalteten sich die Dinge für

die Familie Davies, die freilich in viel kleineren Verhältnissen lebte.

Marianne gab täglich im Hotel d'Angleterre ein Harmonikonzert. Anfangs beteiligten sich ihr Vater und ihre Schwester daran, aber es zeigte sich schon nach wenigen Tagen, daß der Zulauf und die Neugier des Publikums nur dem neuen Instrument galten, ja daß man überhaupt nichts anderes zu hören wünschte. Der Vater und Cecilie waren klug genug, sich daraufhin bescheiden zurückzuziehen, und Cecilie benutzte die Zeit, ihre Stimme, die immer schöner wurde, weiter auszubilden, während Walter Davies sich von dem wohlfeilen französischen Rotwein entzückter zeigte, als für ihn gut war.

Marianne hatte den außerordentlichsten Erfolg.

Der unbeschreibliche, von Grund auf sentimentale Reiz der Glasharmonika wirkte in Paris, wie er in London gewirkt hatte. Aus den geisterhaften und süßen Klängen, die aus einem Arkadien des Herzens in die verflachte und vernünftelnde Gegenwart hinüberzugerüßen schienen, glaubten die Menschen ihre eigene Sehnsucht zu hören. Es war seltsam genug, die Gesellschaft zu sehen, die sich alltäglich im Hotel d'Angleterre zusammenfand: Damen mit getürmten Puderfrisuren, in Reifrocken, die kaum durch den Rutschenschlag herauszubringen waren, auf spannenhohen Stöckelabsätzen, mit denen sie nur dann zu gehen vermochten, wenn sie auf beiden Seiten von galanten Herren gestützt wurden — die Herren beladen mit Goldtressen und Diamantknöpfen, eingehüllt in Moschus- und Lavendelwolken, alle miteinander voll zugespitztester Geistreichelei — — und alle nun, wenn Marianne ihre feinen Hände auf die Glashalsen legte, wie durch ein Zauberwort verwandelt:

Empfindsamkeit brach krankhaft heftig durch die Politur, der Welt Schmerz und Weltüberdruß ergoß sich in Tränenbächen; eine groteske Begier, von Herzen unglücklich zu sein und mit diesen überirdischen Klängen die Seele auszuhauchen, erfaßte diese Menschen, die niemals Kunster und niemals Seele gehabt hatten.

Dabei kam Edward Berwick fast um vor Eifersucht. Es konnte nicht ausbleiben, daß Marianne Einladungen erhielt, daß man ihre persönliche Bekanntschaft suchte, weil es unmöglich schien, daß hinter dieser hinreißend empfindsamen Kunst nicht auch eine ebenso hinreißend empfindsame Seele stand. Schwärmerei und Tagesmoden taten das ihre, um Marianne begehrenswerter und schöner erscheinen zu lassen, als sie wirklich war. Die Zartheit und Blässe ihres Gesichts, das eigentümlich ernsthafte, melancholische Auge und ihr zurückhaltendes Wesen machten sie geheimnisvoll. Briefe, Geschenke häuften sich, man mußte einen Diener anstellen, um die allzu vielen Besucher abzuwehren — Edward sah dies alles mit dem gründlichsten Mißbehagen, und zwar um so mehr, als er keinerlei Recht hatte, dagegenzureden.

Er liebte Marianne auf dieselbe Weise und mit denselben Empfindungen, wie sie von hundert anderen geliebt wurde, und das Schlimmste für ihn war der erstaunte, befremdete Blick, mit dem sie ihn ansah, wenn er gelegentlich seinem Unwillen Lust zu machen versuchte.

„Ich verstehe Sie nicht!“ sagte Marianne. „Habe ich mir denn auch nur das geringste vorzuwerfen? Und selbst wenn ich es hätte — weshalb sollten gerade Sie sich darüber beunruhigen?“

„Weil ich Sie liebe!“

„Das tun andere auch, scheint mir.“

„Sawohl, und ich könnte sie alle miteinander umbringen!“

„Zu welchem Zweck?“ fragte Marianne mit entwaffnender Einfachheit. „Glauben Sie, daß Sie mir dadurch sympathischer würden?“

„Nein, allerdings nicht“, antwortete er verzweifelnd, „und das wäre ein Grund, mich selber umzubringen!“

„Um Sie es nicht, Edward! Sprechen Sie auch nicht von solchen Dingen — Sie machen mir das Leben dadurch nicht leichter!“

„Leichter!“ sagte er fast höhnisch. „Sie! Vor einem Jahr noch arm und unbekannt, heute geliebt und vergöttert von ganz Paris, gesucht, berühmt, angebetet! Und Sie wären nicht glücklich?“

„Nein, Edward, ich bin es nicht. Ich wünschte manchmal, ich wohnte noch arm und unbekannt in Long Acre. Damals war ich glücklicher, soweit das bei einem Wesen, wie ich es bin, möglich ist.“

Moncade, der Edward abzuholen kam, unterbrach das Gespräch, aber Berwick wollte es mit der Hartnäckigkeit des Eifersüchtigen wieder aufnehmen. „Denken Sie“, sagte er in einem recht unangenehmen Ton, „Marianne Davies ist nicht glücklich. Das Schoskind von Paris! Was halten Sie davon?“

„Ich habe kein Recht, irgend etwas davon zu halten“, antwortete Moncade gelassen, „aber wenn es wahr ist, so bedaure ich es.“

„Vielleicht will Sie Ihnen ihr Herz ausschütten?“

„Wahrhaftig“, sagte Marianne gereizt, „das würde mir wohlthun!“

Edward nahm seinen Hut und schlug die Thür hinter sich zu.

Moncade sah ihm verwundert nach: „Ist er neuerdings etwa auch auf mich eifersüchtig?“

Marianne zuckte die Achseln und schwieg.

„Sie sehen wirklich nicht gut aus!“ sagte er und überlegte, wie er Edward folgen könnte.

„Wundert Sie das?“

„Sie haben eine anstrengende Zeit, freilich!“

„Vor allem“, sagte sie und trat ganz nahe an ihn heran und hielt ihm ihre Fingerspitzen hin, „sehen Sie etwas?“

„Nein...“

„Ich fühle, daß der Tag kommt, an dem ich — nicht mehr kam...“

„Was?“

„Dieses Instrument spielen!“ antwortete sie, ließ die Arme hilflos sinken und starrte ihn an.

Er verstand sie falsch. „Sie haben eine Laufbahn begonnen, die Sie zur berühmtesten Frau Europas machen wird! Paris liegt Ihnen, wie London, zu Füßen. Rom, Wien, vielleicht auch Petersburg werden folgen — und Sie verlieren den Mut?“

„Das ist es doch nicht, Moncade!“ sagte sie und sank auf einen Stuhl. „Das ist es doch nicht!“

„Was dann?“

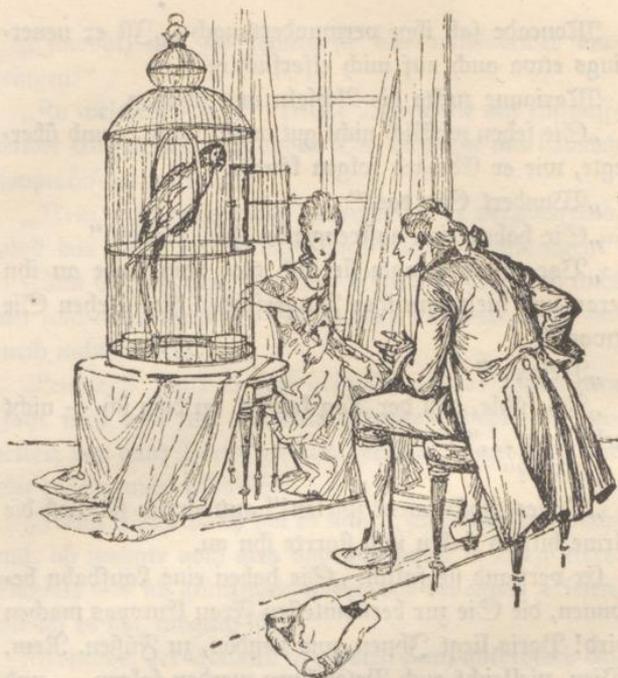
„Glauben Sie an böse Geister?“

„Nein!“

„Glauben Sie daran, Moncade — ich, ich kenne sie!“

„Dieser Vergleich —“

„Es ist kein Vergleich! Sie sind überall. Sie hocken in den Winkeln des Konzertsaales; auf den Polstern der Karossen, die man mir anbietet; auf dem Tisch, an dem ich mit Widerwillen esse; neben dem Kissen, auf dem



mein armer Kopf vergeblich Ruhe sucht — — und ich,
ich bin es selbst, die sie herbeiruft!“

„Marianne! Welche seltsamen Phantasien!“

„Keine Phantasien!“ sagte sie erregt. „Dieser Pa-
pagei —“

„Nun?“

„Er gehört zu ihnen!“

„Was? Zu den bösen Geistern?“

„Glauben Sie mir doch! Sehen Sie in dieses starre,
unheimliche Auge, in dieses uralte, faltige Vogelgesicht
— Sie wissen ja, wie er zu mir kam... daß er aus Poß-

ridges brennendem Hause zu Franklin flog! Er ist der Fluch, der dieses entsetzliche Instrument begleitet!“

Moncade hörte alledem fassungslos und kopfschüttelnd zu. „Am Gottes willen“, sagte er schließlich, „was sind das für Dinge! Sie sind krank, Marianne! Und dieses Instrument, dem Sie Ihr ganzes Glück verdanken, nennen Sie entsetzlich?“

„Ich muß Ihnen etwas erzählen!“ flüsterte sie und zog ihn dicht neben sich. „Aber Sie werden es für sich behalten?“

„Ich verspreche es Ihnen!“

„Das Harmonikaspiel zerstört mich!“

„Zerstört — —?“

„Ja! — Während sich die klingenden Glasschalen drehen und meine Fingerspitzen auf ihnen liegen, geht eine haarfeine Erschütterung durch meinen ganzen Körper. Die Fingerspitzen gehören zu den empfindlichsten Gliedern des Menschen. Vielleicht sammeln sich ganz besondere Nerven in ihnen, ich weiß das nicht — aber ich weiß, daß diese winzigen Erschütterungen von den Fingerspitzen fort und in alle Nerven weitergeleitet werden. Ich weiß es genau, denn ich fühle es täglich! Können Sie sich nicht denken, Moncade, daß irgendein Gegenstand, der dauernd solche Erschütterungen auszuhalten hat, endlich mürrbe wird und buchstäblich zu Staub zerfällt? Wieviel mehr die Nerven! Und ich sage Ihnen, daß sie eines Tages zu Staub zerfallen werden, alle, alle — — und davor, Moncade, graut mir! Muß mir nicht grauen, wenn der Wahnsinn vor der Tür steht?“

„Er steht nicht vor der Tür!“ antwortete Moncade beruhigend und nur, um zu sprechen. Er verbarg sein Entsetzen.

„Nicht? Nun — dann sitzt er in diesem Käfig! Betrachten Sie ihn genau! Eines Tages werde ich darsitzen wie er — wortlos, regungslos, und meine Augen werden ohne Seele sein wie diese —!“

„Hören Sie auf, Marianne, Sie dürfen solchen Gedanken nicht nachhängen!“

„Es sind keine Gedanken, sondern ich fühle es; glauben Sie nicht auch, daß ein Laub fühlt, wenn es vergilbt? Aber gibt es dagegen ein Mittel? Können Sie den Herbst aufhalten, die Erde in ihrer Bahn stillstehen lassen? Meine Tage werden kürzer, Moncade!“

„Der Winter geht vorbei, und nach ihm kommt ein neuer Frühling!“

„Ja, wenn man schlafen könnte, bis die Blumen wieder blühen! Ich kann es nicht. Was sollte aus meinem Vater und meiner Schwester werden, die einstweilen ihr ganzes Dasein auf meinem Spiel aufgebaut haben? Nein, reden wir nicht mehr davon, es ist undankbar gegen das Schicksal — und auch undankbar gegen Sie!“

„Gegen mich?“

„Ich vergesse nicht, daß Sie uns damals in Spring Gardens vor dem Publikum gerettet haben!“

„Lächerlich!“

„Für Sie vielleicht, für mich nicht. Sie standen da wie ein Erzengel!“

So ergriffen Moncade von dieser Unterredung war, so große Mühe hatte er doch plötzlich, vor diesem Bilde ernst zu bleiben. Wie ein Erzengel — — das konnte nur Marianne sagen. Er betrachtete sie, wie sie in langsam verklingender Erregung darsaß, eigentümlich und unregelmäßig schön, eine arme Seele, die zwischen Höhe und Tiefe herumirrt und bei aller Sehnsucht niemals Ruhe

finden kann — der verkörperte Ausdruck dessen, womit sie die Welt entzückte.

In diesen Augenblicken glaubte Moncade flüchtig hinter den Schleier zu sehen, der das wahre Wesen alles Geschaffenen zu verhüllen pflegt; es schien ihm, als ob es kein Zufall sei, daß gerade dieses Mädchen mit dem neuen Instrument zusammengetroffen war, ja daß das Instrument nicht früher und nicht später hatte erscheinen dürfen, ebenso wie Marianne weder früher noch später hätte leben können; die Welt war auf einem Punkt angekommen, in dem eine neue Idee Gestalt werden mußte — und sie wurde Gestalt, genau zur richtigen Zeit, unausbleiblich, aber auch unerbittlich. War dies das Wesen des Schicksals?

Moncade sah den Papagei an, der regungslos in seinem Käfig saß, das starre Auge auf Marianne gerichtet.

Mehr, als er selbst erkannte, war Moncade von dieser Begegnung mit Marianne betroffen worden; sie gab ihm unaufhörlich zu denken. Er wußte, daß sie nur zu ihm von ihrer tiefen Angst gesprochen hatte. Weshalb nicht zu Edward? Ein Gefühl, über das er sich nicht ganz klarzuwerden wünschte, sagte ihm, daß er hier nichts bessern, aber vielleicht manches schlimmer machen könne, und daß es für ihn Zeit sei, zu gehen.

Die Ereignisse begünstigten seine Absicht: Der Friede zwischen Preußen und Oesterreich wurde unterzeichnet, sieben Jahre Krieg waren vorüber.

„Ich verlasse Paris“, sagte er eines Tages zu Edward, „aber ich hoffe, daß wir uns in nicht allzu fernrer Zeit wiedersehen!“

„Davon bin ich überzeugt“, antwortete Berwick. „Ihr Entschluß kommt mir nicht unerwartet, und ich wünsche Ihnen für Ihr Vorhaben alles Gute.“

„Für welches Vorhaben?“

Berwick lächelte. „Sie gehen nach Deutschland, um die Tochter Elisabeths zu suchen — haben Sie wohl gar schon gefunden! Ich irre also kaum, wenn ich annehme, daß wir uns bald wiedersehen werden.“

„Sonderbar!“ sagte Moncade. „Sie wissen das und haben doch nie mit mir darüber gesprochen? Ich sollte meinen, daß es auch Sie angeht, und zwar —“

„Sicherlich — aber eben deshalb möchte ich auch heute noch nichts damit zu schaffen haben. Sie sind, mein lieber Freund, im Begriff, etwas zu tun, was meinem Vater — — nun, sagen wir: zum mindesten äußerst ungelegen kommt. Es ist wahr, ich liebe meinen Vater nicht, aber er ist eben doch mein Vater, und wenn ich auch nicht für ihn eintrete, so will ich doch ebensowenig etwas gegen ihn unternehmen. Ich bleibe neutral — so neutral, daß ich nicht einmal wissen will, was geschieht. Begreifen Sie diesen Wunsch?“

„Ich begreife ihn und werde ihn respektieren, aber —“

„Übrigens schade, daß Sie gerade jetzt abreisen. Mein Vater gibt in den nächsten Tagen einen großen Ball, den ich wohl oder übel besuchen muß — ich hätte Sie endlich bei ihm eingeführt. Vielleicht wäre es gut, wenn Sie seine Bekanntschaft machten?“

„Gerade das möchte ich vermeiden. Ich werde unbeeinträchtigt handeln, wenn ich ihn nicht kenne.“

Edward nickte.

„Ich kann Ihnen, ohne allzu indiskret zu sein, noch verraten, daß Sir Horatio Berwick die Absicht und die

Ausicht hat, als Gesandter nach Wien zu gehen; er hat es mir selber gesagt.“

„Nach Wien? Wie merkwürdig!“

„Was finden Sie daran merkwürdig?“

„Da Sie nicht wünschen, in meine Angelegenheit —“

„Richtig, verzeihen Sie die Frage!“

Sie schüttelten sich die Hände.

Als der Hauptmann schon die Thür öffnete, rief Berwick: „Moncade . . .!“

Er wandte sich um.

Edward kam auf ihn zu. „Gehen wir so auseinander?“ fragte er bewegt. „Soll ich mich von Ihnen, dem ich so viel verdanke, mit einem kalten Händedruck trennen?“

Moncade schwieg.

Unerwartet lag Edward an seiner Brust. „Ich bin sehr unglücklich, Moncade! Sie wissen, weshalb! Marianne liebt mich nicht! Wozu lebe ich?“

„Vielleicht, damit man es lernt, Sie zu lieben, Edward!“

„Das sagen Sie?“

„Warum nicht ich?“

„Wissen Sie, daß ich auf Sie eifersüchtig bin?“

„Nun“, sagte der Hauptmann und strich ihm tröstend übers Haar, „was mich betrifft, so haben Sie gewiß keinen Grund dazu! Seien Sie nicht so empfindsam, mein lieber Junge! Dadurch, daß man eine schlechte Figur macht, hat sich noch nie ein Frauenzimmer gewinnen lassen. Betrachten Sie diese Weisheit als meine vorläufige Hinterlassenschaft — und leben Sie wohl!“

Es war Charlottes gewöhnlicher Weg, bei ihren morgendlichen Einkäufen an der Postagentur vorbeizugehen

und nach Briefen zu fragen; das wenige, was etwa für die Familie des Stadtkantors bestimmt war, nahm sie mit und lieferte es daheim ab — bis auf gewisse Sendungen, die zwei Jahre lang sehr selten gewesen waren, in den letzten Monaten jedoch immer häufiger und schwerer wurden. Sie rechnete ihr Leben von einem dieser Briefe zum anderen. Ihre Eltern wußten davon und hatten keinen Grund, dagegengzureden; oft gab ihnen Charlotte einen der Briefe zu lesen.

Diesmal aber war sie weniger mittheilhaftig und sagte gar nicht, daß ihr die Post etwas gebracht hatte.

Moncade schrieb ihr: Jetzt, nachdem der Friede geschlossen sei, werde er Paris sogleich verlassen, jedoch habe er bestimmte Gründe, sich nicht jedermann zu zeigen; er bitte sie deshalb, sich von ihrer Freundin, wie öfter, auf deren nahe gelegenes Gut einladen zu lassen und es so einzurichten, daß er sie dort wiedersehen könne, und zwar zunächst ohne Vorwissen ihrer Eltern. „Dies alles mag Dir ein wenig geheimnistuerisch, vielleicht unnötig erscheinen, aber vertraue mir und glaube, daß ich alles aufs genaueste überlegt habe. Und vergiß nicht, Geliebte, daß ich Dich in meine Arme schließen werde, um mich nie wieder von Dir zu trennen. Das ist mein fester Wille, und es gibt nur einen Menschen auf der Welt, der mich davon abbringen könnte: Du selbst. Wird meine Charlotte das tun? Ich glaube es nicht. Wir haben uns durch Meere und Jahre nicht trennen lassen — was darf jetzt noch zwischen uns treten? Nichts außer dem Tod!“

Charlotte geriet durch diesen Brief in eine nicht geringe Unruhe. Der entschlossene, ja pathetische Ton, in dem er gehalten war, der Wunsch Moncades, sie ent-



fernt von ihren Eltern wiederzusehen, schien ihr darauf hinzudeuten, daß sie vor bindenden Entscheidungen stehen würde. Sie vertraute sich ihrer Freundin an und verließ an einem Märztage die Stadt, versehen mit den wenigen Dingen, die sie auch sonst auf dergleichen kurze Landbesuche mitzunehmen pflegte. Es waren jetzt genau vier Jahre, daß sie Moncade kennengelernt hatte, und auch damals war diese leuchtend kühle Luft des Vorfrühlings wie eine Verheißung über Feldern und Wiesen gewesen.

Wenige Tage später traf Moncade mit dem Postwagen in der Stadt ein und begab sich nach der ihm wohlbekannten Wohnung, sobald er annehmen konnte, daß er den pfiffigen Stadtkantor und seine Frau daheim antreffen werde. Da er seinen Plan seit Monaten zurechtgelegt und jede Einzelheit, jede Möglichkeit, jeden Zug und Gegenzug wie ein Schachspieler durchdacht und die Gewißheit hatte, daß nichts ihn überraschen konnte, zog

er den messingnen Klingelgriff an der Haustür mit aller Ruhe und stand eine Weile wartend in der Abenddämmerung.

August Fürchtegott Ziehle öffnete selbst, erkannte den Besucher und rief: „Si du mein Jesus — die Überraschung!“

„Ich komme Ihnen nicht ungelegen?“

„Wie wäre das möglich, mein Wertester! Nur unvernünftig, ja, durchaus unvernünftig kommen Sie — wie ein Gewinn im Lotto. Aber treten Sie ein“ — er schlurfte voraus und leuchtete mit seiner Kerze die Treppe hinauf — „treten Sie ein und seien Sie uns recht willkommen!“

Die Wohnstube, das geklöppelte Spitzenparadies, sah noch genau so aus wie vor vier Jahren, es roch noch genau so nach Dreikönigskanaster, Äpfeln und gescheuerten Dielen, und sogar das Filetdeckchen mit dem Einhorn befand sich noch in der Mitte des Tisches.

Laura Ziehle segelte herein, und sobald sich der Wortstrom der Begrüßung gelegt hatte, nahm Moncade die Einladung, zum Abendessen zu bleiben, ohne Zögern an. Bisher war alles nach Wunsch gegangen.

„Schade nur, daß Sie Charlotte nicht sehen können!“ sagte die Kantarin. „Sie ist nämlich wieder einmal bei ihrer Freundin auf dem Lande.“

„Wir werden überlegen, was da zu tun ist“, fuhr August Fürchtegott mit gelinder Gile dazwischen. Er brannte vor Neugier, recht viel von Moncades Erlebnissen zu hören. „Geh in die Küche, meine Laura, wir werden unterdessen eine — Wie? Was? Sagt man da drüben nicht Friedensspeise? — miteinander rauchen, obwohl ich nicht weiß, wie so ein Ding aussieht.“ Er

trat vor das Pfeifenbrett. „Denn es ist ja tatsächlich Friede geworden in der Welt, und so kann unsereiner alle diplomatischen Rücksichten beiseite lassen und seinen angestammten Pfeifenkopf aus echt Meißner Porzellan stopfen — eine wahre Rarität, mein Bester! —, ohne befürchten zu müssen, daß er entweder dem König von Preußen oder der Kaiserin von Oesterreich zu nahe tritt.

So! Und nun erzählen Sie, erzählen Sie recht viel und lange, überschütten Sie einen alten Mann, der nichts weiter ist als Stadtkantor in Bausen, mit abgezogenen Kopfhäuten und ähnlichen Dingen, die die Gemütlichkeit um so mehr erhöhen, je weiter sie entfernt sind!“

Die Neugier des trefflichen August Fürchtegott kam dem Besucher nicht ungelegen, denn auf diese Weise konnte er die Unterhaltung hinausziehen und mit dem, wovon er eigentlich sprechen wollte, warten, bis er das Ehepaar in Ruhe beieinander hatte. Also erzählte Moncade — und es fehlte ihm nicht an Stoff —, erzählte auch noch während des Essens, erzählte, während Laura den Tisch abräumte, und August Fürchtegotts listige Fuchssöhrlin wurden dabei immer röter vor Teilnahme und Erregung; mit der Lebhaftigkeit seines sächsischen Ingeniums versetzte er sich in die kanadischen Urwälder, rückte immer näher auf Moncade zu, galoppierte auf seinem Stuhlrand über die Prärie, erhob drohend das Pfeifenrohr, um einen Bären zu bekämpfen, und hüllte sich bei besonders schwierigen und hoffnungslosen Lagen in Tabakwolken von nie dagewesener Dichte.

Als aber Laura schließlich mit dem Strickzeug in ihrer Sofaecke saß, war Moncade inzwischen bereits in England angekommen und ging daran, nunmehr dem

ahnungslosen Kantorspaar die Schlinge über den Kopf zu werfen.

„Sie können sich denken“, sagte er gleichsam abschließend, obwohl er jetzt erst begann, „daß man in London keine Abenteuer findet, dafür freilich eine Menge interessanter Bekanntschaften.“

„Ja, ja...“, nickte August Furchtegott, der sich nur zögernd von den amerikanischen Indianerkämpfen trennte, und war im Begriff, in träumerische Nachdenklichkeit zu versinken.

„Haben Sie“, fragte Moncade und sah ihn ruhig und fest an, „haben Sie einmal den Namen Bervick gehört?“

Es war plötzlich ganz still, denn auch Frau Lauras Stricknadeln klapperten nicht mehr.

Der Stadtkantor fuhr nicht etwa aus seiner Nachdenklichkeit auf.

Seine Augen, die in den Gegenden jenseits des Weltmeeres zu tun gehabt hatten, blieben dort — aber Moncade, der ihn scharf beobachtete, hätte schwören mögen, daß ein deutliches, freilich schnell verstecktes Stutzen in seinen Blick kam und daß er sich, obwohl äußerlich regungslos, doch gleichsam innerlich duckte wie vor einem Schlag, den er längst nicht mehr erwartet hatte.

Im nächsten Augenblick hüllte er sich in eine ganz gewaltige Tabakwolke, und als er endlich wieder sichtbar wurde, fragte er unbeteiligt und gelassen: „Wie meinten Sie? Bervick? War es so? Nein. Könnte mich nicht erinnern.“

„Auch Sie nicht, Frau Stadtkantarin?“

„Wer? Ich?“

„Nein, meine Frau auch nicht!“ erklärte August

Fürchtegott mit bedentsamer Festigkeit. „Wo wir ja doch natürlich niemals in London gewesen sind!“

„Das wäre auch nicht notwendig“, sagte Moncade, „denn die Frau namens Elisabeth Berwick, von der ich spreche, war zwar Engländerin, aber sie starb in Deutschland, und zwar in Halle. Haben Sie nicht früher einmal ganz in der Nähe von Halle gelebt?“

Der Kantor nickte und nahm die Pfeife aus dem Mund. „Das schon. Aber Halle ist groß. Und von welcher Zeit reden Sie?“

„Von der Zeit, in der Charlotte geboren wurde.“

„Ja...“, sagte Laura, „da waren wir in der Gegend...“ Moncade sah deutlich, wie ihre Hände, mit denen sie wieder stricken wollte, zitterten.

Moncade steckte die Hand in die Tasche. „Ich finde“, sagte er ganz langsam und ließ keinen Blick von Ziehle, „daß Charlotte Berwick ihrer Mutter sehr ähnlich sieht.“

„Charlotte Berwick...? — Ach, Sie meinen also gar nicht unsere Charlotte?“ fragte August Fürchtegott mit einem jammervoll mißlungenen Lächeln.

„Doch, Herr Stadtkantor!“

Achselzucken. „Dann verstehe ich Sie nicht. — Entschuldigen Sie... sagen Sie: War es in Kanada wohl sehr heiß?“

„Nun, ich sehe, daß ich Ihrem Gedächtnis noch mehr nachhelfen muß! Kennen Sie dieses Medaillon?“

Laura nahm das Bildchen in die Hand. „Freilich...“, sagte sie mit abgeknürter Stimme, „hab' ich's doch selber gekauft!“

„Gekauft?“

„Ja.“

„Wo?“

„Bei — ich glaube, es war eine Versteigerung... Und Charlotte hat es Ihnen gegeben? Das hätte sie nicht tun sollen!“

„Vielleicht war es doch recht gut, daß ich es bei mir trug“, erwiderte Moncade, entschlossen, dieses Versteckspiel abzukürzen. „Denn dadurch war es mir möglich, Charlottes Herkunft und Familie zu finden, von der Sie, Herr Stadtkantor, ihr freilich nie etwas gesagt haben!“

Ziehle schüttelte den Kopf und sagte steil: „Sie sind mein Gast, Herr von Moncade, und zwar waren Sie mir bisher ein lieber Gast. Aber jetzt phantasieren Sie und wollen Unruhe und Verwirrung in mein Haus bringen. Ich bitte Sie, damit aufzuhören; wenn Sie Romane erzählen wollen, so tun Sie das anderswo, aber nicht hier, und besonders ziehen Sie uns nicht mit hinein, denn wir sind anständige Leute!“

„Unsere Tochter“, sagte Laura und strickte verzweifelt, „unsere Tochter —“

„— ist die Tochter Elisabeth Berwicks und eines Grafen Allendorf, der vermutlich Österreicher war. Diese Elisabeth Berwick wurde — und das wissen Sie allerdings wohl nicht — von ihrem Bruder aus der Heimat vertrieben; sie starb, arm und elend, an Charlottes Geburt. Es war gewiß eine edle That, daß Sie, Herr Stadtkantor, sich der hilflosen Waise annahm. Ich verstehe auch sehr gut, daß Ihr Gefühl sich aufs heftigste dagegen sträubt, die Wahrheit zuzugeben, denn Sie lieben Charlotte und müssen fürchten, sie zu verlieren, sobald ihre Herkunft bekannt wird. Hören Sie aber: Die Nachforschungen, die ich in England angestellt habe, lassen es so gut wie gewiß erscheinen, daß Charlotte wenn nicht Alleinerbin, so doch Teilhaberin eines ungeheuren Ver-

mögens wird — es kommt nur noch darauf an, den Beweis ihrer Herkunft unwiderleglich zu erbringen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie Genaueres darüber aussagen können und auch im Besitze der erforderlichen Urkunden sind. So liegen die Dinge.“

Er stand auf.

„Können Sie es verantworten, Charlotte ihr Glück zu verheimlichen und sie dadurch um ein Leben und einen Reichtum zu bestehlen, auf die sie den berechtigtesten Anspruch hat?“

Er wartete auf Antwort.

Laura wagte nicht, von ihrer Handarbeit aufzublicken. Aber schließlich nahm sich der Kantor zusammen und sagte verbissen: „Sie faszeln, Herr von Moncade. Lassen Sie uns mit Ihrem Gerede und Ihrem Geld in Frieden, und Gott möge Charlotte vor den Versuchungen und Eitelkeiten der Welt bewahren! Wir sind alte Leute. Unsere Tochter hergeben? Das hieße unser Leben verschenken. Wagen Sie nicht noch einmal, davon zu sprechen!“

„Aber —“

„Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen jetzt die Treppe hinunterleuchten, die Haustür ist, glaub' ich, noch offen!“

„Herr Stadtkantor!“

„Sagten Sie nicht, daß Sie nur auf der Durchreise hier sind? So darf ich Sie nicht länger aufhalten. Vielleicht —“, und August Fürchtegott kniff die Augen recht boshaft zusammen, „vielleicht ist es auch recht empfehlenswert, wenn Sie die österreichische Grenze so bald wie möglich erreichen; wir sind hier zwar in Sachsen, aber der König von Preußen hat ein feines Ohr, und —“

Moncade ging grußlos.

Er war weder aufgereggt noch zornig, denn was er erlebt hatte, war eine der lange bedachten Möglichkeiten; nur die üble Drohung des Kantors mit dem preußischen König verstimmte ihn, aber sie wies ihm zugleich den Weg, den er gehen mußte.

Eines stand vor allem zu befürchten: daß Ziehle so bald wie möglich Charlotte heimrief, vielleicht sogar selber abholte. So bald wie möglich, das hieß morgen früh; denn daß der alte Mann sich noch in der Nacht auf den Weg machte, war wohl nicht anzunehmen.

Obwohl es bereits neun Uhr geschlagen hatte und das Städtchen schon schlief, gelang es Moncade mit Hilfe des Wirts, bei dem er sein Gepäck eingestellt hatte, einen bequemen Reisewagen aufzutreiben. Er lud seine Habseligkeiten hinein und ließ sich nach dem Gut fahren, das etwa eine Stunde entfernt war und ziemlich einsam inmitten eines Parkes lag.

Moncade ließ den Wagen am Parktor halten.

Die Nacht war mondlos und nur von mattem Sternschimmer erhellt. Auf den schwarz überwachsenen Wegen näherte er sich behutsam dem Herrenhaus, wo noch hinter einigen Fenstern Licht brannte.

Ein Hund schlug an, jemand kam. Es war ein Diener. Moncade hieß ihn den Hund beruhigen und nahm ihn beiseite. Nach ein paar Minuten ging der Mann ins Haus, ein gutes Trinkgeld in der Tasche und in der Hand einen Zettel für Charlotte, den Moncade schon in der Stadt geschrieben hatte.

Er kam zurück, führte den Fremden um das Haus herum zu einer Nebenpforte und ließ ihn allein.

Nicht lange, und Charlotte trat heraus.

„Ich bin's...!“ sagte Moncade und schloß sie in seine Arme, und es war eine große Stille.

Endlich fragte sie: „So spät? Und ohne Anmeldung? Das hat etwas zu bedeuten!“

„Ja!“

„Komm, erzähle mir drinnen.“

„Darf ich das?“

„Meine Freundin weiß von uns.“

Sie führte ihn hinein und in ein hübsches Zimmerchen, in dem die Kerzen brannten und ein Feuer im Kamin flackerte.

„Wäre es nicht besser —?“ fragte er leise.

„Hierher kommt niemand. Es ist der Vorraum für unsere Schlafzimmern.“

„Nun dann!“ sagte Moncade und legte seinen Hut weg. „Meine Charlotte! Bist du's noch? Mein rätselvolles Kind! Weißt du, daß dein Abschied mich fast ums Leben gebracht hat und daß deine Briefe das einzige waren, was mir das Leben wieder wert gemacht hat? Laß dich ansehen! Ja, dies sind die Augen, die mich begleiteten, und dies ist der Mund, der so bitter verstummte! Aber dein Gesicht ist schmaler geworden, Charlotte!“

„Vier Jahre...“, sagte sie und senkte den Kopf.

„Mein armes Kind!“

„Nun nicht mehr!“

„Nie mehr!“

„Ich hätte damals mit dir gehen sollen.“

Moncade blickte sie erstaunt an: „Damals? Schon damals?“

„Ich wußte ja nicht, wie sehr ich dich liebte!“

„Charlotte!“

„Und du . . . du weißt nicht, was es heißt, vier lange Jahre allein zu sein und nur von einem Briefe zum anderen zu leben . . . Ach, diese Briefe, die vom Ende der Welt kamen und bei deren Ankunft du vielleicht schon nicht mehr am Leben warst! Und dieses Dasein, Moncade! Spisenumgebenes, enges, ewiges Einerlei — — — ich kann nicht mehr! Ich hab' es mir in tausend Nächten überlegt: Nimm mich mit!“

„Erwünscht!“ sagte er. „Deshalb bin ich hier.“

Nun erschrak sie doch. „Ein mitleidiger Traum!“

„Wirklichkeit! Am Parktor wartet der Wagen. Morgen sind wir über der Grenze.“

Sie war bleich vor Erregung. „Und meine Eltern?“

„Ich komme von ihnen.“

„Nun?“

„Wir haben uns nicht in Frieden getrennt.“

„Unglück! Laß uns überlegen —“

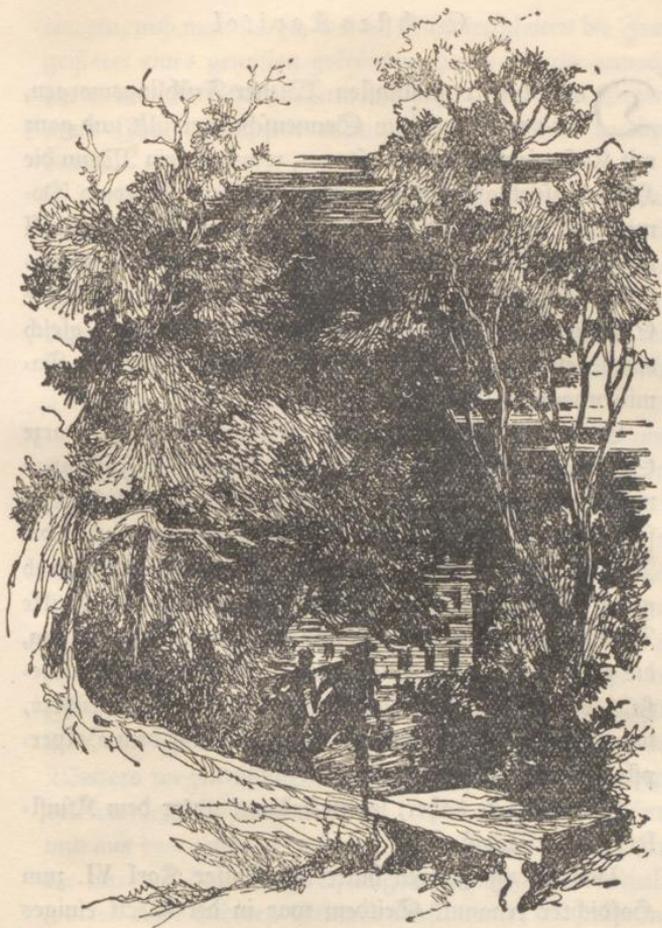
„Dazu ist keine Zeit. Dein Vater, denk' ich, wird morgen hier sein, dich zu holen; denn es sollte mich wundern, wenn er meine Absichten nicht erriete. Überlege nichts, Charlotte, denn was zu überlegen ist, habe schon ich überlegt. Das einzige, was wir wissen müssen, ist dies: Vertraust du mir?“

„Ja!“ sagte sie an seiner Brust.

Die Freundin, ein kluges und liebenswürdiges Mädchen, wurde herbeigeholt und in das Geheimnis eingeweiht.

„Hier gibt es nur eine Lösung“, sagte sie zu Moncade, „denn Charlotte verweilt in der Enge ihres Daseins.“

Man verabredete, daß sie sich durchaus unwissend stellen sollte; den Diener, der als einziger um den nächstlichen Besuch wußte, würde sie zum Schweigen veranlassen.



Moncade nahm Charlottes Kleinen Koffer unter seinen Radmantel, und so verschwanden die beiden in der Finsternis.

Sechstes Kapitel

Durch den freundlichsten Wiener Frühlingmorgen, der von klingendem Sonnenschein erfüllt und ganz mit Kastanienblüten betupft war, wandelte ein Mann die Himmelfortgasse entlang. Er hieß Pietro Antonio Domenico Trapassi und sah auch so aus wie diese kunstvoll und dramatisch entwickelte, überall mit pompös gerundeten Schnörkeln und hellen Goldglanzlichtern gehöhte Silberreihe, in der jeder einzelne der Vornamen gleich einer gewundenen Barocksäule den Baldachin des Familiennamens tragen half.

Er hatte ein schwarzseidenes Mäntelchen an, schwarze Strümpfe und Schnallenschuhe, setzte die Fußspitzen würdevoll und mit einer Art von wuchtiger Zierlichkeit zu sehr nach auswärts, und auf seine Schultern flossen die Wellenwellen einer altmodischen Allongeperücke herab gleich schön hinrollenden Monologen. Die feierlich dunkle Tracht, die denkmalmäßige und doch anmutige Haltung, die gebändigte Bewegung ließen auf einen Mann schließen, dessen Scheitel auch dann die Sterne berührte, wenn seine Füße gezwungen waren, sich mit dem Holperpflaster einer Wiener Gasse abzufinden.

So schritt er daher, jedem bekannt unter dem Künstlernamen Metastasio.

Vor vierzig Jahren hatte ihn Kaiser Karl VI. zum Hofdichter ernannt. Seitdem war in der Welt einiges geschehen, aber das störte ihn nicht; einen Metastasio konnte die Weltgeschichte nicht irremachen; er dichtete, wie er es in seiner Jugend gelernt hatte, punktum. Kaiser Karls Tochter übrigens, Maria Theresia, war damit ganz zufrieden; auch sie hielt nichts von unnötigen Neue-

rungen, und man sah ja, welche Schwierigkeiten die Freigeisterei eines gewissen gekrönten Herrn bereits gemacht hatte, der nördlicher wohnte und dessen Name in Gegenwart Ihrer Majestät niemals ausgesprochen werden durfte.

Nein, Gott behüte uns vor derlei Trivialitäten. Man hatte ja selber aufs peinlichste erfahren, wohin das führte. Übrigens: Wie stand es bei dem gewissen Herrn mit gewissen Pflichten, deren Erfüllung sein Haus fordern durfte? Miserabel. Die Kaiserin hingegen blickte auf fünf Söhne und elf Töchter, genug, um in sämtliche Dynastien der Welt mit Erfolg hineinzuheiraten.

Eine von diesen Töchtern war die mittelbare Ursache, daß der Hofpoet Metastasio in diesem sonnigen und kastanienblütenbetupften Vormittag durch die Himmelforgasse wanderte und schließlich ein Haus betrat, in dem es merkwürdig genug zuging. Es war ein schmalbrüstiges kleines Haus, das Grund gehabt hätte, sich vor den anderen zu verstecken oder doch mindestens bescheiden zu schweigen; statt dessen jedoch ließ es einen Lärm ins Freie, der eine ziemliche Strecke der Straße beherrschte. Aus den Fenstern des Erdgeschosses, die des warmen Wetters wegen offenstanden, drang die noch keineswegs vollkommene Leistung eines probenden Kammerorchesters und aus dem ersten Stock die Stimme einer Sopranistin, die nur vor den Verzweiflungsausbrüchen und Scheltworten einer anderen Stimme verstummte, um dann mit verdoppelter Macht wieder einzusetzen.

Metastasio trat ein, und wenige Augenblicke später schwieg wenigstens die Orchesterprobe.

„Signor Haffe“, sagte der Dichter zu dem Dirigenten, der ebenso alt, aber viel weniger sorgfältig gekleidet

war, „Signor Haffe, schicken Sie Ihre Leute nach Hause, wir müssen Dringendes besprechen!“

Johann Adolf Haffe, bei Hamburg geboren, war Sänger und Komponist und erst vor kurzem von der Kaiserin dem Kurfürsten von Sachsen weggengagiert worden, dessen Oper er ein Menschenalter hindurch geleitet hatte.

Er galt als der berühmteste deutsche Vertreter der rein italienischen Musik und hatte die gefeierte venezianische Sängerin Faustina Bordoni zur Frau, die eben damit beschäftigt war, im oberen Stockwerk eine Schülerin in die Geheimnisse der Atemfuhrung einzuweihen.

„Ich habe“, sagte Metastasio, „heute nacht das Hochzeitskarmen für die Erzherzogin fertiggemacht, wohl das beste, das mir je gelungen ist.“ Seit vierzig Jahren behauptete er von jedem seiner Gedichte daselbe. „Die Kaiserin, von der ich eben komme, findet es so ausgezeichnet, daß sie es nicht gesprochen, sondern gesungen wünscht. Machen Sie also eine Musik dazu, Maestro! Sie haben noch eine ganze Woche Zeit.“

„Zeigen Sie mir das Manuscript, Verehrtester!“ sagte Haffe und zog seinen Schlafrock fester. „Was? Dies hier? Dieses Konvolut? Das ist ein Dratorium, aber kein Karmen! Streichen Sie so viel weg, daß nur ein Zwanzigstel übrigbleibt, und ich will sehen, ob ich in lumpigen acht Tagen damit fertig werde!“

„Unmöglich! Streichen? In meinem Manuscript?“

„Nun, dann werde eben ich die nötigen Änderungen vornehmen!“

„Unterstehen Sie sich!“

„Allerdings werde ich mich unterstehen! O Gott, dieses Weib macht mich rasend!“ Er riß die Tür auf und

schrie die Treppe hinauf: „Faustina! Komm herunter, mein Engel, und hilf mir! Metastasio ist wahnsinnig geworden! So, nun schweigt sie wenigstens. Ich kann Ihnen sagen, verehrter Freund, es ist keine Kleinigkeit, seit dreißig Jahren mit einer Sopranistin verheiratet zu sein. Ihr Temperament nimmt mit dem Alter zu.“

Faustina erschien in der Tür, und man mußte sich wundern, wie eine so ausgedehnte Berühmtheit in einem so kleinen Haus überhaupt Platz hatte; sie füllte den Türrahmen vollständig aus, und auf ihrem Busen saß eine Taube, die sie — ricordo di Venezia — letzthin von einer Reise mitgebracht hatte; nach den Spuren zu schließen, schien dieser Vogel der Venus schon seit Wochen auf der gleichen Stelle zu wohnen, aber das war nebensächlich, denn der ehemals rote Schlafrock war auch auf allen übrigen Breitengraden voll Flecken.

„Was blöckst du, Giovanni?“ fragte Faustina. „Ach, und da ist Metastasio, der natürlich wieder einen unmöglichen Text zurechtgeschustert hat, wie?“

„Stimmt!“ sagte Herr Haffe. „Aber ich werde ihn trotzdem komponieren. Fragt sich nur: Wer soll ihn singen? Die Gabrieli?“

„Dieses Weib kommt mir nicht über die Schwelle!“ erklärte Faustina. „Sie hat von mir gesagt —“

„Ich weiß, ich weiß, ärgere dich nicht, mein kleiner Liebling! Aber wer sonst?“

Die Signora wurde noch majestätischer, soweit dies möglich war, und aus ihren schwarzen Augen sprühte ein imponierendes Feuer. In wirkungsvollem Gegensatz dazu sagte sie in ganz nebensächlichem Tone: „Nun, ich werde euch helfen. Da alle Welt nach Wien kommt, um bei Faustina Bordonù die wahre Kunst des Gesanges zu

studieren, obwohl diese elende Gabrieli — ich lache! — es wagt . . .“

„Ja doch, mein Engel!“

„Du hast recht, Giovanni, sie ist nicht wert, daß man sich über sie ärgert. Da also alle Welt zu mir kommt, so werde ich einen ganz neuen Stern vor euren erstaunten Augen aufgehen lassen, und die Gabrieli soll plätzen!“

„Wen nämlich?“

„Die Davies!“

„Irrtum!“ sagte Metastasio. „Ich kenne sie, man hört und liest überall von ihr, aber sie singt nicht, sondern spielt ein neues Instrument, das Harmonika genannt wird. Übrigens ist sie nicht in Wien, sondern in Paris, und —“

„Was Sie nicht alles wissen!“ loderte Faustina verächtlich. „Ich, mein Lieber, meine nicht die Harmonika-spielerin, sondern ihre Schwester Cecilie, die ein Phänomen ist. Und da sie ein Phänomen ist, mußte sie natürlich zu mir kommen. Ich hoffe, Sie verstehen das?“

„Ja, aber niemand kennt —“

„Ein Phänomen! Das sage ich! Genügt das etwa nicht?“

„Und sie kommt nach Wien?“

„Außer Ihnen, mein Herr Metastasio, weiß jeder Mensch in Europa, an wen er sich zu wenden hat, wenn er die letzte Höhe der Gesangskunst erreichen will.“

„Verzeihen Sie“, sagte Metastasio vernichtet, „ich hatte ja auch niemals die Absicht, singen zu lernen!“

„Ein Glück für die Welt! Es genügt, daß Sie dichten.“

Hasse, dem Faustinas Liebenswürdigkeit unheimlich wurde, mischte sich besänftigend ein. „Überlassen Sie

also alles Weitere uns beiden“, sagte er zu dem Dichter. „Die Familie Davies kommt uns überaus gelegen — erzählt man sich nicht Wunderdinge von ihnen? Hoffentlich wird diese Cecilie keine Enttäuschung!“

„Meine Schülerin?“ fragte Faustina, und die Männer verstummten endgültig.

Die Kaiserin war von den beiden Schwestern entzückt, also auch die ganze Hofgesellschaft.

Das „Pastorale amoroso“, von Hasse komponiert, war von Cecilie mit himmlischer Reinheit vorgetragen worden, und Marianne hatte sie auf der Harmonika begleitet. Der Klang des wahrhaft außergewöhnlichen Soprans schien ebenso wie der Klang des geisterhaften neuen Instruments vollkommen selbständig und von der Materie losgelöst in der Luft zu schweben; man hatte den Eindruck, daß alles Irdische und Schwere zurücktrat und der Blick frei wurde in ein Arkadien der Seele, in ein stilles, wunschloses Land, wo es nichts als Erfüllung gab, und als die Musik verstummte war, glaubte man, bei der Erinnerung an diesen Ausblick nie wieder traurig, freilich aber auch nie wieder ganz glücklich werden zu können. Die Kaiserin führte ihr Schnupftuch an die Augen, und dies war das Zeichen, daß Wien für die nächsten Wochen in Tränenströmen zu baden habe.

Besonders aber die Kinder der Kaiserin hatten sich in die bewunderten englischen Mädchen und ihre Kunst verliebt, und die noch nicht zehnjährige Marie Antoinette, dem Wesen nach reifer, als ihre Jugend vermuten ließ, schloß sich mit einer Art von seltsamer Leidenschaft an Marianne an. Obgleich die Schwestern nach Beendigung des Konzerts die Hofburg zu verlassen hatten, hängte

sich die kleine Erherzogin so beharrlich an Mariannes Kleid, daß Maria Theresia, die diese Szene zufällig bemerkte, in der freundlichsten Laune und zum Schrecken der Oberhofmeisterin die zeremonielle Ordnung ein wenig umstieß und den Wunsch aussprach, die Engländerinnen möchten bei dem nachfolgenden Ball als Zuschauerinnen unter den Geladenen bleiben. Wider Erwarten stürzte die Welt deshalb nicht zusammen; für die Schwestern Davies aber wurde der Tag wichtig. Durch die Vermittlung Hasses und Metastasio wurden sie an den Hof verpflichtet, um den Prinzessinnen Musikunterricht zu geben und mit den kaiserlichen Kindern jene kleinen Gesangs- und Ballettszenen einzuüben, die öfter aufgeführt wurden und Maria Theresia sehr liebte — wären alle ihre sechzehn Kinder noch beisammen gewesen, so hätte man mit ihnen schon eine große Oper besetzen können.

Glück! Der ehrenwerte Walter Davies, der immer weniger musizierte, sich dafür jedoch immer behaglicher in dem Ruhm seiner Töchter sonnte und nebenbei immer mehr trank, mietete eine Wohnung neben Johann Adolf Hasses Behausung, weil ihn der Lärm dieser Gegend an Long Acre erinnerte und er in Faustina eine Seelenfreundin gefunden hatte: Beide standen einander an Selbstbewußtsein nicht nach und umgaben sich mit geradezu donnernden Gloriolen. Übrigens war Faustina eine vortreffliche Lehrerin für Cecilie; was der Stimme noch an letztem Glanz fehlte, konnte sie ihr verleihen, und vor allem hatte sie, was Cecilie nicht gegeben war: das große Temperament für Opernpartien. Denn Faustina wollte durchaus eine Bühnensängerin aus ihr machen, teils aus Überzeugung, teils um der verhassten Gabrieli eine Nebenbuhlerin zu schaffen. „Noch ein paar



Monate bei mir“, sagte sie zu Walter Davies, „und Ihre Tochter ist reis, um für einige Zeit nach Italien zu gehen! Ohne Italien keine Kunst, mein Lieber! Wer nicht in Italien war, kennt die Lust nicht, in der allein eine große Sängerin erwachsen kann!“

Umsprudelt von dem Eifer und den Phantasien Faustinas, wurde die kleine blonde Cecilie während dieses Wiener Aufenthalts zum Mittelpunkt der Familie. Marianne blieb immer stiller für sich, übernahm den Haupttheil der Arbeit bei Hofe und gab ihre Konzerte mit demselben Erfolg wie in London und Paris: Aufgelöst, hingerissen, schluchzend und schwermütig erstarrt saß das Publikum zu ihren Füßen, eine Epidemie des Schwärmens brach aus — und bei all diesen Ekstasen verhielt sich Marianne sonderbar bestrebt, ungreifbar wie die Klänge, über die sie herrschte, und gleichsam nur herein-

blickend in eine Welt, die sie wohl schuf, zu der sie aber nicht gehören konnte. Ohne daß sie es wollte, bildete sich eine Atmosphäre des Geheimnisvollen um sie. Die Zartheit und Melancholie ihrer Erscheinung, ihre Blässe, der eigentümlich leidende Ausdruck ihres Gesichts, ihre Schweigsamkeit — konnte man sich überhaupt etwas anderes zu einem Wesen denken, das solche Erschütterungen des Herzens bewirkte?

Da war ein junger Mensch, ein über alle Begriffe eleganter Engländer, den man häufig um Marianne sah. Er fehlte bei keinem ihrer Konzerte, fuhr sie zuweilen in seiner ganz prächtigen Kutsche spazieren und liebte sie — nichts wußte man in den Wiener Barbier- und Kaffeestuben genauer — mit einer ebenso unwandelbaren wie hoffnungslosen Zuneigung. Die Unwandelbarkeit erkannte man — auf die Hoffnungslosigkeit, die der ganzen Geschichte den eigentlichen Reiz verlieh, durfte man aus der Tatsache schließen, daß er gleichermaßen schwermütig und zurückhaltend wie Marianne selber war. Er hatte in Grinzing ein Gartenhaus gemietet, in dem er das Dasein eines Einsiedlers oder eines melancholischen Schäfers führte. Er sprach mit niemand, schon weil er kein Wort Deutsch konnte, und mied die Gesellschaft. Seine Hausbesorgerin, die er aus England mitgebracht hatte, war ein wirkliches Gespenst, vor dem alle Kinder die Flucht ergriffen, wenn es sich in seiner langen, schwarzen Dürreheit und einer ungeheuren Spitzenhaube zeigte, deren Bänder wie bei einem unheimlichen Seetier wallten und nur eine bössartige Geiernase freigaben. Vielleicht war es dieses Gespenst, das Marianne Davies davon abhielt, das Haus in Grinzing jemals zu betreten! Aber andere junge Männer, noch dazu aus den besten Kreisen

der Wiener Gesellschaft, verliebten sich ebenso hoffnungslos in sie und waren nicht von Gespenstern umgeben. Welch Geheimnis!

Es gab nur einen, der diesem erregenden Geheimnis nahe war, und der schien leider gar nicht neugierig zu sein.

Der Garten des Engländers grenzte nämlich an den Besitz des Generals Grafen Allendorf, von dem ihn freilich eine hohe Mauer trennte und der bisher recht vereinsamt gewesen war. Nun aber konnte der General endlich aus seiner Stadtwohnung in das sehr geliebte Schloßchen übersiedeln, wie er es jedes Jahr zu Beginn des Sommers tat, wenn seine Pflichten es erlaubten. Durch die Hochzeitsfeierlichkeiten der Erzherzogin Amalie war es diesmal später geworden als sonst, und Allendorf war entschlossen, die Annehmlichkeiten des Landlebens um so friedlicher und zurückgezogener zu genießen. Nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges hatte er seinen Abschied genommen. Er war ein freundlicher, gebildeter und lebenslustiger Herr, Witwer dazu, der von jeher lieber seinen Ariost als kriegswissenschaftliche Werke las und dessen ganze Liebe seinem schönen Garten galt, den er mit jener Sorgfalt und Zärtlichkeit pflegte, die bei kunstvoll zugestutzten Taxusbäumen, Terrassen, französischen Blumenparterres und niedlichen kleinen Wasserfontänen notwendig war.

Nun also wandelte er in diesem Garten umher, schnupfend und stoßstampfend und mit dem Gehaben eines alten Kriegers, das zu seinen Jahren eigentlich noch gar nicht paßte; aber er liebte es, jenen gewissen Herrn im Norden nachzuahmen, den die Kaiserin so wenig schätzte. Seine Gärtner berichteten ihm von der neuen

Nachbarschaft, er hatte jedoch dafür nichts als eine abfällige Bemerkung und gar keine Neugier übrig, und das war schade, denn er würde sich dadurch vielleicht manche Aufregung erspart haben, die nun ohne jede Vorbereitung in seinen sommerlichen Frieden hineinplagte.

Denn kaum hatte er sich in das ländliche Dasein eingewöhnt, als sich auch schon ein fremder Besuch melden ließ.

Der General empfing ihn mit verwunderter Zurückhaltung, denn er hatte seinen Namen noch nie gehört. Moncade? Völlig unbekannt.

Die beiden saßen einander in einem allerliebsten sechseckigen Seezimmer gegenüber, durch dessen hohe und weitgeöffnete Thür der Duft der ersten Rosen hereinwehte.

Allendorf, dem die vortreffliche Erscheinung des Fremden gefiel, fragte höflich, womit er dienen könne.

„Ich wünsche sehr, Ihnen zu dienen!“ sagte Moncade lächelnd. „Während der letzten Tage habe ich öfters versucht, Sie in der Stadt anzutreffen, aber Sie waren stets abwesend, und so werden Sie verzeihen, wenn ich Ihren bukolischen Frieden störe.“

„Ja, die Abreise und das Geleit der Herzogin von Parma haben mir viel Arbeit gebracht, aber damit bin ich nun fertig. Sie bringen hoffentlich nichts Unangenehmes!“

„Nicht daß ich wüßte! Ich bringe Ihr Eigenthum, Herr General, dessen Sie sich freilich vielleicht überhaupt nicht mehr erinnern.“

Allendorf sah ihn fragend an.

„Vor einigen Jahren ist Ihnen an der schlesisch-böhmischen Grenze ein Koffer abhanden gekommen!“

„Daran“, sagte Allendorf, „erinnere ich mich aus ge-

wissen Gründen freilich genauer, als mir lieb ist. Woher aber wissen Sie es?"

„Ich war damals Leutnant im Grenadierregiment von Below.“

„Und wissen also, was aus dem Koffer geworden ist?"

„Oh, ich habe ihn sogar eigenhändig . . . erobert!“ lächelte Moncade und berichtete von dem Hergang so viel, wie Allendorf erfahren mußte.

„Nun“, sagte der General lebhaft, „wenn Sie diesen Koffer heute noch benutzen und so weite Reisen mit ihm gemacht haben, so ist Ihnen natürlich bekannt, daß er nichts von tatsächlichem Wert und trotzdem etwas für mich sehr Wertvolles enthielt!“

Moncade nickte und zog ein Päckchen hervor. „Ich habe Sie aus keinem anderen Grunde gesucht . . . zunächst aus keinem anderen Grunde gesucht, als um diese Briefe in die Hand ihres rechtmäßigen Eigentümers zurückzulegen.“

Allendorf nahm hastig das Päckchen, warf einen Blick auf die Briefe und sagte bewegt: „Allerdings, das sind sie!“ Er stützte den Kopf in die Hand und schwieg lange.

„Sollte man nicht glauben“, fragte er endlich, „daß an bestimmte Dinge ein bestimmtes Verhängnis gebunden ist? Es gibt Menschen, die immer wieder das Bein brechen oder immer wieder im Lotto gewinnen, und es gibt wiederum welche, denen dergleichen nie begegnet. So ähnlich ist es mit diesen Briefen. Es war nicht das erstemal, daß sie mir verlorengingen!“

„Ich weiß“, sagte Moncade.

„Nichts wissen Sie!“ erwiderte Allendorf mit einer vagen Handbewegung und blickte an ihm vorüber in den

Rosengarten hinaus wie in seine Jugend. „Sie können nicht wissen, was ich meine.“

„Es steht in den Briefen“, sagte Moncade. „Elisabeth Berwid hat nie eine Antwort von Ihnen bekommen — daraus läßt sich schließen, daß alle diese Briefe schon damals verlorengegangen sind. Denn Sie sind nicht der Mann, der ein junges Mädchen in so nichtswürdiger Weise sitzenläßt.“

Allendorfs Gedanken kamen aus der Vergangenheit zurück. „Das ist wahr“, sagte er und sah Moncade an. „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung. Da Sie so viel wissen — vielleicht wissen Sie gar, was aus Elisabeth geworden ist?“

„Geworden?“

Moncade fühlte sich durch diese Frage für einen Augenblick außer Fassung gebracht. Er hatte wohl versucht, sich ein Bild von den damaligen Ereignissen zu machen, und sich dieser und jener Vermutung zugeneigt, aber daß Allendorf so vollkommen ahnungslos war — diesen Gedanken hatte er kaum in Betracht gezogen.

„Sie wissen es also nicht?“ fragte Allendorf enttäuscht.

Moncade vermied zunächst eine gerade Antwort. „Vielleicht wäre es gut, wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten, mir mitzuteilen, was Sie wissen! Ich habe den Eindruck, daß auch für Sie in diesem Begebnis manche Lücke ist. Aber ich will freilich nicht in Sie dringen oder gar alte Wunden aufreißen. Wenn meine Neugier Sie schmerzt, so wollen wir die Sache abgetan sein lassen — ich habe Ihnen die Briefe übergeben, und damit gut. Nur dachte ich, daß meine Kenntnisse der Sache Ihnen vielleicht doch nützlich sein könnten...“

„Da Sie den Inhalt der Briefe kennen“, sagte Allendorf, „so wüßte ich nicht, warum ich Ihnen noch irgend etwas verheimlichen sollte. Zwar waren Sie bereits so freundlich, mich gewissermaßen auf Kredit für einen anständigen Menschen zu halten, aber es wird nichts schaden, wenn ich Ihnen den Beweis dafür liefere. Lassen Sie uns aber in den Garten gehen, es wird eng und schwül in diesem Raum — denn gerade hier... nun, Sie werden sogleich davon hören.“

Er trat mit Moncade ins Freie. Der Garten senkte sich steil nach der Stadt hin, auf die man eine prächtige Aussicht hatte, und war deshalb in Terrassen gegliedert, an deren Wänden Drangen- und Zitronenbäumchen, Magnolien und Oleander blühten. Rechts und links von den Terrassen war ein schöner Bestand alter Bäume, die wie natürliche Kulissen auf die kunstvollen Anlagen herablickten.

Während der General mit seinem Besucher auf der obersten Terrasse hin und her ging, deutete er zu den Linden und Buchen hinüber und sagte: „Die waren damals noch nicht so schattig wie heute. Es ist ein Vierteljahrhundert her. Meine Mutter ließ gerade die Stufenbauten anlegen, und ich freute mich jedesmal über die Fortschritte, wenn ich während der Ferien nach Hause kam. Wo Sie heute die Terrassen sehen, war damals noch ein steil abfallender, sonnverbrannter und recht häßlicher Wiesenhang, aber meine Mutter hatte sich eben in den Kopf gesetzt, etwas Besonderes daraus zu machen, und sie war eine Frau, die alles durchführte, was sie beschlossen hatte, es mochte kosten, was es wollte — wenn ich das noch nicht gewußt hätte, so hätte ich's eben damals erfahren. Ich sagte ‚Ferien‘, denn ich war nicht etwa

Soldat, wie Sie wohl denken, sondern ich studierte in Halle, obwohl meine Mutter es nicht gern sah. Dort also lernte ich Elisabeth kennen. Aus Gründen, über die sie sich niemals genauer aussprach, hatte sie England verlassen. Es ging ihr wohl nicht sehr gut; sie gab Sprachstunden und führte jenes kümmerliche Dasein eines verarmten Fräuleins, das man aus hundert Romanen kennt. Nun, unsere Liebe war ebenfalls romantisch genug. Sie dauerte ein ganzes Jahr, dann fand ich den Mut — es war eben während der Ferien —, meiner Mutter davon zu erzählen und ihr zu sagen, daß ich entschlossen sei, Elisabeth zu heiraten. Entschlossen — ach du lieber Himmel! Wenn jemand das Recht in Anspruch nahm, entschlossen zu sein, so war es allein meine Mutter — und sie war, wie ich später erkannte, entschlossen, diese Heirat zu verhindern! Aber sie ließ es durchaus nicht etwa auf einen Zank ankommen, dazu war sie viel zu klug und hatte viel zu lange bei Hofe gelebt; sie bevorzugte die leiseren, krummen, dafür aber um so gewisseren Wege und Mittel. Also sagte sie weder ja noch nein, sondern sprach von Prüfungszeit und genauem Überlegen und drang in mich, nach unserer Familientradition Soldat zu werden. Durch besondere Umstände, die ich hier nur zu erwähnen brauche, ließ ich mich in der That bestimmen, ihr zu folgen. Ohne daß ich etwas ahnte, wußte sie es so einzurichten, daß ich zu einem Regiment an der ungarischen Grenze kam — und von da an war Elisabeth für mich tot! Ich erhielt nie mehr auch nur eine Zeile von ihr, und die Briefe, die ich an sie schrieb, haben sie niemals erreicht. Ich erfuhr freilich erst viele Jahre später, daß es so war und daß eine recht umsichtig angelegte Intrige meiner Mutter dahintersteckte, die um meiner Karriere willen eine ganz



andere Partie für mich bestimmt hatte. Zudem brach damals der erste Krieg mit Preußen aus, und ich rückte ins Feld.“

Moncade schwieg wartend.

„Es ist kaum mehr zu sagen“, schloß Allendorf seinen Bericht. „Nach Jahren, als meine Mutter gestorben war, fanden sich Elisabeths Briefe. Ich nahm sie mit — es ging wiederum gegen Preußen —, um Nachforschungen anzustellen, falls ich in die Gegend von Halle käme. Aber der Große Friedrich hatte etwas gegen diese Reise. Das Weitere wissen Sie.“

Moncade wußte es freilich, und besser als der General. Das Unglück hatte seine dunkle und schwere Hand auf Elisabeth gehabt, auch nach ihrem Tode.

Vorsichtig und zurückhaltend, wie Moncade geworden

war, behielt er das letzte und größte Geheimnis, von dem Allendorf offenbar nichts ahnte, als Haupttrumpf in dem schwierigen Spiel, das er für Charlotte zu gewinnen hoffte, diesmal noch für sich und sagte: „Ich werde aus bestimmten Gründen längere Zeit in Wien bleiben — vielleicht habe ich Ihnen noch einiges mitzuteilen, Herr Graf, worüber ich selbst noch nicht völlig im klaren bin.“

„Sie machen mich neugierig!“

„Eben, um diese Spannung nicht zu enttäuschen, möchte ich —“

„Sie wissen, wo Elisabeth lebt?“

„Verzeihen Sie! Ich weiß bestimmt, daß sie gestorben ist — und zwar bald nach der Trennung von Ihnen!“

„Gestorben...“, sagte Allendorf. „So... Elisabeth... ich bin wahrhaftig traurig, Herr von Moncade... In solchen Augenblicken fühlt man, daß man eigentlich nie aufgehört hat, einen Menschen zu lieben, wiewohl fast ein Vierteljahrhundert dazwischenliegt — und was ist während dieser Zeit alles geschehen!“ Er schüttelte den Kopf und verstummte.

Moncade verabschiedete sich. Der General dankte ihm, ließ sich seine Adresse geben und bat ihn, gewiß bald wiederzukommen.

Als Moncade die Gartentür hinter sich geschlossen hatte und eben den Weg nach der Stadt einschlagen wollte, blieb er fast erschrocken stehen: Da auf dem staubigen Wege vor ihm war eine lange, schwarze Gestalt wie aus dem Boden aufgetaucht.

„Missis Hawkins — Marjorie!“ rief er. „Was tun Sie hier — oder ist es Ihr Geist? Muß ich mich bekreuzigen?“

„Halten Sie das, wie Sie wollen“, antwortete sie,

machte ihren hingebogenen Rauchsäulenknicks und veränderte ihr Gesicht in einer Weise, die einem Lächeln ähnlich war. „Schaden kann es jedenfalls nichts. Was ich tue? Nun, ich besorge Edwards Haus, da ich in Hallfield Hall zur Zeit nichts zu suchen habe.“

„Was — Edward ist in Wien?“

„Kommen Sie herein“, sagte Marjorie, „niemand braucht uns zu hören, und Edward wird sich gewiß freuen.“

„Hier wohnen Sie? Ich werde abergläubisch!“

„Der Zufall ist nicht so groß, wie Sie vielleicht denken“, antwortete sie und führte ihn durch den verwilderten Garten. „Ich habe dieses Haus ausgesucht, weil ich erfuhr, wem der Besitz nebenan gehört.“

„Sie hatten sich den Namen gemerkt?“

„Wenn etwas mit dieser Sache zusammenhängt, so vergesse ich nicht das geringste. Wozu lebe ich denn!“

„Das ist unheimlich, Marjorie!“

„Es ist nur beharrlich, Sir.“

„Aber Edward kennt seinen Nachbarn noch nicht?“

„Nein, weshalb auch! Er kümmert sich ja nicht um diese Sache, wie Sie wissen.“ Moncade betrachtete sie von der Seite; wenn sie von „dieser Sache“ sprach, sah sie wirklich aus wie ein böser Geist. „Und bei Ihnen, Sir? Geht es vorwärts?“

„Ich hoffe.“

„Werden Sie mir davon erzählen?“

„Heute nicht, aber vielleicht bald.“

„Ich habe warten gelernt“, sagte Marjorie. „Seien Sie freundlich zu Edward — es geht ihm nicht gut.“

Als Moncade die Tür zu Edwards Zimmer öffnete, fielen ihm die Töne eines schwindstüchtigen kleinen Spi-

netts wie Glascherben entgegen. Edward saß an dem Instrument und spielte verloren vor sich hin. Er fühlte den Zugwind, drehte sich um und sprang auf.

„Endlich!“ sagte er und streckte dem Freunde die Hand entgegen. „Ich hatte so lange nichts von Ihnen gehört, daß ich sicher war, Sie würden eines Tages hier auftauchen.“

„Sie aber, Edward — was tun Sie hier?“

„Wo Marianne ist, da bin ich auch.“

„Marianne Davies ist hier?“

„Das wußten Sie nicht?“

„Nein. — Und die alte Marjorie? Ich hätte sie fast für ein Gespenst gehalten.“

„Marjorie ließ nicht locker, ich wurde kaum gefragt. Sie will dort sein, wo ihr Opfer ist.“

Moncade sah ihn fragend an.

„Nun, der ehrenwerte Sir Horatio Berwick!“

„Hier? Auch hier?“

„Ich sagte Ihnen ja schon in Paris, daß er bestimmte Aussichten hatte, als Gesandter nach Wien zu kommen, erinnern Sie sich? Er ist noch nicht eingetroffen, aber seine Ernennung wurde bereits bekanntgegeben. Ja, Horatio weiß, was er will, und was er will, das setzt er auch durch. Ich wünschte, sein Sohn hätte einen Bruchteil dieser Energie geerbt! Und wie geht es Ihnen?“

„Ich habe viel zu erzählen.“

„Oh, tun Sie es nicht, Moncade! Ich kann mir denken, um was es sich handelt — aber verschonen Sie mich damit! Glauben Sie mir: ich habe genug mit mir selber zu tun.“

„Mir scheint sogar, mehr als genug!“

Edward schwieg eigensinnig.

„Glauben Sie nicht doch, daß wir manches zu besprechen haben?“

„Nein“, erwiderte Berwick, „denn Sie können mir ja nicht helfen. Niemand kann mir helfen. Marianne liebt mich nicht, das ist alles; sie duldet mich nur, und auch dies mit einer Überwindung, die ich deutlich genug fühle. Was wollen Sie also? Lassen Sie mich mit meinem Schicksal allein, das ist der vernünftigste Rat, den ich Ihnen geben kann.“

Moncade antwortete ruhig: „Ich brauche keinen Rat, aber ich sehe, daß Sie einen Freund brauchen! Edward! Ich habe mich schon in Paris um Sie gesorgt — aber was ist derweilen aus Ihnen geworden? Ein klagender Schäfer!“

„Ist das nicht immerhin etwas?“ fragte Edward bitter.

„Sie waren einmal der eleganteste junge Lagenichts von London — ich wollte, Sie wären es noch!“

„Ich frage mich auf wie meine Kleider — was übrigbleibt, ist Erinnerung... und vielleicht nicht einmal das.“

Moncade drang in ihn: „Edward! Ich will mich gewiß nicht als Beispiel anpreisen, aber verlassen Sie sich darauf: Ich werde mein Leben so haben, wie ich es wünsche!“

Berwick zuckte die Achseln. „Ziehen Sie daraus die einzige Lehre, daß ein Mensch wie Sie sich nicht an einen Unglücklichen hängen darf — ich werde es Ihnen nicht übelnehmen.“

Nach nutzlosem Hin und Her ging Moncade. Er war traurig und überlegte, wie man diesem schwachen Menschen helfen könnte.

Der Gedanke, Marianne aufzusuchen, lag nahe.

Er fand sie zu Hause und sah, wie sie erschrak, als er unvermuthet vor ihr stand.

„Herr von Moncade...!“ sagte sie. „Weshalb hat mir die Magd Ihren Namen nicht genannt! Ich war nicht vorbereitet, Sie so plötzlich wiederzusehen!“

„Ich komme ungelegen?“

„Nein, aber ich hätte mich ein wenig hübsch gemacht für Sie — es wäre wohl notwendig gewesen.“ Sie sah blaß und krank aus. „Ach, schütteln Sie nicht höflich den Kopf, es ist eine mitleidige Lüge, und Mitleid tut so weh!“

„Mitleid!“ sagte er mit einem Versuch, zu scherzen. „Es gäbe wohl nichts Unsinnigeres für eine Frau, die von aller Welt angebetet wird! Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen prophezeite, als wir uns in Paris zum letztenmal sahen? Die Hauptstädte Europas liegen zu Ihren Füßen, Marianne, ich habe recht gehabt. Lieber sollten Sie Mitleid haben mit mir, einem armen irrenden Ritter!“ Während er sprach, nur um überhaupt zu sprechen, betrachtete er sie. Seit ihrer Trennung hatte sie sich recht verändert; die wunderbare Zartheit, die schon damals in ihr lag, war fast überirdisch und gleichsam zu ihrem eigentlichen Wesen geworden. In dem ganz blassen und schmalen Gesicht standen die Augen nicht wie Sterne, sondern wie ein Stück rätselhaften Nachthimmels. Moncade mußte bei ihrem Anblick an den Hauch des Windes denken, der aus dem Dunkel kommt und mit unsichtbaren Händen in eine Aolsharfe greift — sie erklingt und klingt noch, wenn die unsichtbaren Hände schon vorübergeglitten und in dunkler Unendlichkeit verschwunden sind. Was war das? fragten die Menschen und fühlen einen Schauer

vor dem Geheimnis der Welt, dessen Saum über ihre Stirn gestreift ist.

Marianne blickte lächelnd zu ihm auf: „Arme irrende Ritter pflegen durch das Land zu ziehen auf der Suche nach einer verzauberten und unerlösten Prinzessin... Soll ich fragen? Haben Sie Ihre Prinzessin gefunden?“

„Ich hoffe es!“ antwortete er.

„Ja...!“ sagte sie, und da geschah es ihm, daß sie an seiner Brust lag, leicht und hell wie ein hingestreifter Lichtstrahl. Er fühlte ihre Hände auf seinen Schultern, spürte den Duft ihres Haares und die Wärme des Atems, spürte, wie sie ganz selbstvergessen weinte — und vielleicht zum erstenmal in ihrem armen kleinen Dasein glücklich war.

Moncade stand regungslos erschrocken, aber sein Herz zitterte.

Er hatte sich noch nie gefürchtet — jetzt tat er es, weil er keinen Rat wußte.

Während er über das Mädchen hinweg nach dem Fenster starrte, traf sein Blick den Papagei, der lautlos, bewegungslos hinter seinem Gitter saß und das Auge auf ihn gerichtet hielt. Von Grauen überlaufen, streichelte Moncade Mariannes Haar und suchte sich zu fassen, um einen Ausweg aus diesem Irrgarten der Liebe zu entdecken.

Einfach schweigen konnte er nicht. Log er aus Mitleid, und um sie zu schonen, so kam es zu den schrecklichsten Verwicklungen, durch die alle unglücklich werden mußten. Sagte er die Wahrheit, so brach Marianne zusammen.

Er führte sie zum Sofa, setzte sich neben sie und hielt ihre Hand in der seinen. „Ruhig, ruhig...!“ sagte

er und versuchte, im Ton eines Arztes zu sprechen. „Mein liebes Kind, meine liebe Marianne! Sie wissen, wie ergeben ich Ihnen bin und daß Sie stets auf mich zählen können... aber Ihre Nerven halten dergleichen Erregungen wahrhaftig nicht stand. Sie müssen sich schonen, unbedingt schonen, Marianne!“

Seine Worte schienen sie gefaßter zu machen, und er redete weiter, fast ohne zu wissen, was er sagte.

„Ich werde mit Ihrem Vater sprechen. Sie sind überanstrengt, gewiß! Dieses gespenstliche Instrument zerstört Sie — nicht umsonst wird Ihre Kunst mit Zauberei verglichen. Fassen Sie sich nur, hören Sie mir zu...“

Vielleicht hatten seine letzten Worte entschlossener geklungen, als er wollte — Moncade wäre für diese Art von Frauen ein ungeschickter Liebender gewesen.

Marianne ließ ihr Taschentuch sinken und sah ihn aus weiten Augen an. „Was wollen Sie mir sagen?“

„Nichts... nein... aber bedenken Sie, mein Kind, daß es einen Menschen gibt, der Sie grenzenlos liebt, der nur für Sie lebt — Sie wissen, wen ich meine. Ich komme von ihm —“, Moncade fand seine Ruhe allmählich wieder, „— es war eine traurige Stunde, und ich bin sein Freund!“

Marianne starrte ihn an, im Dunkel ihrer Augen stieg Erkenntnis auf.

„Moncade...!“ sagte sie. „Ich liebe Sie — und Sie sprechen von Edward Berwick...?“

„Ich muß es tun, es ist meine Pflicht — nicht nur ihm gegenüber — er ist es, der Sie liebt, so liebt, wie Sie es verdienen, ja...“

Marianne schrie leise auf, ein Wehlaut, als ob feines



Glas zerspränge, und legte die Hände an die Schläfen
... wollte aufstehen — und brach zusammen.

Er nahm sie, die plötzlich seltsam schwer war, und
legte die Bewußtlose auf das Sofa, so saust er konnte.
„Armes Kind!“ murmelte er.

Dann rief er die Magd. —

Moncade hatte, als er Charlotte am Morgen verließ,
die Absicht gehabt, nach seinem Besuch bei Allendorf
sogleich zu ihr zurückzukehren. Aber das Gesicht dieses
Vormittags war anders geworden, verworrene Runzeln
kreuzten sich wie Schicksalslinien darin; er blickte in die-
ses schwermütige und rätselhafte Antlitz und erkannte nur
eines mit Gewißheit: daß das Unerwartete auch die
ruhigste Überlegung störte.

Ohne genau zu wissen, wo er war, ging er nachdenk-

lich und traurig durch die fremde Stadt. Es war ihm zuzufühlen, als ob alle Dinge einen Teil ihrer Faßbarkeit verloren hätten und als ob das feste Wesen der Welt, mit dem er umzugehen gewohnt war, plötzlich einer Art von Durchsichtigkeit gewichen sei, die freilich nichts klärte, sondern nur Verwirrung hervorrief, weil sie vieles halb, nichts aber ganz erkennen ließ. Er wünschte, die Begegnung mit Marianne möchte ein Traum gewesen sein. Denn alles, was mit ihr zusammenhing, war in einem seltsam schwebenden Zustande; es schien nicht ganz bis in den Himmel hinauf, bestimmt aber auch nicht ganz bis zur Erde herab zu reichen; das Tatsächliche um sie herum war gleichsam in jedem Augenblick bereit, sich aufzulösen oder in eine Zwischenebene entrückt zu werden.

Heillose Verwirrung! dachte er und versuchte, ärgerlich zu werden und dadurch wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Dieses Mädchen lebt in einer eingebildeten Welt, und niemand kann wissen, welche Gebilde und Gefühle ihre Phantasie noch hervorbringt! Das ist schlimm, aber vielleicht könnte sie sonst überhaupt nicht leben. In einem Punkt freilich muß sie recht haben: Gewiß liegt ein Fluch von jeher auf diesem Instrument, dem sie sich verschrieben hat, wie Doktor Faust im Puppenspiel sich dem Teufel verschreibt. Dieser Papagei! Ich würde ihm den Hals umdrehen, wenn er mir gehörte, und es wäre wohl am besten gewesen, ich hätte es wirklich getan. Moncade spürte mit Genugthuung, wie sein Unwille sich Bahn brach und das gespenstische Gewölk zerfegen würde. Man stelle sich nun aber vor, das unglückliche Wesen erfährt etwas von Charlottes Dasein — vortreffliche Ausichten mitten auf die Feuerstelle von des Teufels Küche! Und weshalb das alles? Weil

ich's nicht lassen kann, mich in Dinge zu mischen, die mich verdammt wenig kümmern sollten, statt daß ich meine eigenen Angelegenheiten in Ordnung bringe. Oder will jemand behaupten, sie wären schon in Ordnung? Ach, keineswegs, sie sind schon allzulange in Unordnung! Aus lauter Vorsicht und Umsicht schiebe ich's auf, den elenden Knoten zu lösen, und deshalb müssen immer neue Knoten hinzukommen. Nun aber ein Ende mit diesen Bedenken!

Er ging nicht mehr, er marschierte, und dabei summtete er das Signal „Avancieren!“ vor sich hin.

In dem Gasthaus, in dem er sich einquartiert hatte, fand er Charlotte am Fenster ihres Zimmers mit einer Handarbeit beschäftigt.

„Spitzen!“ sagte er lachend und breitete die Arme aus. „Schon wieder Spitzen, noch immer Spitzen?“

Sie kam ihm entgegen. „Da ich ein armes, davongelaufenes Mädchen bin“, antwortete sie zwischen seinen Küssen, „so will ich auf diese Weise doch wenigstens etwas nachholen für meine Aussteuer — vorausgesetzt, daß Herr von Moncade noch immer die freilich unbegreifliche Absicht hat, mich zu heiraten!“

„Ach, meine Charlotte“, sagte er und hielt sie an den Schultern von sich weg, um sie besser betrachten zu können, „wenn du ahntest, was mir dieser Vormittag an sonderbaren Dingen gebracht hat, so würdest du verstehen, daß ich nichts in der Welt mehr wünschen muß, als dich zu heiraten! Und zwar diese Charlotte, die ich hier vor mir habe — nicht etwa jene blass, nur halb entschlossene und fast verkümmerte, die ein Abenteurer namens Moncade in einer gewissen Nacht in seine Kutsche packte, um mit ihr über alle Berge zu fahren! Wahrhaftig, jeden Tag wundere ich mich von neuem, was aus dir wird! Ange-

nommen selbst, deine Flucht wäre eine Sünde gewesen, so muß der Himmel eine Vorliebe für derlei Sünden haben, denn er blickt offenbar mit dem wohlgefälligsten Lächeln auf dich herab. Weißt du eigentlich, Mädchen, wie schön du bist?"

„Und wenn ich's wäre — für wen?"

„Für mich, das versteht sich von selber!"

„Sieh einer den eingebildeten Herrn an!" sagte sie. „Aber so seid ihr Männer: nach der kürzesten Zeit versteht sich bei euch alles von selber!"

„Leider nicht alles!" erwiderte er mit einem halben Seufzer und schob einen Sessel, dem ihren gegenüber, ans Fenster. „Seit einem Jahre muß ich die Erfahrung machen, daß gerade diejenigen Dinge, die sich am ehesten verstehen sollten, es am wenigsten tun."

„Bewölkt!" sagte Charlotte komisch-ernst. „Aber ich werde deinen Himmel schon wieder blankputzen!"

Er lächelte. „Deine Freundin war klug und hatte recht: du mußtest fort, oder du wärest eingegangen wie eine Pflanze, die schon das Blühen verlernt hat und nun vollends himwelkt." Er zog das Medaillon aus der Tasche und öffnete es. „Wenn ich denke, wie traurig du einmal ausgesehen hast..."

Charlotte sah verlegen auf das Bildchen. „Dieses verzweifelte Ding — ich wollte fast, ich hätte es nie aus der Hand gegeben!"

„Weshalb?" fragte Moncade unbarmherzig. „Weil du darauf nicht so hübsch bist wie heute?"

„Höre", sagte sie und wand sich ein wenig, „ich muß dir endlich ein Geständnis machen. Du glaubst, daß dies mein Bildnis ist. Zwar hab' ich das niemals behauptet,

aber ich ließ dich doch bei deinem Glauben, weil es mir ja wahrhaftig ähnlich ist. Aber ich bin es nicht.“

„Nicht?“

„Nein.“

„Also hab' ich jahrelang eine fremde Frau mit mir herumgetragen und manchmal sogar geküßt?“

„Ja.“

„O falsche Schlange!“ sagte er mit künstlicher Empörung. „Sollte man einen so himmelschreienden Betrug für möglich halten? Wer ist es also?“

„Das weiß ich nicht“, gestand sie, Tränen in der ängstlichen Stimme. „Meine Mutter gab es mir einmal, aber sie wußte wohl auch nichts.“

„Doch“, sagte Moncade, „sie wußte es!“

Charlotte blickte verwundert auf. „Wirklich? — Und du? Du scheinst es auch zu wissen?“

Er lehnte sich zurück und legte die Fingerspitzen gegeneinander. „Du hast ein großes und blindes Vertrauen zu mir gehabt, Charlotte, und ich danke dir dafür. Ich wußte manches, was ich dir nicht sagen durfte, ehe die Zeit da war. Heute ist sie da, und heute erst darf ich dir eine Geschichte erzählen — eine Geschichte, die zum Teil traurig und zum Teil komisch ist, zum Teil abscheulich und zum Teil schön — — eine Geschichte eben, wie sie das Leben sich ausdenkt. Höre zu!“

Moncade hatte vermutet, daß Edward ihn auffuchen würde. Aber niemand kam. Er ging zwei- oder dreimal zum Hause der Davies, um sich nach Marianne zu erkundigen, und wurde stets mit der Entschuldigung abgewiesen, Marianne sei durchaus nicht imstande, Besuche zu empfangen, der Arzt habe es verboten.

Gepainigt von dem Gedanken, daß er der Urheber dieses Unglücks war, machte er sich in der folgenden Woche auf den Weg zu Edward, um mit ihm zu reden.

Marjorie öffnete und war erstaunt, als er nach Berwick fragte. „Sie wissen nicht, daß er abgereist ist?“

„Kein Wort! Was ist da geschehen?“

„Die ganze Familie Davies ist abgereist“, sagte die Alte, „und da mußte er natürlich mit. Gibt es wohl etwas Schlimmeres als die Liebe?“

Moncade ließ sich erzählen, was Marjorie wußte.

Marianne, in einem rätselhaften Zustand des Zusammenbruchs und der Verzweiflung, hatte alle Bindungen an den Hof, alle Verpflichtungen für Konzerte gelöst. Obgleich ihr Vater sie beschwor, auf ihn und ihre Schwester Rücksicht zu nehmen, ihre glänzenden und verheißungsvollen Aussichten nicht zu zerstören, war sie — völlig gegen ihr sonstiges Wesen — unerschütterlich bei ihrem Entschluß geblieben, Wien sogleich zu verlassen. Die Versuche, ihren Sinn zu ändern, hatten sie so gereizt und solche Zustände bei ihr hervorgerufen, daß man ernstlich um ihren Verstand besorgt sein mußte.

„Das arme Ding!“ sagte Marjorie. „Niemand weiß, was ihr eigentlich fehlt. Ich glaube, es ist dieses verfluchte Instrument, es hat ihre Nerven vollends zerstört. Edward meint es auch; wenn man sieht, wie es auf die Zuhörer wirkt, wieviel schrecklicher muß es auf den Spielenden wirken! Und dann noch dieses ewig brüllende Riesenweib, diese Faustina!“

„Wer?“

„Die Lehrerin der kleinen Cecilie. Sie hat die Familie schließlich überredet, nach Italien zu gehen.“

„Nach Italien also!“

„Edwards Begleitung wurde gnädigst angenommen! Während die Davies im ersten Wagen fahren, darf Edward im zweiten neben dem Riesenweib sitzen. Ich fürchte, sie wird ihn bei der ersten scharfen Ecke breitdrücken wie einen Pfannkuchen, und ich glaube bestimmt, daß letzten Endes er es ist, der alles bezahlen darf, der arme Junge! Als ob es gerade diese Marianne sein müßte! Als ob es in Wien nicht genug andere Mädchen gäbe, die wahrscheinlich hübscher und bestimmt weniger verrückt sind! Aber was will man machen! Er hat Elisabeths Hartnäckigkeit, und deshalb wird er auch so unglücklich werden, wie Elisabeth es war.“

Moncade hörte dies alles mit Kopfschütteln. „Und Sie, Marjorie?“

„Ich?“ sagte sie. „Als ob ich jemand wäre!“

„Sie bleiben hier?“

„Darüber wurde nicht gesprochen, denn alles ging so schnell, daß man an mich gar nicht denken konnte. Also bleibe ich hier.“

„Und was tun Sie?“

„Ich warte“, antwortete sie, „wie immer.“

„Wann wird Sir Horatio nach Wien kommen?“

„Das weiß niemand. Edward sagte mir, daß er augenblicklich auf einem Schloß in Frankreich zu Besuch ist, bei einem Grafen Riol, den er früher einmal kennen gelernt hat. Der alte Affe, bei einem Grafen! Ich sehe ordentlich, wie er sich aufplustert und den großen Mann spielt. Und was ist er, genau gesehen? Ein Zimtkrämer!“

„Nur daß er nicht nach Anzen, sondern nach Schiffsladungen rechnet“, erwiderte Moncade.

Er benutzte die Gelegenheit, um Allendorf seine Aufwartung zu machen, und fand den General in der besten

Laune, wie er — immer nach dem Vorbild jenes gewissen Herrn, der seinen Besuch in Halle verhindert hatte — zwischen Drangenbäumchen, Lorbeerkugeln und weiß gestrichenen Bänken auf seinen Terrassen herumkommandierte und alles besser wußte als die Gärtner. Er trug einen weißen Waffenrock, und zwar offenbar mehr wegen der Hitze als wegen der Repräsentation; über dem goldgestickten Kragen leuchtete sein vor Eifer gerötetes Gesicht, und auf der weißen Brust hatte sich der herunterbröselnde Schnupftabak in erstaunlichen Mengen abgelagert, die Allendorf gelegentlich mit spitzem Finger wegschnippte.

„Viel zu tun!“ sagte er und schob die etwas verrutschte Perücke zurecht. „Sie glauben nicht, was ein endlich abgehalfterter General alles nachzuholen hat, wenn er noch ein bißchen vom Leben haben möchte — vollends wenn er niemals ein begeisterter Soldat gewesen ist, sondern sich viel lieber mit den schönen Künsten beschäftigt hätte. Ich finde, wir leben in einem kuriosen Zeitalter; auf der einen Seite werden Kriege über Kriege geführt, auf der anderen stirbt man vor Empfindsamkeit, und ich hätte, weiß Gott, Lust, auf meine alten Tage noch Schäfchen zu hüten oder in einem Naturtheater den Liebhaber zu spielen, der von seiner Chloe an einem himmelblauselbenedenen Bande genasführt wird. Das erinnert mich übrigens daran, daß ich Ihnen eine Einladung zu meinem Gartenfest schicken wollte, aber Ihre Adresse verlegt hatte. Nun, so sag ich's Ihnen also ohne alle Förmlichkeit und hoffe, Sie werden mir den Gefallen tun, zu kommen! Es ist ein Kreuz, junge Leute zusammenzukriegen — und alte mag ich nicht!“

Moncade bedankte sich und nahm an.

„Die Vorbereitungen, die Sie hier sehen“, erklärte Allendorf, „sind für das Fest“, und Moncade mußte teilnehmend alles betrachten. Die kleinen Wasserfontäne, die es auf jeder Terrasse gab, wurden in Ordnung gebracht, Blumeneinfassungen hergerichtet; hinter dem Schloßchen wurde der Rasen geschoren und ein Podium für die Musik errichtet; ein wenig tiefer im Park sollte ein Zelt stehen — „und hier, wo die Büsche dichter und die Wege verschlungener werden, kann Cupido meinetwegen Blindkuh spielen“, sagte Allendorf lachend. „Vielleicht stelle ich ihm einen Altar in das Säulentempelchen, das Sie dort oben sehen — er hätte ihn wohl verdient, denn von allen Göttern ist er der einzige, der noch im Kurse steht, eine respektable Leistung, wenn man bedenkt, daß er immer nur das eine kurze, alte Lied singt. Die Menschen sind im Grunde genommen doch recht bescheiden in ihren Ansprüchen.“

Sie gingen zu dem Tempelchen hinauf.

„Eine allerliebste Aussicht“, sagte Moncade, „die schöne Wiese, die sich gegen das Schloß hin senkt, und zu beiden Seiten die Bäume — ein Platz, um Zeit und Gegenwart zu vergessen und sich in das stille Wesen der Natur hineinzuträumen.“

„Sie haben recht“, antwortete der General, „und Sie empfinden so, wie ich es tat, als ich diesen Pavillon bauen ließ; aber das Leben hat mir nur wenig Augenblicke gegönnt, in denen ich träumen durfte. So steht nun alles still da . . . ein wenig unerfüllt, ein wenig zwecklos und im Grunde melancholisch — wie man selber. Genug, daß ich endlich in Frieden und Sonne sitzen und die Blumen sehen darf, diese ewig jungen Blumen . . . denn sind sie nicht immer dieselben? Sie wachsen auf ihrem

Stoße, keine von ihnen trägt einen Namen, sondern sie heißen alle miteinander. Was tut es, ob eine verwelkt? Die nächste blüht im gleichen Augenblick auf.“

„Es ist wie bei den Menschen“, antwortete Moncade. „Vielleicht erscheinen wir dem Auge Gottes ebenso.“ —

Seit er Charlotte alles erzählt hatte, was er wußte und vermutete, war sie noch glücklicher als vorher. Ihre Flucht aus dem Hause des Stadtkantors erschien ihr nicht mehr als ein so großes Unrecht. Sie beschloßen, die Ausöhnung mit den alten Ziehles zu suchen, sobald alles in gehöriger Ordnung sein würde. „Freilich ist bis dahin noch manches Hindernis aus dem Wege zu räumen“, sagte Moncade, „aber ich sehe die letzte Strecke vor uns, und es müßte merkwürdig zugehen, wenn mir jetzt noch der Atem zu kurz würde.“ Noch lag der ehrenwerte Sir Horatio wie ein Drache vor der Pforte zur Zukunft, aber der Drache war aus Gips, man würde ihn schon in die Luft sprengen können.

Am Abend des Gartenfestes mietete Moncade einen Wagen und fuhr mit Charlotte nach Grinzing hinaus.

Es war ein wunderbarer Sommertag gewesen. Über Wien ruhte der Himmel in tiefer Klarheit und schon vom Zittern der Sterne durchschimmert, und auf dieses süße und geisterleichte Tremolo der Dämmerung antworteten wie ein Echo die Zikaden aus den Weingärten, in denen noch die Wärme des Tages atmete.

An der Gartenpforte des Schloßchens standen zwei Jäger mit Windlichtern. Sie kannten Moncade und grüßten respektvoll.

Er ging mit Charlotte, die einen weiten, dunklen Mantel trug, durch das Blumenparterre und den Zauberduft seiner Nachtblüten, dann stiegen sie auf bequemen,

laternengefüumten Treppen langsam von einer Terrasse zur anderen hinauf. Die runden Wasserbecken waren umgeben mit Kränzen aus Lichtern, die in farbigen Glasbechern standen und deren Spiegelungen auf den Bronzeleibern der Putten spielten, die, Fische unter den Armen oder Muscheln am Munde, mattschimmernde Wasserstrahlen in das bunte Dunkel bliesen. Auch auf den Steinbrüstungen der Terrassen waren bunte Lichter gereiht, auf der untersten blaue, auf der zweiten grüne, auf der dritten rote und auf der obersten goldene. Von dort oben klang Musik herab; man sah die Schattenriffe der Gäste vor dem hellerleuchteten Schloßchen, aber auch im stilleren Dunkel der unteren Terrassen wandelten Masken in den Rosengängen.

Charlotte nahm ihr venezianisches Samtwisier vor, dessen Spizen ihr Gesicht bis zum Halse bedeckten.

Oben stand Allendorf, prächtig bestickt, soviel sich erkennen ließ, inmitten eines Walles von Reifröcken und fast verborgen hinter dem anmutigen Zinnenkranz von Frisuren und Puderperücken. Er strahlte und schwitzte in einem Grade, welcher der Schönheit des Festes durchaus angemessen war. Unmöglich, bis zu ihm vorzudringen.

Moncade hatte es nicht eilig. Charlotte sah zum erstenmal in ihrem Leben ein solches Fest und eine so glänzende Gesellschaft; sie war bezaubert und ganz gelöst von dem Eindruck. Ein Liebespaar, das niemand etwas mitzuteilen hatte als sich selber, gingen sie durch die Menge, fanden hier und dort einen stilleren Platz, von dem aus sie zu der Stadt hinunterblicken konnten, über deren Schattenriff, in der dunkelsamtenen Weichheit des Himmels, der Mond hing.

„Bist du noch unruhig?“ fragte Moncade.

„Jetzt nicht mehr“, antwortete sie, „denn dies alles ist so schön, wie ich es nicht einmal geträumt, sondern nur in einem Märchen gelesen habe — und was wäre in einem Märchen unmöglich? Es sollte mich nicht wundern, wenn mein schwarzer Mantel zu Boden fiel und ich mich ganz in Gold und Silber und als Prinzessin darunter fände, und es käme eine gläserne Kutsche, mit acht Schimmeln bespannt, und wir reisten geradeswegs in ein neues Königreich.“

„Wenn man's in die Gegenwart überträgt, so fehlt nicht viel, und es ist wahr!“ sagte er. „Bist du nicht alle die Jahre gewesen wie eine verwunschene Prinzessin? Nie hättest du geglaubt, daß ich einmal den tapferen Prinzen spielen würde. Aber da ist freilich immer noch der Drache — ich denke, er wird nicht übel hinter uns her fauchen, wenn er eines Tages merkt, was geschieht! — Hörst du? Die Musik beginnt hinter dem Schloßchen zu spielen, man wird sich zum Tanz finden, und Allendorf ist gewiß nicht mehr so belagert.“

Sie gingen ihn suchen.

Er stand noch auf dem gleichen Fleck wie vor einer Stunde, aber allein, und vor ihm hielt ein Lakai ein Tablett mit Champagnergläsern, die der General erschöpfte und gewissenhaft austrank, eines nach dem anderen.

„Halt!“ sagte Moncade und trat hinzu. „Hier gilt's, einen Menschen vor der Sünde des Übermaßes zu bewahren — mit Verlaub, Euer Exzellenz!“

Er nahm zwei Gläser und gab eines davon Charlotte. Allendorf leuchtete auf wie ein bengalisches Feuer, in das man noch eine Handvoll Pulver geschüttet hat. „Endlich!“ sagte er. „Sie haben die Belagerung gesehen, die

ich auszuhalten hatte? Immer hab' ich nach Ihnen aus-
geschaut und fürchtete schon, Sie würden nicht kommen;
ich wäre Ihnen ernstlich böse gewesen. Aber was meinen
Sie: Wie läßt sich der Abend an?"

„Über alle Begriffe gut!“ antwortete Moncade und
präsentierte ihm Charlotte, die einen gemessenen Knicks
machte. „Eine Dame, Herr Graf, die sich meinem Schutze
anvertraut hat, obwohl ich — beim Jupiter und bei mei-
ner Ehre! — nicht genau weiß, wer sie ist.“

„Wir werden es zu Mitternacht erfahren“, sagte der
Graf lachend. „Seien Sie aber sicher, gnädigste Frau,
daß Sie sich keinem Besseren anvertrauen konnten! Auf
Ihr Wohl — und auf das Wohl alles Schönen und
Unbekannten, das wir auf unserem Wege treffen!“

Sie gingen der Musik nach.

Auf dem Platze hinter dem Schloßchen wurde schon
getanzt.

Allendorf schlug den Weg zur Anhöhe ein, auf der das
von ihm so geliebte Tempelchen stand, durch das sanfte
Licht versteckter Lämpchen wie eine Erscheinung aus der
Nacht gezaubert. Er sprach mit Moncade und ließ sich
loben. Charlotte ging stumm an Moncades Arm.

Als sie das Tempelchen erreicht hatten, blickte der
General nachdenklich zu der Lichterbuntheit hinab.

„Sie haben recht, mein Lieber“, sagte er mit einem
kleinen Seufzer, „es ist wahrhaftig wie mit den Blumen:
die Jugend bleibt ewig, und das Leben blüht immer —
nur schade, wenn einem davon nichts übriggeblieben ist
als die Erlaubnis, zuzusehen!“

„Die Erinnerung“, antwortete Moncade, „hat den
Vorzug, daß sie alles Nebensächliche und Kleinliche ver-
liert und dadurch Ideale schafft.“

„Freilich, aber dafür verblaßt sie mit jedem Herzschlage mehr und rückt immer ungreifbarer in die Ferne.“

„Sollte das wirklich so ganz wahr sein?“ fragte Moncade mit ernstem Lächeln und sah an dem Grafen vorüber zu dem Tempelchen empor.

Allendorf, eigentümlich berührt, wandte sich und folgte dem Blick.

Er blieb regungslos.

An eine Säule gelehnt stand Charlotte. Sie hatte den dunklen Umhang fallen lassen und das Visier abgenommen und sah über die Männer hinweg in unbestimmte Ferne.

Die Lampen auf den Stufen beleuchteten ihr Antlitz von unten, das ganze Bild bekam dadurch etwas Unwirkliches.

„Elisabeth . . .!“ stammelte Allendorf. „Elisabeth . . .!“

Sie neigte den schönen Kopf und blickte ihn an, ohne zu lächeln.

„Die Vergangenheit gibt ihre Erinnerungen zurück . . .“, sagte Moncade.

Der General war wie versteinert.

„Ich träume — oder Sie können Geister beschwören . . .“

Der andere schüttelte den Kopf. „Es ist das Leben, das immer blüht, und die Jugend, die ewig bleibt. Der Name vergeht wie ein Hauch, aber das Unsterbliche altert nicht.“

Er führte ihn die drei Stufen hinauf, und Charlotte neigte sich vor Allendorf.

„Elisabeth kann ich Ihnen nicht zurückgeben“, sagte Moncade, „so nehmen Sie wenigstens Elisabeths Tochter, die ihren Vater gefunden hat!“



In diesem Augenblick und noch ehe der General ein Wort sagen oder Charlotte in seine Arme schließen konnte, geschah etwas völlig Unerwartetes, mit dem Moncade, so klug er auch alles geordnet, nicht gerechnet hatte.

Aus der tiefen Finsternis der Büsche nämlich löste sich eine lange, dunkle Gestalt, war mit unbegreiflicher Schnelligkeit da und lag ebenso plötzlich zu Charlottes Füßen wie ein schwarzes Seil, das aus der Nacht herabgestürzt ist.

Moncade, zurückgeprallt, rief: „Helf uns Gott, das ist Marjorie Hawkins!“ Er hielt Allendorf fest, der im ersten Schrecken eine Bewegung gemacht hatte, um Marjorie wegzureißen, und sagte rasch: „Elisabeths Dienerin!“

Die Alte blieb liegen, wo sie lag; sie küßte Charlottes Füße, schlug mit den flachen Händen wie rasend auf die Steinplatten des Bodens und keuchte dabei immer wieder nur das eine Wort: „Elisabeth, Elisabeth, Elisabeth!“

Charlotte, die sehr erschrocken war, begriff.

Sie beugte sich nieder und versuchte Marjorie aufzurichten, konnte aber nur erreichen, daß sie sich zu einer sitzenden Stellung erhob, Charlottes Knie fest umklammerte und ihren Kopf dagegenpreßte.

Der General sah Moncade an. „Ein Vierteljahrhundert lang ahne ich nicht, daß ich eine Tochter habe“, sagte er, durch das Groteske des Augenblicks ernüchtert und fast zum Lachen gebracht, „und nun, da ich sie finde, wird sie mir sogleich wieder entrisen! Erklären Sie mir doch nur, wie dieses ehrliche alte Gespenst so plötzlich hier erscheinen kam!“

„Commernacht!“ antwortete Moncade. „Genau weiß ich's auch nicht — aber es ist nun einmal so, und jedenfalls hat sie uns über einen von jenen Momenten hinweggeholfen, die so erfüllt sind von Bedeutung, daß man im Zweifel ist, wie man sich verhalten soll. Meinen Sie nicht auch, Herr General?“

Marjorie stand auf und rückte ihre Haube zurecht. „Wie können Sie mich ein Gespenst nennen, Sir?“ fragte sie.

„Was meint sie?“

Moncade übersetzte. „Was tun Sie hier, Missis Hawkins?“

„Ich bin oben, wo die Mauer aufhört, durch den Zaun gekrochen, um mir das Fest anzusehen, und plöz-

lich kamen Sie, und ich konnte nicht mehr verschwinden. Aber das ist nebensächlich. Dies ist die Tochter Elisabeth! Niemand wird sie mir entreißen!"

Moncade schüttelte lachend den Kopf. „Sie werden verstanden haben, daß dieser Herr ihr Vater ist!"

„Ja, und er sollte sich schämen, der alte Sünder, daß er den armen Engel so lange allein gelassen hat!"

„Ich will das lieber nicht übersehen!" sagte Moncade zu Allendorf. „Hören Sie, Marjorie, ich habe Ihnen schon in London erzählt, daß der General überhaupt nichts ahnte. Das beste ist, Sie machen sich jetzt auf demselben Wege davon, auf dem Sie gekommen sind. Ich verspreche Ihnen, daß ich Sie morgen mit Charlotte besuche."

„Schwören Sie?"

„Ich schwöre."

Marjorie nickte befriedigt, machte einen tiefen Knicks vor Charlotte, küßte ihre Hand und huschte mit der gleichen automatenhaften Pflöchlichkeit ins Dunkel zurück, mit der sie aufgetaucht war. Ihr Benehmen, so verständlich und so gutgemeint es gewesen war, hatte genügt, um die Stimmung für Moncades schöne Szene gründlich zu zerstören.

„Das Schicksal", sagte der General mit einer fast verlegenen Herzlichkeit und zog Charlottes Hand an seine Lippen, „hat offenbar etwas dagegen, daß ich meine Tochter umarme, ja, es fährt mir zwischen die natürlichsten Regungen des Herzens. Sie hätten mich weinen sehen können, Moncade, und ich hätte mich dessen nicht geschämt — aber mir scheint, man muß im richtigen Augenblick weinen oder gar nicht; ich bin nicht der Mensch, der Tränen auf Abruf bereit hat. Und nun

denken Sie: So, wie mir jetzt ums Herz ist, kann ich mich nur noch freuen!“

Er betrachtete Charlotte mit zärtlicher Verwunderung.

„Es ist wohl auch am besten so“, erwiderte Moncade.

„Eine Tochter, ein schönes, erwachsenes, bezauberndes Mädchen — mein Gott, Moncade, bin ich wahrhaftig schon so alt? Sie haben mir in den letzten Minuten viel auf einmal zugemutet, man muß eine gute Gesundheit haben, um das alles zu überstehen.“ Er vermied es — vielmehr er fand nicht die Wendung, Charlotte anzureden. „Ich ahne, daß die Geschichte, deren Schluß Sie mir zu erzählen haben, seltsam genug ist!“

„Sie würden sich Ihren Gästen gewiß nicht so lange entziehen können.“

„Da mögen Sie recht haben. Dieses verwünschte Gartenfest! Sagte ich's nicht: Das Schicksal hat etwas gegen mich. Was machen wir nun, mein Kind?“

Charlotte, endlich ins Gespräch gezogen, antwortete: „Ich wage kaum, Sie Vater zu nennen, Herr General. Auch mir hat Moncade erst vor wenigen Tagen das Geheimnis offenbart, und noch ist nicht alles geklärt.“

„Deine wunderbare Ähnlichkeit mit Elisabeth —“

„— könnte täuschen. Lassen Sie uns das Geheimnis auch jetzt noch bewahren, wenigstens bis morgen, wo wir alles in Ruhe besprechen können.“

„Ein kluges Mädchen, Moncade! Sollte sie das von mir haben?“

„Ich fürchte, man vermißt Sie bereits“, sagte der Hauptmann und wies zu den Tanzenden hinab.

Er ließ Vater und Tochter vorausgehen und folgte ihnen nachdenklich und mit dem Gefühl, daß die Welt auf alle Fälle unvollkommen sei. —

Die Karawane der Davies hatte die Alpen überschritten und ließ sich zunächst in Venedig nieder. Faustina Hassé erklärte dies für das vorteilhafteste: Hier wohnten ihre Freunde und Verwandten, hier hatte sie selber ihre größten Triumphe gefeiert — sie verschwieg freilich, daß dies schon mehr als dreißig Jahre her war —, hier sei das Publikum am kunstverständigsten und fortgeschrittensten. War es nicht durch den großen Lustspieldichter Goldoni dazu erzogen worden, in der Kunst etwas anderes zu sehen als nur einen groben Zeitvertreib? Und nirgends anders als im Teatro San Samuele, das damals Herrn Grimaldi gehört und wo Goldoni die ersten Erfolge in seiner Vaterstadt gehabt hatte, sollte Cecilie auftreten. Oh, Faustina würde das alles einzurichten wissen. Faustinas Ankunft, ihr Name, ihr Ruhm würden genügen, die Venezianer etwas Außerordentliches erwarten zu lassen, und Faustina würde alle Widerstände, alle Intrigen einfach zu Boden walzen.

Während sie dies auf der Überfahrt von Mestre zum hundertsten Male und mit einem ungeheuren Aufwand an Worten und Gesten dartauf, nickte Edward Berwick in stiller Wehmut. Er glaubte nicht alles, aber der Ausdruck „walzen“ erschien ihm durchaus angebracht: Während der Reise über die Alpen hatte er das Gewicht von Faustinas Persönlichkeit genauer kennengelernt, als ihm lieb war.

Aus der engen Kutsche befreit, hatte er sich aufatmend an den Bug des Schiffes gesetzt, während Faustina hinten am Stern thronte, unaufhörlich aß und redete und sich benahm, als sei sie wenigstens die Königin von Saba, die zu Besuch bei König Salomo fuhr.

Als die Barke an der Piazzetta anlegte, machte er die

erbitterte und laut verwunderte Bemerkung, ob es nicht unerklärlich sei, daß der Doge nicht schon längst zum Empfang dieser größten Tochter Venedigs dasstehe?

Faustina warf ihm einen giftigen Blick zu. Sie haßte ihn, wie sie alles haßte, dem das Theatralische fehlte. Sie konnte schimpfen wie ein Gondoliere, aber gegen die stille Ironie in Edwards ganzem Wesen war sie wehrlos. Das Laute war ihr Element, deshalb hatte sie eine gründliche Abneigung gegen alles Schweigsame und Zarte — auch Marianne war ihr unheimlich und wurde von ihr mit einem opernhast tremolierenden „Poveretta!“ abgefan.

Marianne ertrug es mit Haltung, daß Faustina sie so beiseitesetzte. Vielleicht bemerkte sie es überhaupt nicht. Während der ganzen Reise hatte sie still und blaß in ihrer Ecke gesessen, fast ohne Teilnahme für die Gesenden, durch die man kam. Cecilie dagegen, von Faustina gleichsam angesteckt und schon mitten in Bühnenfahrwasser, nützte neuerdings jede Gelegenheit, ein bißchen Theater zu spielen; sie war laut, ekstatisch und immer auf Wirkung bedacht, nichts war ihr lieber, als wenn die Leute auf sie achteten. Edward und nicht weniger Marianne hatten deshalb auf jeder Poststation Qualen gelitten, und so war die Reisegesellschaft allmählich in eine Stimmung geraten, die an stummer Gereiztheit mehr in sich trug, als auf die Dauer gut sein konnte.

Nun aber, da man am Ziel und nicht mehr in den Kutschen zusammengepreßt war, schien sich der Druck ein wenig zu mildern. Während der nächsten Tage mußte selbst Edward erkennen, daß Faustina mit großer Schwungkraft und Umsicht alles tat, was zur Vorbereitung von Cecilies Debüt dienen konnte. Sie mietete

eine hübsche Wohnung — soweit es derlei in Venedig überhaupt gab —, frommelte wirklich alle ihre Freunde zusammen, führte Verhandlungen mit dem Direktor des Teatro San Samuele, ließ gedruckte Zettel verteilen, empfing Besuche — Besuche von morgens bis abends!

Edward, der im Gasthause wohnte, mißbilligte gerade diese Besuche aufs heftigste. Er wußte, daß Marianne vor allem Ruhe brauchte, und die entseßliche Faustina machte einen Wirbel um sie, gegen den ein Jahrmarkt eine Totenfeier gewesen wäre. Und da einstweilen noch Marianne die Berühmte und Cecilie die Unbekannte war, so mußte Marianne nachmittags und abends ein Harmonikakonzert in ihrer Wohnung geben. Gelegenheit, Cecilie langsam in den Vordergrund zu schieben! Sie tat es um ihrer Schwester willen, aber ihre Gesundheit und der gestörte Zustand ihres Gemütes wurden dadurch nicht besser.

Edward machte den Versuch, sie gegen diese unsinnige Ausnützung zu schützen, aber das mißlang völlig.

Mariannes Vater, bei seiner Neigung zur Prahlerei von Faustinen entzückt und zudem meistens in irgendeiner Weinkneipe, verstand überhaupt kaum, was Berwick wollte, und verwies ihn an das Riesenweib. Edward ging mit dem Mut des Verzweifelten auf sie los und wäre fast geprügelt worden.

Sie brüllte wie ein Drak und verwüstete das erreichbare Mobiliar, drohte mit der Polizei — wobei es freilich unklar blieb, was die Polizei der Republik Venedig in diesem Falle zu tun gehabt hätte — und zwang ihn zu einem Rückzug, der bis an die Stubentür reichte und dann, als im Treppenhaus harte Gegenstände hinter Edward herslogen, zur Flucht wurde.



Dies geschah wenige Stunden vor Cecilies erstem Auftreten als Primadonna in der Oper „Caractacus“, und Faustina vergaß völlig, daß Edward dem Direktor des Theaters einen Beutel voll Dukaten gezahlt hatte, damit dieses erste Auftreten zustande kam.

„Weinet nicht, Kinder!“ schnaubte die Ungeheure, als sie, in der Haltung eines siegreichen Cäsars, wieder in die Stube trat. „Krach vor dem Debüt? Das beste Vorzeichen, das es gibt! Ich hätte ohnehin Krach gemacht. Krach unter allen Umständen, und wenn es mit mir selber gewesen wäre. Aber daß ich auf diesen sauren Engländer losgehen konnte, war mir natürlich lieber.

Hilf mir jetzt beim Anziehen, Cecilie! Ich werde in der vordersten Loge sitzen und aussehen wie die Kaiserin von Rußland!"

Marianne benutzte die Gelegenheit, aus der Reichweite von Faustinas Stimme zu verschwinden. Ihr armer Kopf mußte Ruhe haben.

Als sie aus dem Hause trat, stand Edward Berwick da, blaß vor Erbitterung. Zum erstenmal, seit sie ihn kannte, war er völlig ohne den kühlen Panzer seines Spottes.

Er stürzte auf sie zu. „Was sagen Sie zu dieser Frau? Ich weiß, daß ich ohne Zweck in der Welt lebe — aber sollte man dieses Vieh nicht totschiagen? Jetzt wäre ich dazu imstande!"

„Woher wollen Sie die Armee nehmen, um sie einzukreisen?“ fragte Marianne achselzuckend. „Und selbst dann würde sie durchbrechen, sie ganz allein, wie eine Herde wilder Büffel. Nein, derlei Feldzüge sind nichts für uns, mein armer Freund. Sie tun mir wahrhaftig leid — fahren wir ein wenig spazieren?“

Noch nie hatte sie ihn darum gebeten, noch nie Zeit gehabt, wenn er sie einlud.

„Marianne!“ sagte er und gab ihr den Arm. „Ist dies nicht wie der herrliche Augenblick, wenn die Sonne nach einem Gewitter auf das tropfenglikernde Land lächelt? Ein Regenbogen spannt sich vor das vergangene Grauen, und die Welt leuchtet in doppelt friedlichem Entzücken!"

Schweigend stieg sie in die Gondel.

Der Schiffer bog in den Großen Kanal hinaus und schlug dann die Richtung in die freie Lagune ein, nach Malamocco. Dogenpalast und Markusturm, vom Licht

der Nachmittagssonne umgoldet, blieben sanftglänzend zurück, die Gondel glitt lautlos über den Spiegel des stillen Wassers, auf dem hier und dort das helle Segel eines ausfahrenden Fischerbootes ruhte.

„Heiliger Frieden!“ sagte Edward, halb schwermütig, halb schon wieder mit der alten Selbstverspottung. „Keine Colfeggien, kein gestauter Atem, der dann in endlosem Triller aus Faustinas zarter Brust perlt! Nur die Stille klingt, ein Wiegenlied aus den Gedanken Gottes. Beneidenswerte Fischer! Weshalb leben nicht auch wir so?“

„Ja, weshalb!“ sagte Marianne, und ihr Auge war in der Ferne verloren.

„Sehen Sie das kleine Haus dort auf dem Inselchen? Wer hindert uns, es zu kaufen und da zu leben, wenn wir wollen?“

Ihr Blick kehrte aus dem Unbestimmten zurück, ernsthaft sah sie Edward an. „Sie sollten mir das Leben nicht schwerer machen, als es ist. Vieles, ach, alles hindert mich daran! Ich habe niemals mir selber gehört — das ist mein Schicksal. Nur meine unerfüllbaren Wünsche gehören mir — ein verzweifelter Besitz, Edward! Es gibt Menschen, die als Enterbte des Glücks geboren sind!“

„Aberglaube!“

„Sie dürfen mich nicht falsch verstehen“, sagte sie und lehnte sich müde zurück. „Es ist freilich wahr: in dem Villino dort drüben läge für viele das Paradies. Nicht für mich. Enterbte des Glücks, das heißt: was man möchte, liegt im Unerreichbaren, und was erreichbar ist, das wünscht man sich nicht. Unglücklichsein ist für mich

nicht Schicksal, sondern Wesen. Damit muß ich mich abfinden. Aber niemand kann mir zumuten, damit zufrieden zu sein!“

„Aberglaube, Marianne!“

„Wirklich?“ fragte sie, sonderbar lächelnd. „Und Sie? Geht es Ihnen denn anders? Sie tadeln mich, ohne zu merken, daß ich Ihnen einen Spiegel vorhalte. Wir sind auf demselben Stocke gewachsen, Edward, tief im Schatten — wollen Sie verlangen, daß eine Pflanze die Bahn der Sonne ändert, um ins Licht zu kommen? Ach, die Sonne ist immer die Stärkere und geht mitleidlos ihren Weg. Man hat uns an die falsche Stelle gesät, wir können nicht davon los — und das Schlimmste ist, daß wir diese Stelle insgeheim lieben.“

„Sie sollten nicht so reden, denn Sie tun mir damit sehr weh.“

„Ich tue Ihnen immer weh, das weiß ich. Warum lassen Sie mich denn nicht in meiner ganzen Armut allein?“

„Weil ich Sie liebe!“ antwortete er ruhig.

Das Mädchen schwieg lange. Endlich sagte sie: „Denken Sie daran, daß ich krank bin, kränker, als irgend jemand weiß! Es ist zu spät. Wissen Sie, daß ich seit vielen Wochen kaum schlafe? Meine Nerven sind durchaus zerrüttet. Eines Tages werden sie zerfallen wie verrostete Drähte, ich fühle das.“

„Aber es ist nicht zu spät, Marianne! Sagen Sie ein Wort, und Ihr Leben ändert sich von Grund auf. Heute abend ist das Debüt Ihrer Schwester — niemand wird bemerken, daß Sie nach dem ersten Akt das Theater verlassen, und morgen früh haben wir die Grenzen der Republik hinter uns. Erlauben Sie mir, daß ich Sie

irgendwohin begleite — nach Rom oder nach Spanien . . .“

Marianne sah ihn an und schüttelte den Kopf.

„Sie verschweigen mir etwas!“

„Ja, ich verschweige Ihnen etwas. Und deshalb wollen wir gar nicht mehr über diese Dinge reden. Sagen Sie dem Schiffer, daß er umkehren soll. Es wird Zeit, daß wir uns für Cecilies großen Abend fertigmachen.“

Das Teatro San Samuele war ausverkauft, dafür hatte Faustina gesorgt.

Sie selber thronte in der vordersten Loge, eine Gehenswürdigkeit für sich. Ihre Frisur glich einem gepuderten Turm, aus dem ziegelrote Straußfedern wie das Mündungsfeuer von Kanonenschüssen herausfuhren. Von den Ohren tropften falsche Diamantgehänge zu den nackten Schultern herab, und auf dem ungeheuren Dekolleté glitzerte ein breiter Strom von ähnlichen Kostbarkeiten. Dazu hatte sie sich kalkweiß und apfelrot geschminkt und baute vor dem ganzen Pomp ihrer Erscheinung einen riesigen Fächer auf, der infolge der Mächtigkeit des hinter ihm Stehenden unaufhörlich und in der bedenklichsten Weise schwankte, dann überwältigt umsank und den staunenswertesten Anblick freigab — bis ihn Faustina wieder aufrichtete und das erregende Spiel von neuem begann.

Da sie den ganzen vorderen Teil der Loge ausfüllte, so blieben Davies, Marianne und Edward, kaum sichtbar und durchaus nebensächlich, in der Dämmerung des Hintergrundes.

Der Kapellmeister hob den Taktstock, und nachdem das Vorspiel verklungen war, erschien Cecile auf der Bühne.

Obgleich sie eine tragische Heldin darzustellen hatte, war sie auf das niedrigste gekleidet und geschnürt, trug eine Rose im Haar und stand in den entzückendsten seidnen Stöckelschuhen, die sich in Venedig hatten aufreiben lassen. Ihre Blondheit, die auch durch Puder, Schminke und Rampenlicht hindurchschimmerte, die rundliche, fremdartige Zierlichkeit ihres Wuchses und das aufreizend Kindliche, das in ihrem Wesen lag, wirkten, noch ehe sie einen Ton gesungen hatte.

Der Maestro dämpfte das Orchester. Cecilie begann ihre große Auftrittsarie, in der sie den verlorenen Geliebten beklagte.

Faustina war eine wunderbare Lehrmeisterin gewesen. Aus einem noch verhüllten Anfangsrezitativ entwickelte sich, gleichsam wie bei einer intonierenden Nachtigall, Klang und Melodie, immer heller, strahlender und reiner, mit der sichersten Natürlichkeit gebracht, schließlich in verwegener Selbstbefreiung hochklimmend und auf der erreichten Höhe hinschwebend — endlich wie das Auf- undniedersteigen eines silbernen Brunnenstrahles in Korallurgängen und Trillern von zauberhafter Klarheit und als Abschluß ein so himmlisch hingehauchtes Pianissimo, wie man es selbst in Venedig noch nicht gehört hatte.

In einem andern Lande wäre es vielleicht unklug gewesen, daß eine Sängerin schon in diesen ersten Minuten alles zeigte, was sie konnte — aber Faustina verstand sich auf die Venezianer: Mißtrauisch und spottfüchtig, wie sie waren, zumal gegen eine Fremde, mußte man sie beim ersten Ansturm über den Haufen rennen. Und das war der kleinen Cecilie in einem Maße gelungen, vor dem sie nun fast selbst erschraf.

Das Theater brach los wie der Donner nach einem blendenden Blitz. „Bis! Bis!“ — Wiederholung wurde verlangt und von Cecillie nach einem Dutzend der tiefsten Knickse gegeben.

Jetzt, freigesungen bis in die letzte Nerven Spitze und schon aufwärtsgerissen vom Beifall, war sie womöglich noch besser als das erstemal. Seit Faustinas eigenen Triumphen hatte Can Samuele keinen solchen Sieg erlebt!

Der unglückselige Tyrann Caractacus, der in den Kulissen stand, von einem Fuß auf den andern trat und das Zeichen erwartete, um mit finsternem Groll auf die Bühne zu stürzen, hätte inzwischen wenigstens drei ausgiebige Wutanfälle haben können. Als er nun endlich erscheinen durfte und als die Handlung, soweit davon die Rede war, weiterging, blieben alle Personen außer Cecillie völlige Nebensache. Sie hätte ebensogut die Preise vom gestrigen Kornmarkt oder den Küchenzettel singen können — man achtete weder auf den Sinn noch auf Handlung, ach, man wollte überhaupt nichts weiter als das süße, von himmlischer Reinheit beseelte Flöten dieser Stimme!

„L'Inglesina!“ tobte die Galerie.

Die kleine Engländerin war in einer Stunde zur Königin von Venedig geworden.

Seit diesem Abend kam das Leben der Schwestern in einer absonderlich unfaßbaren Weise immer mehr auf die Bahn des Unwirklichen. Sie fühlten es, aber sie konnten nicht davon sprechen; denn es ließ sich kaum mit Worten bestimmen, und nur wenn sie in einer der ganz lautlosen Nächte Venedigs im Bett lagen, fand sogar Cecillie bisweilen keinen Schlaf, versuchte zu grübeln, gab

es auf, starrte zu dem Fensterviereck hinüber, in dem der Sternenhimmel stand, und atmete bedrückt.

„Marianne?“

„Ja?“

„Du schläfst also auch nicht?“

„Du weißt, daß ich fast nie schlafe. Was gib't's?“

„Mir war so, als fürchtete ich mich . . .“

„Wovor?“

„Nein, ich fürchte mich nicht, aber ich habe Angst!“

Und als Marianne schwieg: „Wenn ich denke, wie unser Dasein geworden ist . . .! Wenn ich an Long Acre zurückdenke, an die armselige kleine Wohnung, an die vielen Musikstunden, und wie wir mit Kinderfingern unsere Kleider nähten und dazwischen eine Art Mittagessen kochten, und das Küchenfenster mußten wir schließen, weil der ganze Abfallgestank vom Hof hereinkam. Und dann war wieder einmal kein Pfennig Geld im Hause! Und wir wußten kaum, daß es Wiesen und Bäume gab! Es war ja gewiß nicht schön, nein — aber sonderbar: ich denke doch gern daran, und dann kommt es mir manchmal vor, als wären wir damals sehr glücklich gewesen! Du darfst mich aber nicht anlachen, Marianne!“

„Ach nein, ich lache dich nicht aus.“

„Gehst es dir ebenso?“

„Vielleicht!“

„Ja . . . wirklich sonderbar! Wenn ich's nur so sagen könnte, wie mir zumute ist. Aber das Denken, weißt du, war niemals meine starke Seite. Mir ist, als wäre dies alles nur ein Traum, den man zwar sehr lebhaft träumt, aber im abseitigsten Winkel des Gehirns ist doch noch das Bewußtsein, daß es sich eben um einen Traum handelt. Verstehst du, was ich meine?“

„Recht gut! Ja, und ich weiß, was du weiter sagen willst.“

„Wahrhaftig? Nun, dann sag du es, du kannst es gewiß besser.“

„Man träumt also und denkt dabei: Ach, wie schön ist doch dies alles, genau so, wie ich es mir schon immer gewünscht habe . . . Aber ich bilde mir natürlich nicht ein, daß es Wirklichkeit ist, o nein, sondern ich weiß recht wohl, daß ich aufwachen und als ein armes kleines Mädchen in meiner Kammer in Long Acre liegen werde, und dann werde ich gewiß schrecklich traurig sein, daß der Traum nun vorbei ist . . . Infolgedessen — denkt man im Schlafe — wäre es vielleicht besser, ich träumte überhaupt nicht, und dieser ganze Traum, der mir jetzt so schön erscheint, ist in Wahrheit ein abscheulicher Traum, der mich sehr unglücklich machen wird!“

„Ja!“ sagte Cecilie mit einem Schauer in der flüsternden Stimme. „Ja! Genau so ist es!“

„Dann aber“, fuhr Marianne fort, „geht der Traum eben doch weiter. Cecilie Davies ist eine bewunderte Sängerin; die Leute jubeln ihr zu; sie tritt in einer seltsamen Stadt auf, in der es weder Pferde noch Wagen gibt, sondern wo dunkle Gondeln wie im Schlaf über das Wasser und an Palästen vorbeigleiten; Cecilie ist nicht mehr das arme Kind von Long Acre; Blumen, Süßigkeiten, schöne Kleider und Schuhe, Schmuck, Goldstücke — alles hat sie, und auch zu den Palästen blickt sie nicht mehr sehnsüchtig hinauf, denn sie weiß recht genau, wie sie innen aussehen . . . denn die reichen, vornehmen Herren, die in diesen Palästen wohnen, liegen ihr zu Füßen und geben große Feste ihr zu Ehren, und Cecilie trinkt Champagner, sie tanzt und lacht und ist abends fast

nie daheim, ja ... Und dann ist sie natürlich stets verliebt, und manchmal, wenn ihre Schwester morgens aufwacht, ist Cecilie überhaupt nicht nach Hause gekommen. Und dann erscheinen der Gesandte des Herzogs von Parma und der Gesandte des Königs von Neapel und laden sie ein, bei Hofe zu singen, und das wird sie tun ... Ja, so geht der Traum weiter. Aber ... Cecilie?"

Sie lauschte.

Unten am Hause gluckste das Wasser leise in den ausgewaschenen Mauerfugen. Cecilie atmete tief und ruhig.

Marianne stand auf, zündete die Kerze an und trat vor das Bett ihrer Schwester.

Cecilie war eingeschlafen. Ein glückliches Lächeln lag auf ihrem runden Kindergesicht. Sie träumte.



Siebentes Kapitel

„Sun Sie es nicht!“ sagte Moncade. „Ich habe Horatio Berwick zwar nie gesehen, aber ich kenne ihn gut genug und weiß, daß dabei nichts herauskommen wird als eine unangenehme Stunde für Sie, Herr Graf. Sie werden sich ärgern, ein Wort gibt das andere. Sir Horatio ist schlauer als wir alle zusammen — und schließlich erfährt er, was er wissen will und was Sie nicht verraten dürfen. Was dann? Es ist wie bei einem Wettrennen. Die Pferde liegen Kopf an Kopf; soll das unsere noch dicht vor dem Ziel den Fuß brechen? Mir wird nicht geheuer, wenn ich daran denke.“

Aber der gute Allendorf blieb hartnäckig. Er war ein Ehrenmann und konnte sich nicht vorstellen, daß diese Eigenschaft keine Empfehlung bedeutete. Überdies gedachte er, ein Vierteljahrhundert zu spät, dem Gesandten Seiner Britischen Majestät einige Wahrheiten zu sagen, nötigenfalls in einer höchst unmißverständlichen Weise. Nein, Moncade stieß mit seinen Warnungen auf entschlossenen Widerstand.

„Ich werde ihn zwingen, seine Sünden wieder gutzumachen!“ sagte Allendorf und legte die Linke an den Goldgriff seines Paradedegens, denn er hatte Gala angezogen. „Vergessen Sie doch nicht, daß er nicht als Privatmann, sondern als Minister in Wien ist und schon deshalb alles vermeiden muß, was wie ein Skandal aussieht. Poß Bomben, ich werde ihn klein kriegen! Hier auf dieser Stelle soll er seine Nichte mit aller Höflichkeit begrüßen! Und was Sie da von Verplappern reden! Halten Sie mich vielleicht für einen Dummkopf, Moncade?“

„Einem Lumpen gegenüber ist ein ehrlicher Mann stets ein Dummkopf.“

Aber der General zog die weißen Stulphandschuhe an und stiefelte davon.

Mit dem Herbst war endlich Sir Horatio Bervick gekommen und in das Haus der englischen Gesandtschaft eingezogen. Wenn er noch etwas zu lernen gehabt hatte, so hatte er es in Paris gelernt. Er war olympischer denn je, überwältigend und freundlich, und erinnerte sich seines gichtischen Fußes nur dann, wenn es ihm geraten schien, den Leidenden zu spielen. Von den Abschätzungen seines Reichthums lebten die Wiener Barbierstuben mehrere Wochen lang. Die jagdrotten Röcke seiner Lakaien, der federnde Schritt seiner von Englands Weiden mitgebrachten Pferde waren jedem bekannt, aber nur die Auserwähltesten durften sich rühmen, von ihm eingeladen worden zu sein zu einem jener märchenhaften Essen, für die er sich ein halbes Duzend Oberköche aus Paris verschrieben hatte.

Dies alles war für die Zuschauer bestimmt. Daß Sir Horatio im übrigen ein guter Diplomat und ein noch besserer Kaufmann war, wußten nur wenige, und auch die erkannten nur einzelne Teile seiner Tätigkeit; sogar die Beamten, die er in den Gesandtschaftsbüros vorfand und die er mit größter Höflichkeit behandelte, hatten niemals einen geringeren Überblick über die Geschäfte gehabt als jetzt; ihr neuer Chef arbeitete die Nächte hindurch, erledigte alles, was einigermaßen wichtig war, selber und stützte sich dabei eigentlich nur auf einen einzigen Vertrauten, der ein Muster ängstlicher Schweigsamkeit war und Hawlins hieß — ein Männchen, das mit seinem schüchternen Wesen und seiner inneren und

äußeren Abgeschabtheit viel eher auf den Kontorbuch eines Londoner Rechtsanwaltschreibers gepaßt hätte als an die Seite einer so gewaltigen Persönlichkeit. Aber große Männer pflegen ihre Schrullen zu haben. War nicht auch der österreichische Staatskanzler Fürst Kaunitz ein Sonderling?

Seine Exzellenz der General Graf Allendorf stand, blühend in Weiß und Gold, mitten in einem wunderschönen Empfangsraum, auf dessen französischen Möbeln das Herbstsonnenlicht blinkte, als Seine Exzellenz der britische Gesandte Sir Horatio Berwick — nachdem er den Besucher eine schickliche Zeit hatte warten lassen — erschien.

In der That, Sir Horatio erschien im besten Sinne des Wortes, denn die Sonne schickte gerade einen entweder von ihr oder von ihm wohlberechneten Strahl in die Türöffnung, welche die Ehre hatte, seiner eintretenden Person als Rahmen zu dienen. Auf seine Schultern rollten majestätisch die Locken einer Allongeperücke, wie man sie nur noch am Hof in Versailles trug. Er sah großartig und vortrefflich aus, und es wirkte daher um so ergreifender, daß ein solcher Mann sich in aller Form entschuldigte, weil er den Besucher nicht sogleich habe empfangen können. Aber die Geschäfte seien unzählig, eines immer wichtiger und eiliger als das andere, und sie erforderten die gewissenhafteste Behandlung, da man sich seiner Verantwortung voll bewußt und immer bemüht sei, die Freundschaft zweier von jeher so eng befreundeter Länder — — indessen bestehe nicht der mindeste Zweifel, daß auch der Besuch Seiner Exzellenz von großer Wichtigkeit sei, wiewohl Sir Horatio sich augenblicklich von seinem sonst nicht üblen Gedächtnis

im Stich gelassen fühle, denn die Angelegenheit, in welcher er die Ehre dieses Besuches —

„Diese Angelegenheit ist Ihnen, wie ich vermute, noch unbekannt“, sagte Allendorf und hieb damit, einem Herkules vergleichbar, dem Geringel der Berwick'schen Ansprache einige Köpfe ab, die freilich sofort wieder nachwuchsen.

Unbekannt? Nun, erwiderte Sir Horatio, mit um so größerem Interesse werde er davon hören!

Beide setzten sich. Horatio redete noch immer, ließ kein Auge von dem General und versuchte darüber ins reine zu kommen, mit welcher Art von Mensch er es zu tun hatte. Vielleicht handle es sich um militärische Dinge? Nein? Dann vermutlich um eine Sache des Kaiserlichen Hofes? Oder etwa —

Auch dieses Duzend Köpfe fiel. Allendorf sagte: „Die Dinge, über die ich mit Ihnen zu sprechen habe, sind durchaus privater Natur.“

Horatio verspürte bei diesen Worten, noch mehr bei dem Ton ein gewisses Unbehagen und lächelte insof dessen um so strahlender.

„Privater Natur? Sehr gut. Desto besser. Denn wie selten, Excellenz, hat man Gelegenheit, einmal Mensch zu sein, nur Mensch!“

„Sehr richtig!“ sagte Allendorf. „Aber ich werde Ihnen diese Gelegenheit geben.“

Berwick, immer stutziger, blickte nach der Thür. „Ich vermute, daß im Vorzimmer der eine oder andere Besucher wartet. Es ist nicht nötig, daß irgend jemand etwas von unserem Gespräch hört. Vielleicht gehen wir in den Raum nebenan?“

Der General folgte bereitwillig in ein kleines und

weniger pompöses Zimmer, das für private Gespräche mehr geeignet war.

Auch Sir Horatio war hier weniger pompös. „In Geschäften also?“ fragte er und hätte um ein Haar sein altes Augenzwinkern gehabt.

„Nicht eigentlich. Es handelt sich zunächst um Ihre Schwester Elisabeth Berwick.“ Der General feuerte diesen Schuß ohne jede Warnung ab, und er traf Sir Horatio mitten ins Gesicht, dessen olympische Heiterkeit wie eine zertrümmerte Gipsmaske herabzubröckeln drohte.

„So —!“ sagte Horatio. Und nach einer Weile: „Aber meine Schwester ist tot. Schon an die fünf- und zwanzig Jahre.“

„Ich bedaure dies wahrscheinlich mehr als Sie.“

Berwick warf ihm einen schiefen Blick zu, den Blick des Fuchses, der sich für den Bruchteil einer Sekunde nach seinem Verfolger umwendet. „Sie waren mit ihr bekannt?“

„Allerdings!“

„Ich muß Ihnen gestehen“, sagte Horatio und ging auf und ab, „daß ich . . . daß ich nicht erwartet hätte, über . . . gerade über diese Angelegenheit etwas zu hören. Meine Beziehungen zu Elisabeth Berwick waren schon zu ihren Lebzeiten nicht sehr gut, nein, nicht immer sehr gut. Vollends nach ihrem Tode —“

„Von ihrem Tode haben Sie bis vor einigen Jahren nichts gewußt, und erst Poakridge —“

„Poakridge?“ Berwick fuhr herum und starrte ihn böse an. „Sagten Sie wirklich Poakridge? Das ist — das ist ja eigentümlich!“ Wieder blickte er nach der Tür. „Kommen Sie in mein Kontor, General!“

Der britische Gesandte hatte ein Kontor?

Allendorf lächelte im stillen, als er die kleine Stube betrat, in der nichts mehr an den Repräsentanten Englands erinnerte. Ein Stehpult, ein großer Schreibtisch, ein halboffener Aktenschrank, zwei abgewetzte Lederstühle — seltsame Rückseite einer prächtigen Theaterdekoration!

Noch seltener jedoch war, was Sir Horatio tat. Ohne Allendorf, der an der Tür stehengeblieben war, zu beachten, ging er ein paarmal die wenigen Schritte durch die Stube hin und her, trat ans Fenster und frommelte an die Scheibe, wandte sich um, griff irgend etwas von der Schreibtischplatte auf und legte es wieder hin, und



dann, völlig in einem Netz von Gedanken, zog er seinen schönen braunen Rock mit den Diamantknöpfen aus, hängte ihn an den Nagel und fuhr in einen uralten Flanellschlafrock. Dann setzte er sich in den Lehnstuhl vor dem Schreibtisch.

Allendorf, ohne weiter zu fragen, rückte einen Stuhl heran und setzte sich ebenfalls. „Poctridge ist Ihnen sehr ungelegen verbrannt, Sir Horatio“, sagte er, „denn er hatte nicht nur den Totenschein Ihrer Schwester, sondern auch die Geburtsbestätigung des Kindes, das Elisabeth —“

„Davon wissen Sie?“

„Ja.“

„Das Kind lebt?“

„Ja!“ sagte Allendorf knapp und erinnerte sich an Moncades Warnung.

Sir Horatio beförderte mit der Rechten ein rotbaumwollenes Taschentuch aus den Abgründen seines Schlafrocks, während er mit der Linken die majestätische Perücke abnahm und sie auf den Rand des neben ihm stehenden Papierkorbs legte, in dem sie sofort und mit leise gleitendem Geräusch verschwand. Dann wischte er sich über den kahlen Schädel. „Die Beweise?“ fragte er.

Allendorf vermied eine gerade Antwort. „Das Kind wurde, wie ich bestimmt erfahren habe, von einem Kanforsehpaar aufgenommen und lebte zuletzt in einem sächsischen Städtchen.“

Berwick sah ihn an, und in seinem Blick bereitete sich etwas vor. „Lebte? Also jetzt nicht mehr?“

Der General, der eine drohende Gefahr witterte, lud eine Breitseite. „Nun“, sagte er, „wir wollen nicht mehr lange umeinander herumreden. Elisabeths Kind,

Sir, ist meine Tochter! Ich wußte es bis vor kurzem nicht, aber jetzt weiß ich's. Das Mädchen hat vor einigen Monaten das Haus ihrer Pflegeeltern verlassen —“

„Ah! Verlassen?“ fragte Berwick. „Sie wollen wahrscheinlich sagen ‚verschwunden‘, wie?“

Allendorf schwieg.

Horatio kniff die Lippen zusammen. Diese Wendung der Sache gab ihm einen großen Teil seiner Sicherheit zurück. „Ich bin darauf gefaßt, Sir, daß Sie natürlich mir die Schuld an diesem Verschwinden geben? Jedenfalls habe ich sie umgebracht?“

„Sie hat sich von einem jungen Menschen entführen lassen.“

„Ein Liebesroman also?“

„Vermutlich...“, erwiderte Allendorf zögernd; ihm dämmerte die Erkenntnis, daß er sein Pulver bereits ziemlich verschossen habe.

Sir Horatio steckte das Taschentuch ein. Er brauchte es nicht mehr. Die Krisis war überwunden. „Mein lieber Herr“, sagte er, „was erzählen Sie mir da eigentlich — und weshalb erzählen Sie es? Ja, ja, ich frage: Weshalb? Antworten Sie bitte ohne Winkelzüge.“

Dem General schwoll die Stirnader. „Sagten Sie wirklich ‚Winkelzüge‘, Sir?“

„Nein. Ich sagte: Ohne Winkelzüge.“

Allendorf schluckte an seinem Zorn. „Gut. Ich bin gekommen, um Sie aufzufordern, dem Mädchen alles das zurückzugeben, was der Mutter gehörte und was Sie sich angeeignet haben. Ich will nicht untersuchen, auf welche Weise. Ich will es noch nicht untersuchen, Sir! Als Elisabeth starb, hätte sie Unrecht gehabt auf einen ganz bestimmten Teil des Berwickschen Vermögens,

sagen wir ein Drittel oder die Hälfte, darüber würde man sich einigen können. Sie werden also die Güte haben, das Mädchen als Erbin anzuerkennen, mit deren Eigentum Sie gearbeitet haben und das insolgedessen entsprechend zu verzinsen und um den Gewinnanteil zu vermehren ist."

Horatio nickte. „Ein ausgezeichnete Gedanke, ein vor-
trefflicher Abschluß der Sache!"

Allendorf, der auf eine höhnische Abweisung gefaßt gewesen war, sah sich plötzlich ratlos vor einer offenen Tür und zögerte mißtrauisch, die Schwelle zu überschreiten.

„Weshalb sagen Sie nichts?" fragte Berwick, mild erstaunt. „Sie hören ja, daß ich bereit bin, auf Ihren Vorschlag einzugehen! Selbstverständlich setze ich voraus, daß Sie mir zunächst alle amtlichen Urkunden als Beweise vorlegen und daß ich sie genau prüfe und für richtig finde. Ihren Generalsrang in Ehren, aber wo es sich um derartige Summen handelt, werden Sie niemandem in der ganzen Welt zumuten können, daß er sich auf eine bloße Erzählung verläßt! Sie begreifen das gewiß."

„Urkunden...?" fragte Allendorf, und damit verlor er die Partie, genau nach Moncades Prophezeiung. Berwick, nachdem er sich vom ersten Schrecken erholt, hatte ihn spielend bis zu dem Punkte seines schwächsten Widerstandes hinmanövriert. Es war ein Versuch gewesen, aber er gelang glänzend. Sir Horatio hörte sofort, daß diese Seite der Angelegenheit nicht in Ordnung war. Er wußte genau, was Allendorf ihm nicht sagen konnte und wollte: daß nämlich alle Nachforschungen nach den Alkten vergeblich gewesen waren — denn sie waren mit Ham-
lins Kaffeehaus in Flammen aufgegangen.

„Also?“ Horatio sah den General an und runzelte die bereits wieder olympische Stirn. „Sie schweigen? Sie schweigen in der That, Sir? Hm... Wie merkwürdig! Was soll ich davon denken?“

„Ich —“

„Es kommt mir nicht unerwartet. Ich war darauf gefaßt, das ganze Lügengebäude zusammenbrechen zu sehen.“

„Herr!“

„Ach, regen Sie sich nicht auf! Ich sage nicht, daß Sie es sind, der lügt. Dazu wäre ich, selbst wenn ich es dächte, viel zu höflich. Aber ich denke es nicht einmal. Ich denke, daß Sie einem Schwindel zum Opfer gefallen sind und mich — im besten Glauben! — ebenfalls aufs Glatteis locken wollen oder sollen.“

Allendorf machte eine Bewegung.

„Bemühen Sie sich nicht mehr!“ sagte Berwick. „Welche lächerliche Geschichte: Eine Tochter, von der Sie nichts wußten, eine Entführung, unbekannt durch wen und wohin — und keine amtlichen Unterlagen? Mein Herr, ich habe nicht einmal für gute Romane Zeit, geschweige denn für schlechte. Ich hoffe, daß ich mich deutlich genug ausgedrückt habe?“

„Sie lehnen es also ab —“

„Allerdings, Sir. Rundweg lehne ich ab. Schade, daß Sie sich die Mühe gemacht haben. Aber ich gebe Ihnen den guten Rat: prüfen Sie die Sache Ihrerseits nach, und Sie werden schließlich zu mir zurückkehren, um mir zu sagen, daß ich vollständig recht hatte. In diesem Falle, Sir, in diesem Falle wäre mir ein zweiter Besuch von Ihnen willkommen. Ich bin kein nachtragender Mensch, aber die Last der Geschäfte erlaubt es mir

augenblicklich noch weniger als sonst, mit meiner Zeit verschwenderisch umzugehen.“

„Das ist Ihr letztes Wort, Sir?“

„Durchaus mein letztes.“ —

Erst als der General wieder daheim war und mit Moncade am Kaminfeuer saß, kam sein Zorn richtig zum Ausbruch. Er schilderte den Besuch bei Berwick mit allen Einzelheiten, war aber so wütend über seine Niederlage, daß er das Komische daran kaum bemerkte. Um so deutlicher bemerkte es Moncade; je mehr sich Allendorf in Hitze redete, desto lauter lachte Moncade, und dies wiederum hatte zur Folge, daß sich der Zorn des Generals nun gegen den Zuhörer kehrte.

„Lachen Sie nicht so albern!“ kollerte er. „Ein hübscher Triumph für Sie, daß Sie mit Ihrer Prophezeiung recht behalten haben, was? Ist das aber alles, was Sie mir zu sagen haben?“

„Ich sage überhaupt nichts!“ erwiderte Moncade. „Nur wenn ich mir vorstelle —“

„Lassen Sie die Vorstellungen! Oder wenn es sein muß, dann stellen Sie sich in Dreifeufelsnamen vor, wie hilflos ich dem alten Fuchs gegenüber saß. Was hätten Sie getan, junger Herr, wie? Sie wären natürlich klüger gewesen, Sie hätten sich nicht so an die Wand drücken lassen, Sie hätten —“

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen beipflichte: Ich wäre in der That klüger gewesen — weil ich nämlich überhaupt nicht zu ihm gegangen wäre. Das habe ich Ihnen schon vorher gesagt.“

„Redensarten, die nichts helfen!“

Moncade hielt dem General das Burgunderglas entgegen.

„Ihr Wohl! Machen Sie sich meinerwegen mit dem Gedanken vertraut, eines Tages mein Schwiegervater zu sein — aber versuchen Sie nicht, den von alters her krummen Lauf der Welt geradezubiegen.“

„Schwiegervater!“ sagte Allendorf, einigermaßen besänftigt. „Ich wollte, es wäre erst soweit! Wer hindert Sie übrigens, Charlotte zu heiraten? Ich gewiß nicht!“

„Ist etwas versäumt worden?“ antwortete Moncade. „Nicht das mindeste, denke ich. Es hat Charlotte nicht geschadet, einen Sommer lang die Welt außerhalb der großen Stadt Baußen kennengelernt zu haben, zumal Sie so freundlich waren —“

„Lassen Sie das! Ich weiß, was ich meiner Tochter schuldig bin!“ knurrte der General. Er knurrte, aber es klang schon freundlicher und beruhigter. „Aber Sie? Der Donner soll in Sie fahren, wenn ich nicht bald Brautvater bin und in gehöriger Zukunft Enkelkinder auf meinen Knien spazierenreiten lasse!“

„Seien Sie versichert, daß ich mein Bestes tun werde!“ sagte Moncade.

Seitdem geschah es häufiger, daß nach dem Dunkelwerden die alte Marjorie hinter der Gartenpforte stand, die zu Edward Berwicks vereinsamtem Hause führte. Lang, schwarz und reglos stand sie da; keiner der wenigen Menschen, die etwa vorbeikamen, bemerkte sie, und das war gut, denn wenn einer sie plötzlich gesehen hätte, wäre er gewiß zu Tode erschrocken — auch das echteste Gespenst hätte nicht gespenstischer sein können. Ubrigens lag es nicht in Marjories Absicht, jemand zu erschrecken, sondern sie wartete da.

Sie wartete auf ein krummes Männchen, das lautlos

heranzugleiten pflegte, in einen schwarzen Radmantel gehüllt. Erschien es, so öffnete sie die Pforte und verschwand mit ihm im Hause.

Droben brannte das Feuer im Kamin, eine Flasche Wein stand auf dem Tisch, der Lehnstuhl war zurechtgerückt.

„Fast so hübsch wie in Hallifield Hall!“ sagte Hawkins, legte den Mantel ab und setzte sich mit einem beglücklichen Seufzer.

„Hallifield Hall“, antwortete Marjorie, „das du nie wiedersehen wirst, wenn ihr euch weiter so kläglich benehmt!“

„Wer benimmt sich kläglich?“ fragte Hawkins. „Meinst du mich? Irrtum, meine Liebe! Ich tue, was ich kann: ich halte die Augen offen, nichts entgeht mir. Das ist genug, denke ich. Vergiß nicht, daß ich ein Schreiber bin. Wenn sich sogar ein General in die Flucht schlagen läßt — ist es dann nicht geradezu heldenhaft, wenn ein Schreiber auf seinem Posten ausharrt?“

„Männer!“ antwortete Marjorie verachtungsvoll. „Von euch ist einer wie der andere. Entweder reißt ihr aus, oder ihr laßt euch auf der Stelle totschlagen. Ist das auch etwas? Aber wenn ihr ein bißchen Grütze im Kopf haben sollt — ja, da ist guter Rat teuer!“

„Mein liebes Kind —“

„Nenne mich nicht ‚liebes Kind‘, ich vertrage das nicht; das ist auch so eine Redensart, mit der ihr eure Überlegenheit behaupten möchtet. Du lieber Himmel, Überlegenheit! Wenn ich daran denke, wie Allendorf nach Hause kam! Rot vor Zorn, schimpfend, Türen zuschlagend, herumrasselnd, als wäre es ihm eine Kleinigkeit, ganze Völkerstämme auszuroffen — und was war

in Wirklichkeit geschehen? Er hatte sich hinauswerfen lassen!"

"Ich —"

"Du? Ja, bitte, was tatest denn du? Du standest hinter der Tür und horchtest. Das war alles, was du fertiggebracht hast. Ich frage dich, Hawkins — hast du je in deinem Leben überhaupt etwas anderes getan?"

"Sei nicht unverschämt, meine Liebe!" sagte er und drehte das Weinglas zwischen Daumen und Zeigefinger. "Was sonst hätte ich wohl tun sollen! Mit dem Messer in der Hand kann ich nicht auf ihn losgehen, es hätte auch keinen Zweck, denn er ist groß und stark, ich bin klein und schwach; und was das Gehirn anbetrifft, so hat er auch davon ganz sicher ein paar Unzen mehr als ich — ich bedaure das, kann's aber nicht ändern."

"Und mit dieser Feststellung begnügst du dich?"

"Muß ich denn nicht?" fragte er achselzuckend und allmählich verdrossen. "Du hast leicht schimpfen. Mache es besser, wenn du kannst!"

"Ja, das werde ich!" antwortete Marjorie und hob den knochigen Arm.

"Du?"

"Ich denke, daß ich lange genug gewartet habe", sagte sie. "Ich habe mich immer darauf verlassen, daß einer von euch Männern die Sache in Ordnung bringen würde; aber es scheint, daß ich so alt werden müßte wie Methusalem, um das zu erleben, und selbst dann wäre es noch zweifelhaft."

"Nun, Herr von Moncade —"

"Moncade! Ich weiß nicht, was er vorhat — es ist auch gleichgültig, denn da er ein Mann ist, wird es bestimmt wieder eine Dummheit."



„So! Bist du um soviel klüger?“

„Ich hoffe es allerdings!“ antwortete Marjorie, und in ihrer Stimme lag die Gelassenheit eines großen Entschlusses. „Lächle nicht, Hawkins, und sage um Gottes willen nicht wieder ‚liebes Kind!‘ zu mir, sondern schweige und höre mich an! Ich habe während der letzten Zeit sehr gründlich nachgedacht, und das Ergebnis ist, daß ich die Sache in Ordnung bringen werde, da es nun einmal keinen anderen zu geben scheint, der es tun kann.“

„Oh, Sie machen mich wirklich neugierig, Missis Hawkins!“ sagte der alte Schreiber, zog die Flasche näher zu sich heran, legte die Beine übereinander und nahm die Haltung eines Mannes an, der bereit ist, einen längeren Vortrag mit Wohlwollen anzuhören.

Eines Wintermorgens stand der alte Hawkins, wie alle Tage, mit der Postmappe an Sir Horatios Schreib-

tisch, und Berwick nahm seine Meldungen und die eingelaufenen Briefe entgegen.

„Alles in Ordnung!“ sagte Horatio, und der kahle Gipfel seiner Persönlichkeit strahlte Wohlwollen aus. „Ein Tag übrigens, an dem wir noch manches aufarbeiten können, Hawkins — es schneit wie in Hallifield Hall, kein Besucher wird uns bei diesem Wetter stören.“

Der Schreiber knickte zustimmend zusammen.

„Hallifield Hall!“ Sir Horatio blickte in das Flockentreiben hinaus. „Was liegt alles zwischen damals und heute! Das alte Ahnennest — — wie geht es Ihrer Frau? Ich hoffe, sie hält das Haus in Ordnung.“

„Den Berichten nach ist alles in bester Ordnung, Sir.“

„Ich habe mich nach Missis Hawkins erkundigt, denke ich!“

„Danke ergebenst, Sir, es geht ihr gut!“ schlotterte der andere.

Berwick schwieg eine Weile, mit seinen Gedanken beschäftigt. Er stellte eine Art von Bilanz auf. Plötzlich sagte er: „Sie hat mich immer gehaßt, Hawkins!“

„Wer, Sir?“ fragte der Schreiber, bereit, in den Boden zu sinken.

„Wer! Ihre Frau natürlich! Oder haben Sie jemals geglaubt, ich wüßte das nicht? Sie stand immer auf der Seite der“ — er wies mit dem Daumen über die Schulter in eine graue Vergangenheit — „auf der Seite der anderen. Ach, lassen Sie doch die alberne Komödie, mir kann es gleichgültig sein, ich bin meinen Weg gegangen. Horatio Berwick hat lächeln gelernt. Lachen, Hawkins, ist meistens dumm, aber lächeln ist klug. Konnten Sie je in Ihrem Leben lächeln, Hawkins?“

„Ich fürchte, Sir, ich hatte niemals Anlaß dazu.“
„Ihre Schuld, Hawkins!“ sagte Horatio in selbstzufriedener Nachdenklichkeit. „Wenn dem Menschen am Ende seines Lebens ein Lächeln übrigbleibt, so ist das ein sehr anständiger Reingewinn! Aber Ihr Fall, Hawkins, ist hoffnungslos, Sie sind ein Geschöpf des Schattens.“

„Jawohl, Sir.“

„Weiter!“ sagte Berwick und schob die Brille von der Stirn herunter auf die Nase. „Was haben wir noch?“

„Das Geschäftliche zuerst?“

„Versteht sich, ich habe meine Privatinteressen von jeher dem allgemeinen Wohl geopfert.“

Der Posteingang wurde Blatt für Blatt erledigt, und je olympischer Sir Horatio disponierte, dirigierte und diktierte, desto schlotteriger wurde Hawkins, zu Boden gequetscht von soviel Überlegenheit.

„Hier schließlic noch eine Einladung, Sir!“

„Ich habe in der letzten Zeit schon mehr essen und trinken müssen, als mir zuträglich ist“, sagte Berwick. „Ich spüre es daran, daß mir das Blut in den Kopf steigt und die Halsbinde zu eng ist. Lehnen Sie die Einladung ab, Hawkins, wenn es irgend möglich ist.“

„Sie werden nichts zu sich nehmen brauchen, Sir, es handelt sich um ein Maskenfest in der Oper. Ich habe mir sagen lassen, daß die auswärtige Diplomatie zu erscheinen pflegt, wäre es auch nur für eine Stunde!“

„Meinetwegen also“, seufzte Berwick, „erinnern Sie mich rechtzeitig daran!“

„Noch ein Brief.“

„Nämlich?“

„Außerhalb des Geschäftlichen, Sir. Von dem Herrn Grafen Riol“, sagte der Schreiber. „Erst heute früh eingetroffen.“

„Mein Freund Riol! Was will er?“

„Ich bitte um Entschuldigung!“ sagte Hawkins. „Der Brief kam wenige Minuten, bevor Sie mich rufen ließen, Sir, ich habe ihn nur überfliegen können.“

„Wichtiges?“

„Soviel ich in der Eile sehen konnte...“

„Lesen Sie ihn vor!“ sagte Berwick, lehnte sich behaglich zurück und nahm die Brille ab.

„Er ist von Schloß Riol datiert.“

„Das kann ich mir denken. Den Text, Hawkins!“

Der Schreiber las vor:

„Ohne Zweifel sind Sie, im Vergleich zu mir, zu beneiden. Sie sitzen in Wien, haben die Finger im Räderwerk der Welt, sind aber freilich vorsichtig genug, sie sich nicht zerdrücken zu lassen — kurz, ein angenehmes und interessantes Dasein. Aber ich, was tue ich? Ich sitze griesgrämig bei meinen Bauern und sehe die Einsamkeit um mich wie ein bereitliegendes Leichentuch. Ach, mein lieber Berwick, wir haben ja darüber gesprochen, daß ein Mann wie ich verheiratet sein sollte — erinnern Sie sich? —, aber dafür ist es nun leider zu spät. Ich habe Ihnen mehr als einmal gesagt, wie peinlich mir der Gedanke ist, daß nach meinem Tode alles, was ich besitze, in fremde Hände kommen wird und daß ich nichts auf der Welt bitterer empfinde als die Tatsache, daß ich keinen Erben habe. Ich muß Sie aufrichtig um Entschuldigung bitten, daß ich Ihnen damals etwas verschwieg, mein lieber Berwick, und ich hole

heute ein Geständnis nach, weil der Punkt, den es betrifft, mittlerweile unerwartet wichtig geworden ist — so wichtig, daß ich Ihre Hilfe erbitten muß!

Ohne Umschweife also: Ich habe einen Sohn. Seine Mutter war eine entzückende kleine Pußmacherin in Paris, und ich brauche diese Jugendskapade um so weniger zu bereuen, als ich für Mutter und Kind stets in der anständigsten Weise gesorgt habe. Die Mutter ist vor einigen Jahren gestorben, nachdem der Junge die beste Erziehung genossen hatte, die unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich war. Er weiß zwar nicht, wer sein Vater ist, aber ich habe ihn nie aus den Augen verloren, und je älter und vernünftiger er wurde, desto erwägenswerter erschien mir der Gedanke, ihn zu adoptieren, da ich zu der Überzeugung kam, daß er nicht nur durch seine Herkunft, sondern auch durch Bildung und Charakter mindestens ebenso geeignet wäre, mein Erbe zu sein, wie ein anderer, der zwar von Geburt mein Wappen führt, durch falsche Erziehung aber vielleicht ein Taugenichts geworden ist.

Und nun hören Sie, welchen boshafsten Streich mir das Schicksal gerade in dem Augenblick spielt, in dem mein Entschluß so gut wie feststand.

Mein Sohn — er trägt den Namen Dufin — hatte eine recht hübsche Stelle als Sekretär bei dem Generalpächter der Steuern in Paris. Seine Vorgesetzten waren mit ihm zufrieden, sein Lebenswandel ließ nichts zu wünschen übrig; die Leute, die ich beauftragt hatte, ihn nicht aus den Augen zu verlieren und mir von Zeit zu Zeit über ihn zu berichten, wußten nie etwas Außergewöhnliches oder gar Bedenkliches über ihn zu melden. Ich war also vollkommen ahnungslos — — da trifft

mich die Mitteilung, daß der Sekretär George Dufin verschwunden ist.

Verschwunden — und zwar schon vor längerer Zeit, denn es bestand ja kein Anlaß, ihn wie einen Verdächtigen unter dauernder Beobachtung zu halten. Er hatte seinen jährlichen Urlaub genommen, und als er nicht pünktlich zurückkam, nahm seine Behörde an, daß er vielleicht irgendwo auf dem Lande erkrankt sei; man behandelte die Angelegenheit mit aller Nachsicht — leider! —, aber Dufin war und blieb verschwunden, und was mich betrifft, so erhielt ich die Meldung davon erst im Oktober. Ziemlich bestürzt und beunruhigt ließ ich sogleich die nötigen Erhebungen anstellen, und was zeigte sich?

Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß die Liebe dabei eine Rolle spielt, wie immer bei jungen Leuten. Dufin, dieser beneidenswerte Schlingel, verliebte sich bis über die Ohren in ein Mädchen namens Maria Laharpe, das — bitterer Wiß des Schicksals! — in der Putzmacherei ihrer Mutter arbeitete und, wie ich höre, hübsch sein soll. Der Mutter war ein simpler Sekretär nicht gut genug, sie wollte mit dem Mädchen höher hinaus, ein Plan, der heutzutage und in Paris ja nichts besonders Phantastisches hat. Aber es scheint, daß das liebende Pärchen mit dem beabsichtigten Gang der Dinge keineswegs einverstanden war. Sorgfältig wurde alles vorbereitet, und die gemeinsame Flucht gelang in der That so gut, daß sie erstaunlich lange nicht bemerkt wurde. Immerhin war es notwendig gewesen, einige Leute ins Vertrauen zu ziehen, und eben diese Leute wurden von meinen Agenten ausfindig gemacht. Freilich war es schon zu spät, aber man weiß doch wenigstens, woran man ist.

Dufin hat mit seiner Freundin selbstverständlich die Grenze überschritten. Durch persönliche Verbindungen ist es ihm gelungen, der Republik Venedig seine Dienste anzubieten, und es wurde ihm eine gar nicht üble Stelle zugesichert, ich glaube, bei der Militärverwaltung der venezianischen Stützpunkte am Ostufer der Adria. Er soll sein neues Amt im kommenden Frühjahr antreten. Das ist alles, was wir erfahren konnten.

Daß der junge Mann seinen Weg durch die Welt findet, dürfte mir gewiß keinen Kummer bereiten. Was mich beunruhigt, ist vielmehr etwas anderes. Der künftige Graf Riol steht im Begriff, sobald er sein neues Amt angetreten hat — vielleicht sogar schon vorher —, eine Putzmacherin zu heiraten! Das durchkreuzt natürlich meine Adoptionsabsichten, und es ist möglich, daß ich bitter bestraft werde dafür, daß ich ihm seine Herkunft verheimlicht habe. Die Aussicht, aufs neue ohne Erben zu sein, hat für mich etwas Schreckliches. Daraus ergibt sich nun die logische Folgerung, daß diese Heirat um jeden Preis verhindert werden muß! Da der Junge gar nicht weiß, welche Dummheit er damit machen würde, so wird kaum etwas anderes übrigbleiben, als ihm zu sagen, wer sein Vater ist und welches Erbe ihn erwartet — vorausgesetzt, daß er auf das Mädchen verzichtet. Ich kann mir unmöglich denken, daß eine derartige Aufklärung nutzlos sein würde.

Und dazu, mein lieber Berwick, muß ich nun Ihre Hilfe erbitten. Ziemlich sicheren Nachrichten zufolge hat sich Dufin nämlich nach Wien gewendet, wo er seine Berufung nach Venedig abwarten will. Machen Sie ihn also ausfindig und sagen Sie ihm alles!

Sehen Sie ihm auseinander, wie grenzenlos töricht

diese Mißheirat sein und was er sich damit verscherzen würde. Ich weiß, daß Sie über eine robuste Natur verfügen — verfügen Sie dazu noch, bitte, über meinen Geldbeutel! Finden Sie das Mädchen ab, es mag kosten, was es wolle, statten Sie Dufin standesgemäß aus und geben Sie ihm die Mittel, so an die Loire zu reisen, wie es sich für den Erben von Riol gehört. Meinetwegen soll er diese Kavaliertour nach Gutdünken ausdehnen, die Welt — und andere Weiber! — kennenlernen. Um so eher wird er seinen Schmerz vergessen, um so vergnügter zu mir kommen! Ich denke, es gibt Schlimmeres, als ein Millionenvermögen zu erben.

Ich verlasse mich auf Sie, auf Ihre diplomatischen Fähigkeiten, und bin überzeugt, daß ich keinen Besseren mit diesem delikaten Auftrag betrauen könnte. Natürlich werden Sie Leute brauchen, um Dufin aufzuspüren und die Sache einzuleiten — gut, nehmen Sie ganz Wien in Ihre Dienste, sparen Sie nicht, und vergessen Sie vor allem nicht, Ihre Auslagen auf Heller und Pfennig aufzuschreiben. Die Kosten sind Nebensache — Hauptsache aber ist, den Erben von Riol daran zu hindern, daß er sich das Glück seines Lebens verscherzt.

Sie werden mir meine Ausführlichkeit nicht verübeln, lieber Berwick, denn Sie begreifen, wodurch sie veranlaßt wird: durch die letzte und einzige Sorge eines Mannes, dessen Tag sich neigt und der ein Versäumnis wieder gutmachen möchte, das er zwar als verständlich, aber nicht als entschuldbar empfindet. Wie groß meine Dankbarkeit sein wird, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Mein Sekretär ist beauftragt, diesen Brief ins Englische zu übersetzen und Ihnen durch Kurier nach Wien zu senden!

Von Herzen der Ihre

Riol.“

„Nicht übel!“ sagte Sir Horatio mit seinem überlegenen Lächeln. „Hm. — Veranlassen Sie also, Hawkins, daß jemand von der Wiener Polizei mich besucht. Wenn der junge Dufin wirklich hier ist, noch dazu mit einem Frauenzimmer, so müßte es merkwürdig zugehen, wenn man ihn nicht binnen kurzem ausfindig machen könnte! Dabei fällt mir ein — wo steckt Edward? Ich habe lange nichts von ihm gehört.“

„Sein letzter Wechsel war aus Neapel datiert, Sir.“

„Hoch?“

„Durchaus nicht über das Maß.“

„Er hängt also immer noch an dieser Harfenistin oder was sie ist?“

Hawkins hob bedauernd die Schultern.

„Weshalb zum Teufel heiratet er sie dann nicht? Bei uns ist man Gott sei Dank vernünftiger als in Frankreich. Niemals wird man ihn fragen, was seine Frau war, ehe sie den Namen Berwick trug.“

„Vielleicht will sie nicht?“ fragte Hawkins schlotternd.

Sir Horatio sah ihn an, dann lachte er laut: „Will nicht? Meinen Sohn? Sehen Sie, Hawkins, Sie sind ein Idiot!“

Die Kaiserin Maria Theresia hatte ihre Polizei von jeher dazu abgerichtet, ein wachsames Auge auf alle Fremden zu haben, in den Gasthäusern nachzuschauen, ob dort alles ordentlich zugeht, und eine ganz besondere Abneigung hegte sie gegen Pärchen, von denen man vermuten konnte, daß sie nicht verheiratet waren.

Der Kommissar, den Horatio zu sich gebeten und dem er gesagt hatte, worum es sich handelte, versprach ihm

daher mit der gemüthlichsten Selbstsicherheit, es werde ein leichtes sein, diesen Herrn Dufin mit seiner Marie Laharpe zu finden, um so mehr, als ja wohl anzunehmen sei, daß mindestens das Frauenzimmer nicht oder nur sehr schlecht Deutsch spräche. Wozu denn habe man die sorgfältigsten Fremdenlisten, das genaueste Anmelde-system und die eifrigsten Schnüffler? Also: eine Kleinigkeit — vorausgesetzt, daß die beiden überhaupt in Wien seien.

Aber die Polizei griff ins Leere. Sie fand nichts, so sehr sie sich auch anstrengte. Jeder, der etwa Franzose sein konnte, wurde aufs fürsorglichste beobachtet, aber immer wieder war das Ergebnis enttäuschend.

Zum Beispiel wohnte da im Gasthause „Zur Arche Noah“ am Graben ein zunächst suspectes Individuum, das sich Herr von Moncade nannte. Moncade? Das klang französisch. Man zog Erkundigungen ein, die zum wenigsten nicht gerade das Gegentheil bewiesen, beobachtete ihn eine Zeitlang, freilich ohne den gewünschten Erfolg, und bediente sich endlich des beliebtesten und sichersten Mittels: man überraschte ihn in der stillen Finsternis eines Januarmorgens im Bette.

Die Antworten des Subjekts waren zunächst verdächtig ausweichend. Als man aber dringlicher wurde, begann der Mensch im allerbesten Deutsch und so geläufig zu fluchen, wie es ein Ausländer niemals fertiggebracht hätte; er wies mit beglaubigten Papieren nach, daß er nicht nur Offizier jenes gewissen Herrn in Potsdam, sondern auch Seiner Britischen Majestät gewesen sei; sodann traf er Anstalten, die diesämtlichen Erhebungen mit Brachialgewalt zu beenden, und schwur schließlich, er werde bei seinem Freunde, dem General Grafen

Allendorf, über die ihm zuteil gewordene Behandlung Klage führen. Worauf man amtlicherseits einen beschleunigten Rückzug antrat, nicht ohne sich bei dem Herrn entschuldigt zu haben.

Übrigens war dieser Moncade ohne Begleitung. Es habe (sagte der Wirt) vor ein paar Monaten freilich einmal ein Fräulein nebenan gewohnt, mit dem er bekannt war, aber es sei schon längst weggezogen, unbekannt wohin.

Ähnliche niederdrückende Erlebnisse hatte die Polizei, wohin sie auch kam; ab und zu erwischte sie einen, der irgend etwas auf dem Kerbholz hatte — aber der Richtige war es doch nie.

Der britische Gesandte vernahm das mit Mißfallen, und es hätte nur noch gefehlt, daß auch er mit Beschwerden drohte.

„Ich sehe schon“, sagte er und lächelte geradezu vernichtend und so hochmütig, wie es eben nur ein Engländer kann, „ich sehe schon, daß aus der Sache nichts wird, solange ich mich nicht selber darum kümmere“, und man mußte diese Äußerung schweigend hinunterschlucken und sich ehrerbietigst empfehlen.

Sir Horatio, dessen Achtung vor der kaiserlichen Polizei durch diese Dinge in demselben Maß abgenommen hatte, wie sein Arger gewachsen war, hatte den Beamten in seinem Schlafzimmer empfangen und sich durch seine Gegenwart nicht bei der Toilette stören lassen; denn es war schon ziemlich spät am Nachmittag, und er mußte sich fertigmachen für die Oper, wo — in dieser Karnevalszeit — eine maskierte Vorstellung angesetzt war, auf die ein Ball folgen würde. Er hielt es für richtig, das Fest mit seiner Anwesenheit zu beehren.

Also war er im Begriff, eine Maske anzulegen, deren Zusammenstellung ihm freilich wenig Mühe machte: Statt der majestätischen Allongeperücke setzte er eine zärtlichere, kleinere auf, die einen Haarbeutel mit schwarzer Schleife hatte, und über den schönen Salarock zog er den dunklen Mantel eines Abruzzenträubers; ein Visier und ein spitzer Räuberhut, dessen Kopf von einem roten Seidenbande kreuzweis umschlungen war, vervollständigten dieses Kostüm, das für Horatio Berwick angemessener war, als ihm selber bewußt wurde.

In der ziemlich einfachen Kutsche, die er zu benutzen pflegte, wenn er kein Aufsehen machen wollte, fuhr er zur Oper und setzte sich in seine Loge, deren Vorhänge nur so weit auseinandergezogen waren, daß er selber zwar sehen, aber kaum gesehen werden konnte; in Folge dieser weisen Maßnahme war es ihm möglich, ein Schläfchen zu machen, wenn ihm die Kunst allzu unsinnig erschien — ein Fall, den er mit Sicherheit voraus sah.

Aber Sir Horatio täuschte sich diesmal. Aus dem Schläfchen wurde nichts.

Denn als er sich nach einiger Zeit, recht begoutiert von dem Lärm im Orchester und auf der Bühne, eben in den Polstersessel zurücklehnen wollte und sein Blick noch einmal und schon halb abwesend über die Maskenbuntheit des gedrängten Parterrepublikums glitt, verspürte er einen eigentümlichen und höchst seltsamen Ruck in der Gegend des Herzens.

Seine Augen waren denen eines jungen Mannes begegnet, der sich zwar durch nichts Auffälliges von seiner Umgebung unterschied — — aber mochte es nun das geheimnisvolle Aufwachen eines sechsten Sinnes oder

etwas anderes sein — jedenfalls hatte Sir Horatio in dieser Sekunde der Blickbegegnung das bestimmte Gefühl: Der und kein anderer ist George Dufin!

Gewohnt, sich zu beherrschen, führte er seine Absicht, sich vollends zurückzulehnen, mit der größten äußeren Gelassenheit durch und brachte auf diese Weise seinen Kopf in das Dreivierteldunkel der Loge. Da er zudem das Visier nicht abgenommen hatte, war es wohl unmöglich, von draußen zu erkennen, wohin er seine Augen spazierengehen ließ.

Dufin! sagte sein Gefühl, während er den Mann fixierte. Ohne Zweifel Dufin!

Mochte es nun die Kraft von Sir Horatios Blick oder das böse Gewissen sein — der Beobachtete wurde unruhig. Immer wieder sah er verstohlen zu der Loge herüber, und schließlich wandte er sich seiner Begleiterin zu und flüsterte offenbar etwas, wodurch sie veranlaßt wurde, sogleich ihren Fächer zu heben und derart zu halten, daß ihr Gesicht für die Loge verdeckt blieb.

So ruhig Horatio sich verhielt, so sehr wuchs seine Aufregung — die Aufregung des Jägers, der sich dem Wild in einem Augenblick gegenübersteht, in dem er es am wenigsten erwartet hätte. Mit einer kaum bewußten Bewegung tastete er nach der Uhr und zog sie aus der Tasche. Es war kurz vor acht — er würde also noch lange Zeit haben, dieses Abenteuer zu verfolgen und vielleicht gar zu Ende zu führen. Fürs erste nahm er sich vor, während der Pause ins Parterre zu gehen und das Pärchen ein wenig genauer unter die Lupe zu nehmen. Wie aber weiter? Man war Gesandter und mußte sich unter allen Umständen hüten, in Unlieblichkeiten verwickelt zu werden. Aber man war maskiert! Berwick versuchte

einen Feldzugsplan zurechtzulegen, der ihm durch diesen Umstand eine freiere Bewegung erlaubte.

Daß Dufin mißtrauisch und auf der Hut vor Verfolgern war, erschien durchaus begreiflich. Vielleicht hatte man ihm aus Paris mitgeteilt, daß er gesucht werde. Vielleicht auch hatte er hier in Wien erfahren, wer es eigentlich war, der die Polizei hinter ihm herheßte. Wie sein Benehmen zeigte, fühlte er sich beunruhigt. Das war unverkennbar!

Als endlich der verstärkte Lärm des Orchesters und das heftigere Schreien der Sängern den nahen Aktluß und damit die Pause ankündigten, sah Berwick, daß der Mann, den er für Dufin hielt, mit einer Kopfbewegung



nach der Loge herüber seiner Dame etwas mittheilte, einen Entschluß — Sir Horatio hätte schwören mögen, daß es eine Aufforderung war, die Oper zu verlassen! Er stand also auf und beobachtete vom Hintergrund der Loge aus, wie das Pärchen zu den ersten gehörte, die sich erhoben und sich dem Ausgange zuwandten.

So schnell wie möglich verließ Berwick seinen Posten. Er trat auf den Gang hinaus und strebte schleunigst der Stelle zu, wo er den Parterrebesuchern begegnen mußte. Einstweilen aber strebte er umsonst, denn er kannte das Gebäude zuwenig, um sogleich den richtigen Weg zu finden, geriet auf eine kleine Treppe, die in den Keller führte, riß das lästige Visier vom Gesicht und kehrte fluchend um, sah sich in einer Maskenmenge, die keineswegs gesonnen schien, vor dem dicken Abruzzenräuber auseinanderzustieben, kämpfte sich mühsam weiter, suchte verzweifelt — und erblickte das Pärchen erst, als es eben, jenseits eines Stromes von vielen Köpfen, durch den Haupteingang verschwand. Mit doppelter Hast und Rücksichtslosigkeit drang er ein zweites Mal durch die Menge und fuhr, rund und gefährlich wie eine Kanonenkugel, in die Winternacht hinaus.

Ein paar Laternen ließen ihren verdrossenen Schein auf der langen Reihe der wartenden Kutschen verrieseln.

Dort vorn stiegen die beiden in einen Wagen!

Horatio lief an der Reihe entlang, suchte den seinen, fand ihn, rief dem Kutscher zu, er solle die Verfolgung aufnehmen, kletterte hinein, fluchte, weil das Abnehmen der Pferdedecken eine Ewigkeit dauerte — aber dann setzte sich der Wagen mit einem Ruck in Bewegung.

Der Abruzzenräuber wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Schnell, schnell!“ sagte Moncade und half Charlotte aus dem Wagen, der vor dem Gasthaus zur Arche Noah hielt.

„Wenn ich nur wüßte —“

„Nachher! Die Sache wird mir unheimlich!“

Sie liefen die Treppen hinauf und in sein Zimmer, dessen Thür er hinter sich verriegelte.

Ein Häufchen Glut im Kamin gab gerade noch so viel Licht, daß man Tisch und Stühle unterscheiden konnte. Moncade warf seinen Mantel ab, kniete vor den Kamin und versuchte, das Feuer mit einem kleinen Blasbalg wieder zu beleben. „Der Teufel mag diesen Dickwanst holen!“ sagte er. „Ich habe den ehrenwerten Sir Horatio noch nie gesehen, aber allen Beschreibungen nach scheint mir, daß er es ist, der uns da verfolgt. Was will der Kerl? Du hättest zu Hause bleiben sollen, Charlotte — und ich hätte mich nicht überreden lassen dürfen, dich auf diesen Ball mitzunehmen! Erst neulich hat mich die Polizei hier belästigt. Ich glaubte an einen Irrtum, aber jetzt erscheint mir das verdächtig. Weiß Gott, wie der alte Fuchs es fertiggebracht hat, uns auszuspien! Es kommt sehr ungelegen, sehr ungelegen.“

„Ich verstehe dich nicht“, erwiderte Charlotte. „Selbst angenommen, deine Vermutung wäre richtig — was haben wir zu fürchten? Einmal muß die Angelegenheit ja doch geklärt werden. Warum nicht jetzt?“

„Wenn man verfolgt wird, hält immer der andere die Trümpe in der Hand. Ich möchte schwören, daß er allen Grund hat, sich überlegen zu fühlen, sonst wäre er nicht so hartnäckig hinter uns her. Wenn man nicht weiß, was der Gegner vorhat, ist man schon so gut wie unterlegen. Wahrscheinlich holt er die Polizei zu Hilfe.“

„Aber wir haben das beste Gewissen!“

„Der Bosheit gegenüber ist das gute Gewissen ein recht fragwürdiger Schutz. — Da haben wir die Pastete!“

Es hatte geklopft.

„Stelle dich in die dunkelste Ecke“, flüsterte Moncade, „und rede kein Wort! Ich will sehen, was sich tun läßt.“

Es klopfte zum zweitemal. Moncade überlegte. Wenn es die Polizei war, so half auf die Dauer auch eine verschlossene Tür nichts. Also schob er geräuschlos den Riegel zurück.

Es klopfte zum drittenmal, dann öffnete sich die Tür, und der Abzuzenräuber trat herein.

Der junge Mann, den er verfolgt hatte, war eben damit beschäftigt, einen Span aus dem Kaminfeuer zu nehmen, um Licht zu machen. Er blickte nicht auf, sondern fragte über die Schulter: „C'est vous, garçon? Qu'est ce qu'il-y-a?“

„Guten Abend, Herr Dufin!“ sagte Berwid und lehnte sich an den Türpfosten.

Aus der Ecke des Zimmers kam ein kleiner, überraschter Schrei des Mädchens, von dem Horatio mit Zufriedenheit Kenntnis nahm.

Das ganze Bild war recht romantisch: der finstere, ziemlich große Raum, der einstweilen nur durch das Kaminfeuer und die widerwillig wachsende Kerzenflamme erleuchtet wurde... eine maskierte Venezianerin in der dunkelsten Ecke, ein schwarz verummelter Räuber an der Tür und ein junger Mann, der wie erstarrt am Tische stand und den flackernden Span in der Hand hielt.

Horatio kreuzte die Arme unter seinem Räubermantel. Er fühlte sich durchaus überlegen und sagte so wohlwollend, wie seine Atemlosigkeit es erlaubte: „Bitte beruhigen Sie sich nicht, ich will Sie weder bestehlen noch ermorden — im Gegenteil, ich habe eine so außerordentliche und gute Nachricht für Sie, daß ich glaubte, auch ohne Ihre ausdrückliche Erlaubnis — — oder sollten Sie auf mein Klopfen geantwortet haben?“

„Ich habe nicht geantwortet“, sagte der junge Mann, „denn ich empfangen um diese Zeit keine Besuche — sogar wenn sie schon im Zimmer stehen sollten. Ich erwarte auch keinerlei Nachricht. Ich denke, Sie verstehen mich, mein Herr?“

„Ich verstehe freilich“, sagte Horatio, groß und freundlich wie der Ocean nach dem Sturm. „Trotzdem kann ich Ihnen nur zu begreiflichen Wunsch nach Einsamkeit nicht sofort erfüllen, Herr Dufin!“

Der junge Mensch warf den verglimmenden Span ins Feuer zurück und blickte den Eindringling mit einer merklichen und sehr großen Verwunderung an. Dann sagte er ruhig und nicht unfreundlich: „Sie irren. Ich heiße nicht Dufin und kenne auch niemanden dieses Namens. Man hat mich allerdings schon einmal belästigt, weil man mich für diesen Dufin hielt, aber ich bin es wahrhaftig nicht. Sie werden also darauf verzichten müssen, Ihre Botschaft an verkehrter Stelle auszurichten.“

„In der That!“ erwiderte Berwick mit viel Ironie. „Sie heißen nicht Dufin? Aber Fräulein Laharpe war recht erschrocken, als ich Sie vorhin mit diesem Namen anredete!“

„Welches Fräulein Laharpe?“ fragte der junge

Mann, und Horatio glaubte Unsicherheit in seiner Stimme zu hören.

„Nun, Sie merken doch, daß ich Sie kenne! Lassen wir also die Komödie, die Ihnen bestimmt nichts nützt, aber sehr schaden kann! Vertrauen Sie mir, machen Sie keine Ausflüchte, und Ihr ganzes Abenteuer wird ein glänzendes Ende nehmen! Wenn Sie wüßten, was ich Ihnen mitzuteilen habe, würden Sie mir nicht nur einen, sondern ein ganzes Lager von Stühlen anbieten, statt mich hier an der Tür stehen zu lassen!“

Der andere lachte halb geärgert, halb belustigt. „Setzen Sie sich also in Gottes Namen, mein Herr, da Sie mit so vortrefflichen Absichten kommen — obgleich Sie im Begriff sind, Ihre Güte an den Falschen zu verschwenden. Aber niemand soll mir nachsagen, daß ich unhöflich bin.“

Sir Horatio schob einen Stuhl ans Feuer, denn er spürte mit Unbehagen, daß sein Gichtfuß Anstalten machte, dieses winternächtliche Abenteuer übelzunehmen. „Freundschaft ist eine anstrengende Beschäftigung!“ sagte er und setzte sich mit einem leisen Achzen. „Wenn ich nicht Grund hätte, Ihrem Herrn Vater —“

„Ausgezeichnet! Meinem Vater? Nun, dann sind Sie klüger als ich! Denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich meinen Vater überhaupt nicht kenne!“

„Ich weiß!“ nickte Horatio. „Aber ich kenne ihn, mein Lieber!“

„Sie sind betrunken!“

„Ich war niemals weniger betrunken, verlassen Sie sich darauf! Aber Ihre Bemerkung läßt es mir notwendig erscheinen, etwas nachzuholen, was ich vorhin versäumen mußte: Sie wissen nicht, mit wem Sie

sprechen. Ich bin der britische Gesandte in Wien und heiße Sir Horatio Berwid!"

"Teufel, Teufel!" sagte der junge Mann und stemmte die Arme in die Seiten. „Der britische Gesandte! Warum nicht gleich der Großtürke? Wenn das so weitergeht, werde ich noch glauben, daß ich Dufin heiße!"

"Glauben Sie getrost beides, Sie werden mir meine Aufgabe damit sehr erleichtern. Übrigens: wenn Sie nicht Dufin heißen, dann zeigen Sie mir doch bitte Ihren Paß, und mein angeblicher Irrtum wird dadurch sofort berichtigt!"

"Mit Vergnügen — sobald Sie sich als derjenige legitimiert haben, für den Sie sich ausgeben!"

"Sie können sich wohl denken, daß ich meinen Paß nicht auf einen Maskenball mitnehme. Aber es steht Ihnen frei, mich morgen zu besuchen — ich bitte Sie sogar darum!"

"Danke — ich habe keine Lust, mich von den Lakaien des wirklichen britischen Gesandten hinauswerfen zu lassen."

"Und ich wette um alles, was Sie wollen, daß Sie mich dennoch besuchen werden, und zwar mit dem größten Vergnügen! Ich liebe lange Wortgespräche nicht, Herr Dufin, mein — au! — verdamnter Fuß... in meinem Alter sollte man keine Liebespaare durch die Januarnacht verfolgen."

"Das erste wahre Wort, das ich von Ihnen höre!"

"Ich fasse mich also kurz, Herr Dufin, und ich könnte mich noch kürzer fassen, wenn Sie Ihr zweckloses Leugnen aufgeben wollten!"

"Ich erinnere mich nicht —"

"Nun, dann muß ich also Ihrem Gedächtnis nach-

helfen, damit Sie sehen, wie gut ich unterrichtet bin und wie töricht es von Ihnen ist, mich hinters Licht führen zu wollen. Ich bitte Sie dringend, mich nicht immer zu unterbrechen — übrigens glaube ich, daß Sie sehr bald selber darauf verzichten werden! — Es ist wahr, Ihre Mutter, die Putzmacherin Dufin in Paris, hat Ihnen niemals gesagt, wer Ihr Vater ist. Aber schon die Tatsache, daß Sie eine Erziehung genossen haben, welche die Mittel Ihrer Mutter weit überstieg, hätte Ihnen zeigen müssen, daß es jemand gibt, der heimlich für Sie sorgt.“

„Hm...“

„Dieser Mann ist Ihr Vater, George Dufin! Ich kenne ihn, und er hat mich gebeten, Sie vor einer großen Torheit zu bewahren.“

„Hat er Sie auch gebeten, mir seinen Namen zu ver-
raten?“

„Ja. Es ist der Graf Riol, von dessen riesigen Besitzungen an der Loire Sie gehört haben sollten.“

„Alle Achtung — Sie haben mir da einen sehr anständigen Vater ausgesucht!“ sagte der junge Mann und lachte übermäßig.

„Unterbrechen Sie mich nicht immer, denn ich habe Ihnen noch viel mehr mitzuteilen!“

„Was? Noch mehr?“

„Allerdings! Ihre Flucht aus Paris war das Dümme, was Ihnen einfallen konnte. Der Graf von Riol ist unverheiratet — — und er war im Begriff, Sie zu adoptieren und damit zu seinem alleinigen Erben einzusetzen. Da verschwanden Sie!“

Berwick machte eine Pause — aber der andere unterbrach ihn nicht mehr. Er hatte sich ebenfalls gesetzt und

betrachtete Sir Horatio schweigend und mit der größten Aufmerksamkeit.

„Ich kenne die Besitzungen des Grafen nicht im einzelnen, aber ich weiß, daß er zu den reichsten Männern von Frankreich gehört! Und alles das —“

„Alles das —?“

„Wollen Sie achlos verscherzen?“

„Wer sagt das?“

„Aber eines müssen Sie sich klar sein: Niol wird Sie niemals adoptieren und zum Erben einsetzen, wenn Sie sich mit Fräulein Laharpe verbinden!“

„Ah!“ sagte Moncade und stand mit einer brüskten Bewegung auf. „Sehr gut! Ganz vortrefflich! Ausgezeichnet! Das sieht Ihnen ähnlich!“

Er ging erregt in der Stube auf und ab.

Berwick verfolgte ihn eine Weile mit den Augen, dann, als ihm Moncades Schweigen zu lange dauerte, fragte er: „Sie wollten etwas sagen?“

Der andere blieb stehen und strich sich über die Stirn. „Verzeihen Sie!“ antwortete er in einem völlig veränderten und spöttischen Ton. „Meine Phantasie... und die wahrhaft dramatische Art, mit der Sie Ihre Pointe losschossen... ich liebe dergleichen Geschichten von jeher, ja, ich liebe sie geradezu leidenschaftlich... ich vergaß in der That vollkommen, daß Sie von Dingen reden, die Ihren Herrn Dufin, aber nicht mich angehen! Ist das nicht wirklich komisch? Jedenfalls danke ich Ihnen für die unterhaltende Viertelstunde und will Sie nicht länger hindern, Ihrem kranken Fuß diejenige Pflege angedeihen zu lassen, die —“

Sir Horatio stand auf.

Er ging nicht zur Tür, wie der junge Mann erwartete.

tete, sondern trat an den Tisch, zog die Kerze und das Schreibzeug heran, und während er ein Blatt Papier zurechtlegte, sagte er: „Ich sehe, es gelingt mir nicht, Sie zu überzeugen. Nun — dies hier w i r d Sie überzeugen!“

Dufin blickte ihm über die Schulter.

Berwick schrieb. „Eine Anweisung von Sir Horatio Berwick, lautend auf eintausend Gulden, zahlbar an — Ich überlasse es Ihnen, Ihren Namen einzusetzen, mein Lieber, vielleicht fällt er Ihnen bei dieser Gelegenheit doch noch ein. So!“

Er legte das Papier mitten auf den Tisch.

„Was soll ich damit?“

„Nehmen Sie es getrost! Ein kleiner Vorschuß auf das, was ich Ihnen auszuhändigen habe. Glauben Sie mir nun? Oder glauben Sie, daß ich der Mann bin, tausend Gulden zu verschenken? Lassen Sie sich das Geld auszahlen und kommen Sie morgen zu mir — wir werden dann alles in Ruhe besprechen.“

„Behalten Sie den Wisch! Ich bin kein Freund von solchen Dingen. Wer bürgt mir übrigens dafür, daß ich nicht morgen Ihr Konto gesperrt und die Polizei im Hause Ihres Bankiers finde?“

Sir Horatio lachte anerkennend. „Ich hätte Ihnen diesen Streich nicht gespielt, mein Ehrenwort! Aber Sie sind vorsichtig, das gefällt mir. Gut. Kommen Sie trotzdem zu mir, ich werde Ihnen den Brief des Grafen Riol zeigen und Ihnen jede Summe, die Sie wünschen, bar auszahlen. Dagegen verpflichten Sie sich, sofort nach Frankreich zurückzukehren — und zwar allein!“

Nach einer Weile antwortete der junge Mann: „Gut, daß Sie mich daran erinnern! Hören Sie also: Ich will weder Ihr Geld noch das des Grafen Riol; es steht mir

nicht zu. Ich bin nicht Dufin, und ich werde mich niemals von dieser Demoiselle trennen. Unsere Unterredung ist beendet, gute Nacht, mein Herr!"



Bertwick stand achselzuckend auf. „Dann — —“ Er wollte sagen: „Dann zwingen Sie mich, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen!“

Aber er kam nicht dazu.

Denn das Mädchen, das bisher stumm und verschüch-
tert in ihrer dunklen Ecke geblieben war, trat unvermutet
zwischen die beiden, die sich recht feindselig anblickten.

„Nein!“ sagte sie mit Tränen in der Stimme, aber
im entschiedensten Tone. „Wenn hier jemand geopfert
werden soll, dann will ich es sein!“

Moncade machte eine erschrockene und abwehrende
Bewegung. „Was soll das heißen? Habe ich dir nicht
gesagt —“

Aber sie schüttelte den Kopf:

„Die glänzende Zukunft, die sich dir so plötzlich ent-
hüllt, willst du meinetwegen von dir weisen? Ich werde
das niemals verantworten können. Hältst du mich wirk-
lich für so selbstüchtig, dieses ungeheure Opfer anzuneh-
men? Ich bin es nicht. Du glaubst, daß du ohne mich
nicht glücklich werden kannst? Ach, Einbildung, mein
Freund! Versuche es — du wirst erkennen, daß es schwe-
rere Dinge gibt. Ich liebe dich, das ist wahr. Aber eben
deshalb muß ich dir in diesem Augenblick dein Wort zu-
rückgeben. Geh, werde glücklich... ich flehe dich darum
an in dieser bittersten Stunde meines Lebens...!“

Sie sank weinend an seine Brust.

Ein anderer Mensch als Berwick hätte in dieser dra-
matischen Szene vielleicht eine gewisse Größe gespürt.
Aber dergleichen Empfindungen lagen dem ehrenwerten
Sir Horatio freilich fern — er sah nur die endliche und
sehr willkommene Auflösung des Knotens, gegen die sich
Dufin bisher so sehr gesperrt hatte, und den Beweis
für die vollkommene Richtigkeit seiner Vermutungen.
„Bravo!“ sagte er und markierte ein Händeklatschen
wie im Theater, „meine Hochachtung für die Demoiselle!
Das nenn’ ich ein Wort! Und ich denke, Sie werden

es nicht bereuen — ich habe für diesen Fall den Auftrag, Ihnen in der großzügigsten Weise —“

„Gehen Sie jetzt!“ sagte Dufin heiser. „So gehen Sie doch endlich!“ Er stampfte verzweifelt mit dem Fuße.

Sir Horatio hörte, daß hier ein gefährlicher Ausbruch bevorstand. „Sie versprechen mir, daß Sie mich morgen —“

„Ja doch! Aber gehen Sie, um Gottes willen, gehen Sie!“

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, war es eine Weile ganz still.

Dann aber warf sich Moncade in einen Sessel und lachte wie toll.

„Bist du des Teufels, Charlotte? Was fällt dir ein! Welches Talent zur Komödiantin! Daß mich der Schlag nicht getroffen hat! Und wie kommst du zu dem Einfall?“

„Ich mußte“, sagte sie und drehte sich vor Vergnügen dreimal um sich selber. „Ach — war es nicht wundervoll? Hätte denn nicht der ganzen herzbrechenden Geschichte der Schluß gefehlt ohne meinen edelmütigen Verzicht? Mein allerliebster George Dufin, geh und werde glücklich! Ich mag keinen Pariser Steuerschreiber zum Manne, ich verzichte auf dein Schloß an der Loire und auf den Grafentitel! Ich habe mich in einen anderen verliebt, in einen gewissen Herrn von Moncade, in —“

„In dessen Gesellschaft dich nun ganz bestimmt der Teufel holen wird!“

„Nun, so werden wir uns in der Hölle eine gemütliche Ecke einrichten und —“

„— und dort über kurz oder lang dem ehrenwerten Sir Horatio begegnen! Nein, mein Kind, es wird Zeit,

daß wir wieder vernünftig reden. Im Ernst: Dein verrückter Streich macht mich bedenklich, denn mir scheint, er ist keineswegs der Schluß dieser improvisierten Komödie. Wir sind da in eine Verwicklung hineingeraten, die uns noch viel Kopfzerbrechen machen wird!“

„Die Hauptsache: unsere Befürchtungen waren grundlos!“

„Sie waren es freilich — aber was nun?“

„Laß uns also überlegen“, sagte sie und setzte sich auf seine Knie.

Ungefähr vierzehn Tage nach dieser denkwürdigen Nacht, in der sich Horatio Berwicks Scharfsinn und Tatkraft so glänzend bewährt hatten, empfing Marjorie Hawkins zwei Gäste in dem einsamen Hause, das sie seit Edwards Abreise allein bewohnte.

Es war spätabends, als es an die Haustür klopfte, aber Marjorie schien auf dieses Zeichen gewartet zu haben, denn sie lief sogleich hinunter und öffnete, ohne erst zu fragen, wer da sei.

„Treten Sie ein!“ sagte sie und hielt einladend die Kerze hoch. „Oben ist es gemütlich warm, und das Wasser singt schon im Teekessel.“

Der alte Hawkins legte Hut und Mantel ab und stellte sich händereibend an das Kaminsfeuer. „Eine wüste Nacht!“ sagte er. „Es stürmt und schneit, und der Wind heult ums Dach, als wären wir in Hallifield Hall — wohin ich übrigens in meinem Leben noch einmal zu kommen hoffe! Rücke für Herrn von Moncade einen Stuhl ans Feuer, Weib, und reibe Zitronenschalen auf Zucker ab! Keinen Tee heute, mein Gemüt braucht eine kräftigere Stärkung. In meinem Mantel steckt eine ge-

wisse Flasche aus dem Keller der Gesandtschaft Seiner Britischen Majestät, die in Jamaika geboren ist. Horch nur, horch! Weiß Gott, es bereiten sich große Dinge vor — ist es nicht, als hörte man schon den Höllenhund jaulen?“

Die beiden Männer saßen vor dem Feuer.

Moncade beobachtete Marjorie, wie sie den Wassertopf von den Flammen nahm und Punsch machte. Die Flackerlichter huschten im Dampf hin und her, tanzten um ihre hagere Nase und sprangen auf der wedelnden Spitzenrüsche ihrer Haube herum — sie sah wahrhaftig aus wie eine Hexe, die einen verhängnisvollen Schicksalstrank zusammenbraut, und der Wintersturm ließ draußen ein recht teuflisches Orchester dazu blasen.

„Ihr Wohl, Sir!“ sagte Hawkins und grinste pergamenten, „und das deine, sanfte Blume von Hallifield Hall! Vortrefflich, ganz vortrefflich! Das geht ins Blut, was? Ja, eine wüste Nacht! Ich möchte kein Kurier sein, der jetzt mit erstarrten Gliedern auf dem Gaul hängt und gegen das Schneegestöber angaloppiert. Meine Schreibstube ist mir lieber.“

Moncade schwieg beharrlich und sehr mit seinen Gedanken beschäftigt.

Hawkins zwinkerte Marjorie zu. „Ich hatte ihn für heute erwartet!“

„Wen?“ Moncade fuhr fast erschrocken auf.

„Nun, den Kurier des Grafen Riol! Aber das Wetter wird daran schuld sein, daß er sich verspätet. Lassen Sie mich noch einmal nachrechnen.“ Er hob seine dürren Hände und zählte murmelnd an den Fingern ab. „Zuwohl: heute oder spätestens morgen früh! Ich bin sehr neugierig. Sie wollten etwas sagen, Sir?“

Moncade nickte. „Deshalb habe ich Sie gebeten, mich hier zu treffen. Sie haben mich und Charlotte in die abscheulichste Klemme gebracht, Hawkins!“ sagte Moncade. „In eine Lage, die mir so unerwartet über den Kopf kam, daß ich im Augenblick nicht wußte, was zu tun sei — und als ich es dann wußte, war es zu spät. Ich danke Ihnen wahrhaftig nicht dafür, das können Sie mir glauben!“

„Aber Sie werden ihm eines Tages noch danken!“ warf Marjorie ein.

„Wirklich? Glauben Sie, daß ein Mann wie ich sich nachsagen lassen mag, er habe mit gefälschten Briefen gearbeitet?“

Hawkins richtete sich stolz auf. „Sie? Das wird niemand behaupten können! Ich bin es gewesen, ich ganz allein, Herr von Moncade! Ich habe den Brief geschrieben, ich habe Sir Horatio veranlaßt, den Maskenball zu besuchen, und Marjorie war es, die auch Charlotte zugeredet hat, dorthin zu gehen.“

„Ja, und wir — wir werden die Verantwortung zu tragen wissen!“ sagte Marjorie.

„Es ist freilich einfach für Sie, eine Verantwortung zu tragen, die gar nicht an Ihnen, sondern an mir hängenbleiben wird!“ erwiderte Moncade heftig.

„Aber es mußte doch endlich etwas geschehen!“ sagte Marjorie mit ihrer alten Halsstarrigkeit. „Und es ist etwas geschehen! Wenn die Sache bekannt wird, ist Berwick so ungeheuerlich lächerlich, daß ihm nichts übrigbleibt, als zu verschwinden. Und das war meine Absicht.“

Moncade blickte auf. „Ihre Absicht? Also stammt der ganze Plan von Ihnen?“

„Von wem sonst?“ antwortete sie. „Sehen Sie Hawkins an — hätte der jemals eine so wundervolle Idee haben können?“

„Bleibt mir mit euren wundervollen Ideen vom Leibe! — Aber Sie haben die Rechnung ohne Moncade gemacht! Ich werde alles in Ordnung bringen, verlassen Sie sich darauf!“

„In Ordnung bringen? Was heißt das?“

„Das werden Sie sehen, und es ist mir sehr gleichgültig, ob es in Ihre Rechnung paßt oder nicht! Hören Sie jetzt, Hawkins! Wenn der Kurier kommt, öffnen Sie den Brief wie gewöhnlich und lesen ihn. Ich denke, man kann seinen Inhalt schon jetzt erraten.“

„Ja, das denke ich auch!“ kicherte Hawkins und senkte seine Nase in das Punschglas.

„Aber Sir Horatio soll von dem Briefe noch nichts erfahren!“

„Nicht?“

„Nein, Sie hören ja. Sondern Sie schicken sofort jemand zu mir und lassen mich holen. Ich werde mich bei Sir Horatio anmelden lassen, ihn vorbereiten und ihm erst dann den Brief geben.“

„Wozu diese Umstände!“ sagte Marjorie mit tiefer Mißbilligung, und ihre Augen funkelten. „Seit wann schießen Sie um die Ecke und nicht geradeaus, Sir? Auf diese Weise werden Sie ihn niemals treffen!“

„Überlassen Sie das mir.“

„Schade, ewig schade!“ sagte Hawkins kopfschüttelnd.

„Was?“

Marjorie nickte ihrem Manne zu; sie verstanden sich.

„Ich meine — — wenn ich mir vorstelle: Ich gebe ihm den Brief so über den Tisch hinüber, wie ich's

immer tue ... und er lächelt, bis über die Augen vollgestopft mit seiner verdammten Erhabenheit —“

„Ich will das nicht!“ sagte Moncade. „Genug von dieser Komödie, Hawkins! Sie wissen jetzt, wie Sie sich zu verhalten haben.“

Der alte Schreiber schwieg eine Weile und sah Marjorie an. Da aber auch sie schwieg, sagte er endlich: „Ich bitte um Vergebung, Sir, aber ich weiß keineswegs, wie ich mich zu verhalten habe. Im Gegenteil — nach dem, was Sie vorhin sagten, weiß ich es weniger als vorher...“

„Ich verstehe nicht —“

Hawkins auf seinem Stuhle wurde immer geringer und krummer, das schlechte Gewissen zitterte in seinen Augen.

„Mir scheint, Sie verschweigen mir etwas.“

„Oh, nichts, Sir — — nur — die Fahrt in der Winternacht ist Sir Horatio nicht eben gut bekommen...“

„Das gönne ich ihm, aber es geht mich nichts an.“

„Seine Sicht machte ihm so viel zu schaffen, daß er im Bett bleiben mußte und ganz außerstande war, Besuche zu empfangen.“

„Was hat das mit unserer Angelegenheit zu tun?“

„Die Sache ist die —“, stotterte Hawkins, „dieser Herr Dufin nämlich —“

„Nun?“

„Sir Horatio sagte mir, daß er ihn erwartete.“

„Und —?“

„Da die Geschichte nun einmal so weit gediehen war, mußte er natürlich kommen — nicht wahr?“

„Dufin?“

Hawkins nickte.

„Ich glaube, Sie sind verrückt!“ rief Moncade.
„Schließlich wäre ja wohl ich der nächste, der etwas davon wissen müßte!“

„Da Sir Horatio bettlägerig war, ist alles durch mich gegangen . . .“

Moncade setzte sich steil auf. „Hawkins!“

„Es war Marjories Einfall“, murmelte der Alte.
„So ist es: wenn man einmal angefangen hat, kann man nicht mehr zurück. Ich mußte tun, was sie mir sagte. Sie war wie ein Dämon. Ja, das war sie.“

Moncade sprang auf und ging mit großen Schritten durch die Stube. „Hawkins!“ sagte er. „Wenn Sie das getan haben, woran ich jetzt denke, kommt ihr beide nicht lebendig aus diesem Zimmer! Also?“

„Dufin erschien also. Berwick konnte ihn nicht empfangen. Trotzdem beeilte er sich, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen, und ließ — ließ Dufin durch mich auffordern, seine Bedingungen schriftlich niederzulegen, schon damit wir dem Grafen Riol gegenüber etwas in der Hand hatten . . .“

„Und was tat Dufin?“ fragte Moncade und blieb vor Hawkins stehen.

„Er stellte eine hübsche kleine Rechnung auf, die ich Berwick übergab.“

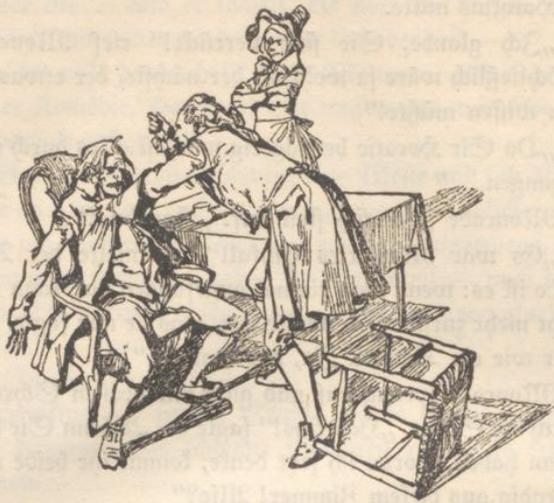
„Und Berwick?“

„Schrieb eine Anweisung auf die verlangte Summe.“

„Dufin quittierte?“

Hawkins schwieg und sah flehentlich zu Marjorie hinüber.

„Mensch!“ sagte Moncade durch die Zähne und



packte das Männchen bei den Rockausschlägen. „Hat Dufin quittiert? Hat er? Antwort, oder —“

„Es ist nicht — lassen Sie mich los, Sir, lassen Sie mich doch nur los, Sie zerquetschen mir die Rippen — nicht so schlimm, denn die Anweisung wurde von ihm zwar in Empfang genommen, aber selbstverständlich nicht einkassiert.“

„Ihre Lebensrettung!“ Moncade atmete auf und setzte den Alten wieder hin. „Wo ist die Anweisung?“

Hawkins tastete mit zitternden Händen ein altes Lederportefeuille aus seiner Brusttasche und nahm daraus einen Zettel. „Hier!“

„Reizend!“ sagte Moncade, nachdem er einen Blick auf das Papier geworfen hatte, und steckte es zu sich. „Verlassen Sie sich darauf, Hawkins: ich hätte Ihnen das Genick umgedreht!“

„Niemals hatte ich die Absicht, das Geld zu erheben!“ jammerte der Schreiber. „Ich schwöre es Ihnen. Aber ich mußte einen Beweis in Händen haben dafür, daß der britische Gesandte tatsächlich in die Falle gegangen war! Verstehen Sie das denn nicht? Ohne schriftlichen Beweis hätte er noch alles ableugnen können — und das hätte er getan, glauben Sie mir, ich kenne ihn! Marjorie sagte, er müsse so unwiderleglich und schrecklich lächerlich gemacht werden — und wir müßten die Sache mit Entschlossenheit zu Ende bringen — — hatte sie denn nicht recht damit?“

Moncade wandte sich zu Marjorie: „Sie haben um Ihren Kopf gespielt, wissen Sie das?“

„Und wenn ich zehn Köpfe hätte — ich gäbe sie gern her, wenn nur der seine zur gleichen Zeit fällt!“

„Wäre ich Berwick, ich würde mich vor Ihnen fürchten!“

„Schade, daß Sie es nicht sind. Er — er hat es nie getan. Aber jetzt, denke ich, wird er es lernen.“

„Er wird es nicht lernen“, sagte Moncade, „denn der gefährliche Streich ist glücklicherweise noch im letzten Augenblick danebengegangen. Kein Wort weiter! Sie wissen, was Sie zu tun haben, Hawkins: Wenn Riols Brief morgen eintrifft, schicken Sie ihn sofort zu mir! Ich werde dann zu Berwick gehen und ihm die volle Wahrheit mitteilen.“

„Das werden Sie nicht tun!“

„Wollen Sie mich daran hindern?“ fragte Moncade. Er nahm seinen Mantel und ging.

Hawkins stand, wie jeden Morgen, vor Sir Horatios Schreibtisch, die Postmappe in der Hand, und las

die eingelaufenen Briefe vor, notierte Horatios Bemerkungen und Entscheidungen und hörte ehrfürchtig schlotternd die weisen Worte, die Berwick einzusprechen liebte. Soweit dies möglich war, enthielten sie seit jener Nacht noch mehr Weisheit als früher.

„Fertig?“

„Ja... das heißt...“ Hawkins zögerte.

„Werden Sie sich diesen Unsinn niemals abgewöhnen? Fertig heißt fertig, da gibt es keine Einschränkungen, Hawkins! Also nicht fertig?“

„Der Herr Graf Riol hat geschrieben.“

„Ah!“ sagte Horatio und strahlte auf. „Endlich! Nun?“

Hawkins nahm das Blatt aus der Mappe. „Ich bitte um Vergebung, Sir...“, sagte er, schlotternd wie nie zuvor, „ich muß wahrhaftig um Vergebung bitten, Sir, aber ich werde nicht recht klug daraus. Möchten Sie nicht selber die Güte haben —“

„Geben Sie her!“

Berwick nahm die Brille vom Tisch, und während er sie aufsetzte und zu lesen begann, huschte der alte Schreiber schnell und leise aus dem Kontor.

Und dies war der Brief:

„Mein lieber Sir Horatio Berwick!

Wie gern möchte ich Ihnen sagen, daß ich mich herzlich gefreut habe, nach so langer Zeit wieder einmal etwas von Ihnen zu hören! Aber ich muß Ihnen gestehen, daß Ihr Brief meine Gefühle und Gedanken in die seltsamste Verwirrung gebracht hat.

Sie teilen mir mit, daß Sie meinen Sohn George Dufin mit allem ausgestattet haben, was ein Kavaliere von seinem zukünftigen Stande braucht. Dafür haben

Sie fünftausend Gulden ausgelegt. Seine Schulden von dreitausend Gulden — ich finde das nicht hoch — haben Sie bezahlt und ihm weitere siebentausend Gulden in bar für die Reise nach Frankreich vorgestreckt, und ferner haben Sie auf seinen Wunsch diese Mademoiselle Laharpe mit der Summe von zwanzigtausend Gulden abgefunden. Ihre eigenen Auslagen betragen tausend Gulden. Das macht zusammen sechsunddreißigtausend Gulden — ein recht hübscher Betrag, dessen baldige Zurückerstattung Sie natürlich wünschen.

Nun gut — verzeihen Sie aber zuvor eine Frage, die mir leider sehr notwendig erscheint:

Zurückerstattung? Von wem? Von mir?

Sie wissen, ich bin Ihnen stets gern gefällig gewesen, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich es auch diesmal wieder sein würde. Indessen ist mir gerade diesmal einiges unklar — vielmehr (je länger ich darüber nachdenke) muß ich zu meinem aufrichtigen Bedauern sagen: Mir ist alles durchaus klar, nur in einer für Sie recht peinlichen Weise.

Ich darf Sie nicht länger mit diesen Verlegenheitswendungen hinhalten (glauben Sie mir, ich bin wirklich in der abscheulichsten Verlegenheit!) und teile Ihnen daher folgendes mit: Seit Sie Frankreich verließen, habe ich Ihnen niemals auch nur eine Zeile geschrieben oder durch meinen Sekretär schreiben lassen. Ich habe niemals Beziehungen zu einer Puzmacherin Dufin gehabt, also kann ich auch nicht wohl einen Sohn namens George Dufin haben. Und da ich ihn nicht habe (was mir in Ihrem Interesse aufrichtig leid tut!), so kann er weder Beamter in Paris gewesen noch mit dieser ausgezeichneten und beispiellos edelmütigen Demoiselle Laharpe

durchgebraunt sein. Mit einem Wort, mein lieber Berwick: Sie sind einem ganz durchtriebenen Schwindlerpaar auf den Leim gegangen! Das ist sicher sehr traurig, aber Sie werden einsehen, daß Sie mich dafür gewiß nicht verantwortlich machen können! Je länger ich mir die Sache überlege, diese erstaunliche und unerhörte Sache, desto mehr neige ich zu der Vermutung, daß es dabei weniger auf Ihr Geld als auf Ihren guten Ruf abgesehen war: Man will Sie lächerlich machen, Ihre ganze Stellung erschüttern — es ist eine politische Intrige —“

Der alte Hawkins war draußen, dicht an der Thür, und horchte.

Er schlotterte nicht im geringsten; seine Hand stützte sich auf eine Kommode, auf der eine schöne Meißner Deckelvase stand.

Plötzlich klirrte der Porzellandeckel der Vase, und im selben Augenblick hörte Hawkins im Kontor einen dumpfen Fall.

Vorsichtig und geräuschlos öffnete er die Thür und warf einen Blick durch den Spalt.

Dann drehte er sich halb um und winkte jemand mit den Augen — jemand, der sich hinter einem Wandschirm bereit hielt. Und eine lange schwarze Gestalt tauchte gespenstisch auf, unvermutet wie eine Ratte und mit den absonderlichen Bewegungen eines Automaten.

„Komm!“ sagte Hawkins.

Die Ärzte versuchten ihre gewöhnlichen Mittel: Horatio Berwick bekam abwechselnd heiße und kalte Umschläge, man ließ ihn mehrmals zur Alder, legte ihm scharfe Zuggpflaster auf, die das Blut in Bewegung bringen sollten.

Aber die Lähmung, die sich auf seinen schweren Körper gestürzt hatte, blieb.

Unfähig, ein Glied zu rühren, lag er im Bett. Auch die Sprache hatte er bis auf ein undeutliches Lallen verloren, und nur seine Augen waren noch ausdrucksvoll und bewegbar, aber er hielt sie geschlossen und öffnete sie zum erstenmal am Morgen des anderen Tages, als Hawkins den Leibarzt der Kaiserin fragte, welche Aussichten nach diesem Schlaganfall bestünden.

Der Arzt hob die Schultern und meinte, es könne mit dem Kranken sehr schnell zu Ende gehen, es könne aber auch noch lange, sehr lange dauern; auf eine Besserung sei jedoch wohl nicht zu hoffen.

Da eben öffnete Horatio Bertwick die Augen und sah den alten Hawkins an, und es war soviel Grauen in diesem Blick, daß der Schreiber zurückwich und dem Arzte winkte, ihm ins Nebenzimmer zu folgen. Dort sprachen sie weiter.

Aber Bertwick blieb deshalb nicht allein.

Am Fußende seines Bettes saß Tag und Nacht die lange, dunkle Gestalt mit der großen Gespensterhaube. Starr saß sie dort und strickte, die Nadeln klipperten leise, und der Wollfaden glitt langsam von dem Knäuel in die Strickerei hinüber — langsam, langsam, aber er bewegte sich doch, und irgendwann mußte der Augenblick kommen, in dem er zu Ende war.

Horatio konnte die Augen nicht öffnen, ohne Marjorie zu sehen, und sie fühlte sofort, wenn er es tat. Dann blickte sie von ihrer Arbeit auf und sah ihn an, ohne ein Wort zu reden, ohne ihre Miene zu verändern. In den Nächten brannte eine Kerze auf dem Tisch neben Marjorie, still wie ein Stern im tiefbraunen Dunkel.

Manchmal starrte Berwick so lange in diesen kleinen Schimmer, bis ihm die Augen zufielen — aber dann öffnete er sie wieder angstvoll, und Marjorie fing seinen Blick in der gleichen Sekunde auf.

„Wünschen Sie etwas, Sir?“ fragte sie. „Nichts? Ich verstehe Sie ganz gut. Sie wünschen nichts, wozu ich Ihnen verhelfen könnte, ich weiß es. Vielleicht wünschen Sie Dinge, über die ich nicht verfüge. Ja, wahrscheinlich ist es so. Aber ich bedaure, ich kann da nichts für Sie tun. Nein, nein, und wenn Sie mich noch so sehr ansehen! Sie wissen, daß ich Sie immer gehaßt habe, Sir, und Sie wissen auch, weshalb ich es tat. Ich habe in diesen Tagen und Nächten lange darüber nachgedacht. Sie waren ein sehr schlechter Mensch, Sir, es tut mir leid, daß ich es Ihnen sagen muß, aber Sie sollen nicht in die Grube fahren, ohne daß zwischen uns endlich einmal reiner Tisch gemacht wird. Das müssen Sie mir schon erlauben, denn ich habe ja ein Leben lang darauf gewartet — darauf und auf nichts anderes! Ach, denken Sie nicht, daß ich jetzt mit Ihnen abrechnen will, wie man so sagt. Es ist wahr, ich hatte mir das so vorgestellt, aber jetzt erkenne ich, daß es nicht notwendig ist. Der Mensch ist ein törichtes und schwaches Geschöpf, Sir, er neigt leider sehr dazu, an der Gerechtigkeit Gottes zu zweifeln, und deshalb wird er böse und rachsüchtig, ohne es zu merken, daß er dadurch nur sich selber und sein eigenes Leben verdirbt. Ja, wirklich, diesen Fehler habe ich begangen, das sehe ich jetzt ein. Wir wollen uns nicht täuschen, Sir: Gott ist durchaus gerecht, und alles kommt in die beste Ordnung. Nur dauert es für unsere unvollkommenen Begriffe manchmal etwas lange, aber unsere Begriffe sind ein falscher Maßstab. Sehen Sie, so weit

bin ich jetzt, und ich freue mich darüber. Haben Sie keine Angst, ich werde Sie gewissenhaft pflegen, bis Sie tot sind. Darüber hinaus, Sir, kann ich Ihnen freilich nichts versprechen — — weshalb sehen Sie mich so entsetzt an? Glauben Sie, daß es darüber hinaus noch etwas gibt? Was mich betrifft, so glaube ich es allerdings. Ich glaube, Sir, daß der Tod ist wie eine Wolke, durch deren



Schatten wir hindurch müssen, und es hängt ganz von uns ab, ob wir jenseits dieses Schattens Sonnenschein finden oder ein gräßlich aufsteigendes Gewitter . . . je nachdem, welchen Weg wir zu Lebzeiten eingeschlagen haben, nicht wahr? Angstigt Sie das? Gott helf Ihnen, ich kann's nicht ändern. Aber wenn es Ihnen ein Trost ist, so will ich Ihnen sagen, Sir, daß die Tochter meiner Elisabeth gefunden ist und daß die Abscheulichkeiten, die Sie der Mutter antaten, an dem Kinde wieder gutgemacht werden. Denn Gott ist gerecht. Ich weiß allerdings nicht, ob für Sie persönlich viel Beruhigendes in diesem Gedanken liegt! — Verzeihen Sie, es war nur eine Stricknadel, die herunterfiel. Meine Arbeit ist zu Ende, Sir, mein Leben lang habe ich so gefesselt und gestrickt, aber jetzt ist der Faden zu Ende. Sehen Sie das Restchen, das da noch herunterhängt? Es ist sinnlos, wertlos, und deshalb — — nein, erschrecken Sie nicht, diesmal ist es die Uhr, sie will Mitternacht schlagen.“

Marjorie nahm eine große blankte Schere vom Tisch und hielt den Faden gegen das Licht. Während die Uhr zwölfmal schlug, schnitt sie ihn langsam durch.

Achtes Kapitel

Moncade hatte sogleich einen Kurier nach Neapel geschickt, aber als Edward in Wien eintraf, war Horatio Berwick schon lange begraben, begraben mit allen Ehren, die einem Gesandten Seiner Britischen Majestät zukamen. Es war viel Trauergepränge und wenig Trauer gewesen, und um das Grab, das da zu-

geschüttet wurde, flatterten Gerüchte mit spitzen Flügeln. Jeder wußte etwas, aber niemand wußte alles, und Moncade schwieg.

Marjorie empfing Edward an der verschneiten Gartentür und führte ihn in das große Wohnzimmer. Dort wartete Moncade auf ihn. Indessen verließ Marjorie den Raum nicht eher, als bis Edward deutlich genug sagte: „Ich werde dich rufen, wenn ich dich brauche!“

Da erst ging sie widerwillig und mit einem langen Blick auf Moncade.

„Eine anstrengende Reise!“ sagte der junge Berwick und setzte sich durchgefroren an den Kamin. „Ich bin dieses Wetter nicht mehr gewöhnt. Hier ist alles hart und rau, ach!“ Er sprach ruhig und mit einer Art von befremdeter Gleichgültigkeit, als wären seine Gedanken weit fort und als hoffe er, auch selber recht bald wieder wegzukommen. „Wie geht es Ihnen, Moncade? Gut, scheint mir! Ich habe Sie früher um Ihr robustes Wesen beneidet, aber ich tue es nicht mehr, seit ich die Erfahrung gemacht habe, daß man auch auf anderen Wegen zu jener Unempfindlichkeit und — wie soll ich's nennen? — Meeresstille des Gemüths gelangen kann, die uns gegen die Angriffe des Lebens unverwundbar macht. Sie stehen so feierlich da — — richtig, ich vergesse . . . höflicherweise müssen Sie ja die Haltung eines Mannes einnehmen, der Beileid zu bezeigen hat. Danke! Sie sehen, ich habe es bemerkt, und nun setzen Sie sich bitte.“

Moncade hatte niemals deutlicher das Gefühl gehabt, mit einem Menschen zusammen zu sein, der ihm fremd war und fremd bleiben würde. Er erinnerte sich, daß Edward Berwick bei ihrer ersten Bekanntschaft in Lon-

don den gleichen Eindruck auf ihn gemacht hatte — es war kein sehr angenehmer Eindruck gewesen.

„Es tut mir sehr leid“, sagte er und überlegte, wie er ihm doch wieder nahekommen könnte, „daß ich Ihnen eine so traurige Nachricht schicken mußte“ — Edward zuckte die Achseln —, „dies um so mehr, als ich manches zu berichten habe, was ich lieber ungeschehen machen möchte!“

„Ich bin nicht neugierig“, antwortete Berwick. „Sie wissen, meine Beziehungen zu Sir Horatio waren nicht sehr herzlich, und ich habe keinen Anlaß, Ihnen Komödie vorzuspielen. Begnügen wir uns mit der Feststellung, daß jeder einmal sterben muß. Oder halten Sie das Leben für ein so schätzbares Gut? Dann freilich haben wir einen gründlich verschiedenen Geschmack. Im übrigen glauben Sie mir bitte, daß ich meinem Vater trotz allem noch viele Jahre gewünscht hätte — sein Tod und alles, was für mich damit verbunden ist, beunruhigt mich in einem Dasein, das . . . in einem Dasein, will ich sagen, das —“ Er stockte und sah Moncade an, aber der schwieg. „Nun, da Sie mir nicht weiterhelfen, Freund, so will ich den Satz zu Ende bringen: In einem Dasein also, das hoffnungslos verpfuscht ist!“

Moncade nickte. „Das sehe ich, Edward.“

Berwick starrte eine Weile ins Feuer, dann schob er alles und gleichsam auch sich selber mit einer Handbewegung beiseite. „Sprechen wir also nicht weiter davon!“

„Wenigstens nicht jetzt, Edward; ich denke, wir werden noch genug Zeit dazu haben. Aber lassen Sie sich zuerst mitteilen, was ich auf dem Herzen habe. — Wissen Sie, woran Sir Horatio gestorben ist?“

„Am Schlagfluß, schrieben Sie?“

„Ja. Am Schlagfluß. Ich habe das nicht gewollt.“

Edward sah erstaunt auf. „Sie? Gewollt? Verzeihen Sie, wer würde wohl auf eine so absurde Vermutung kommen!“

„Vielleicht Sie selber.“

„Wenn ich noch neugierig werden könnte, so würde ich es jetzt werden. Was sind das für sonderbare Andeutungen?“

Moncade berichtete. Wie er Charlotte entführt, nach Wien gebracht und hier im tiefsten Geheimnis gehalten habe; wie er Allendorf fand, und wie sie sich vergeblich bemüht hatten, amtliche Zeugnisse über Charlottes Herkunft aufzutreiben. Er schilderte Allendorfs Besuch bei Horatio — „Die Sache endete, wie ich es erwartet hatte, mit einer gefährlichen Niederlage. Der General erreichte nicht das geringste, aber Ihr Vater war gewarnt und mißtrauisch. Alle Wege, Charlotte zu ihrem Recht zu verhelfen, schienen versperrt. Was sollten wir tun?“

„Ja — was?“ sagte Edward. „Aber ich muß Sie unterbrechen — Charlotte ist tatsächlich hier?“

„Der General hat sie schon seit Monaten bei sich aufgenommen und ist diesmal während des Winters ihretwegen nicht in seine Stadtwohnung gezogen, damit nicht etwa ein unglücklicher Zufall sie verraten konnte; wenn Sir Horatio von Charlottes Abwesenheit erfahren hätte, wäre ihm ein schlimmer Streich zuzutrauen gewesen — vergessen Sie nicht, daß Charlotte das Haus ihrer Eltern heimlich verlassen hat. Die Polizei kann in solchen Fällen sehr rücksichtslos sein.“

„Sie kannten meinen Vater, obwohl Sie ihn nie gesehen haben, sondern ihm stets ausgewichen sind!“

„Hm“, sagte Moncade zögernd, „der Augenblick kam, da ich ihm sehr unfreiwillig begegnete. Ich hatte es nicht erwartet, wenigstens nicht in solcher Weise, wie es geschah. Ich glaube an eine Vorsehung — aber daß sie die Gestalt von Marjorie Hawkins annehmen würde, konnte ich freilich nicht ahnen.“

„Marjorie? Meine alte Marjorie? Verzeihen Sie, wenn ich lache, Moncade. Es fehlt nur noch, daß Sie mir erklären, Marjorie sei an diesem — nun ja, sie sei an allem schuld!“

„Ich bin in der Tat nahe daran, etwas Derartiges zu sagen!“

„Ich weiß, Marjorie liebt es, sich als Rachegöttin zu fühlen; aber, lieber Freund, sie war doch nie mehr als eine ausgestopfte Rachegöttin, sozusagen. Sie werden mir nicht einreden, daß sie wirklich etwas Schlechtes —“

„Die Absicht mag gut gewesen sein“, antwortete Moncade, „was sie sich aber in ihrem harten, dünnen alten Gehirn ausgedacht hatte — nun, urteilen Sie selber!“

Edward hörte mit wachsendem Staunen, was Moncade ihm berichtete.

„Hawkins hat das alles mit einer Umsicht und Schlaueit eingefädelt, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Aber freilich, in Wirklichkeit war es ja Marjorie — sie hat mit uns allen gespielt wie mit Marionetten. Ich möchte wissen, was Hawkins dachte, als ihm Sir Horatio den Brief an den ahnungslosen Riol diktierte — den einzigen natürlich, den der Alte wirklich abgehen ließ. Dann erst erfuhr ich von der ganzen Intrige, die mir bis dahin vollkommen unverständlich gewesen war, obwohl ich selber eine Rolle darin hatte. Mein Entschluß, sie zu zer-

reißen, stand sogleich fest. Aber die beiden Hawkins hatten Angst bekommen. Sie fürchteten wohl, Horatio werde sie der Polizei übergeben.“

„Das hätte er bestimmt getan.“

„Sicherlich, und deshalb handelten sie abermals über meinen Kopf hinweg, ja sogar gegen mein ausdrückliches Verbot. Ich wollte vor Ihrem Vater hintreten, ihm die volle Wahrheit sagen, die Anweisung zurückgeben und ihn vor die Wahl stellen, entweder Elisabeths Tochter anzuerkennen und in alle ihre Rechte einzusetzen und sich dadurch unser Stillschweigen zu sichern — oder durch die Verbreitung des Streiches lächerlich und unmöglich zu werden. Ich bin noch heute überzeugt, daß er den ersten Ausweg gewählt hätte.“

„Bestimmt“, sagte Edward.

„Aber die beiden Hawkins kamen mir im entscheidenden und gefährlichen Augenblick zuvor. Der Alte gab den Brief Riols nicht mir, sondern sogleich dem ganz unvorbereiteten Horatio.“ Moncade sah bedrückt zu Boden. „Die Folge des Schreckens war der Zusammenbruch.“

„So ist das gekommen...!“

„Ich habe es nicht gewollt, Edward, glauben Sie mir.“

„Ja“, sagte Berwick in trübem Nachdenken, „ich glaube Ihnen gewiß. Derart bildet man sich ein, den Gang der Dinge zu leiten — und dann fährt das Schicksal wie ein böser Hund gerade aus der Ecke, woher man es am wenigsten vermutet hätte... ja, wie ein böser großer, schwarzer Hund...“

Moncade hielt ihm die Hand hin. „Werden Sie mir vergeihen, daß ich es nicht verhindern konnte, Edward?“

„Ich? — Ich wüßte nicht, was ich Ihnen oder anderen zu verzeihen habe!“ antwortete Berwick ruhig. „Ich habe gelernt, zu glauben, daß alles in der Welt so kommt, wie es kommen muß; bisweilen halten wir Menschen uns für Handelnde, zuletzt aber müssen wir doch einsehen, daß wir nur Werkzeuge waren — wessen Werkzeuge, Moncade? Nennen Sie es, wie Sie wollen, die Tatsache bleibt unverändert. Und nun führen Sie mich zu Elisabeth Berwicks Tochter!“

Drei Wochen später fuhr die große Reisekutsche des Generals Allendorf von Kornenburg her und über Floridsdorf gegen Wien, dessen Türme in den blauen Himmel glänzten.

Auf den Feldern lag noch Schnee, aber er war schon betupft mit frischen Mauswurfshaufen, und die Straße zog sich wie ein dunkelbraunes Band durch den kraftlos zerschmelzenden Winter. Aus der Nähe besehen war das dunkle Straßenband freilich eher ein Flußbett, in dem ein glucksendes, blasiges Gemenge von Schlamm und Schneeschlick, auf Löcher und Rinnen verteilt, unlieblich quabbelte und sich in die Speichen der hohen Räder hängte wie zäher Schokoladenteig. Obwohl die Pferde nicht anders als im Schritt gehen konnten, schwankte der Wagen hin und her wie die Arche Noah am schlimmsten Tage der Sintflut. Was in ihm war, machte in seiner Buntheit und seltsamen Ausstaffierung übrigens einen Eindruck, der von fernher ebenfalls an das berühmte Schiff erinnern mußte, ja selbst die Aussicht, daß die Arche plötzlich auf einer unvermutet auftauchenden Araratspitze sitzenblieb, war nicht von der Hand zu weisen.

Nichtsdestoweniger waren die zusammen- und auseinandergeworfenen Insassen in der besten Laune.

Allendorf selber, gestiefelt und in einem erbsgelben Reisemantel mit unzähligen Kragen, saß neben einem kleinen und bis an die Spitze rote Nase in ebenso unzählige bunte Wollschals gewickelten Wesen, das von seinem Gegenüber, einem ewig wachen und mit mäusenmäßiger Neugier umherblickenden Männchen, mit dem Namen Laura angeredet wurde. Der vierte war Ehrwürden der alte Herr Pastor Friederich Schulze, Stadtpfarrer von Baußen.

Um bei dem Gleichnis zu bleiben, so muß gesagt werden, daß die Lage, die vor dieser Reise nach Wien lagen, kaum weniger aufgeregt gewesen waren und ein kaum geringeres Durcheinander gebracht hatten als mutmaßlicherweise jene, die Noahs Abfahrt vorausgingen.

Eines Morgens nämlich hatte die Reisekutsche unversehens vor dem Hause des Stadtkantors August Fürchtgott Ziehle gehalten.

Heraus stieg Allendorf, Kaiserlicher General, Erzlenz und Graf von der sorgfältig gepuderten Perücke bis zu den Stiefelabsätzen — eine wahre Bombe für Baußen!

Er begab sich unverzüglich und von zahllosen augustfürchtgottischen Bücklingen geleitet in das Spitzenparadies der Ziehleschen Wohnung, wo Frau Laura, immer wieder zusammenknickend, ihn in den großen Lehnstuhl nötigte.

„Ich muß Sie, Herr Stadtkantor, um eine Unterredung bitten, von der das Glück einer ganzen Reihe von Menschen abhängt“, sagte Allendorf und eroberte mit diesem Einleitungssatze das Herz des annoch ahnungs-

losen Kantors, denn dieser hätte sich selbst in seinen kühnsten Träumen — und er pflegte sehr kühn zu träumen! — nicht einfallen lassen, daß ihn eine wirkliche Erzellenz mit „Sie“ und nicht mit „Er“ anredete.

„Zu dienen, Erzellenz Herr General —“, sagte August Fürchtegott.

„Sie haben eine Tochter Charlotte?“

Darauf kam ein ganz großes, bestürztes Schweigen, in das Laura plötzlich leise hineinschluchzte, während der Kantor sich traurig und ratlos räusperte.

„Ich hatte!“ antwortete Ziehle schließlich und steckte die zitternde Hand in den Busen des Schlafrocks, um sich Haltung zu verschaffen. Laura aber stieß einen erbarmungswürdigen Wehlaut aus, und eine Träne tropfte von ihrer Nasenspitze.

„Heule Sie nicht!“ sagte Allendorf. „Alles ist in bester Ordnung, zum Donnerwetter! Hier bring' ich einen Brief von Charlotte!“

Laura stürzte sich mit ausgestreckten Händen auf den Brief. „Lieber Gott im Himmel, sie lebt?“

Allendorf zog den Brief weg. „Allbernhelten! Weshalb soll das Kind denn nicht leben? Aber ich weiß nicht, ob der Brief wirklich für Sie bestimmt ist, denn seine Aufschrift lautet: ‚An meine geliebten Pflegeeltern!‘ Nun? Also? Was? Oder hab' ich mich doch im Hause geirrt?“

Laura sah ihren Mann an und wagte nicht, sich zu rühren.

In August Fürchtegotts Mienen aber erschien jener saure und hartnäckige Zug, den Allendorf eigentlich erwartet hatte.

Der General stand breitbeinig auf, stemmte die Arme



in die Seiten und blickte auf das bißchen Kantor herunter, das ganz still und geduckt war wie eine Maus, der man den Schwanz eingeklemmt hat.

„So!“ sagte er, langsam und sehr betont. „Dermaßen also sieht das Kerlchen aus, das meine Tochter Charlotte in die Welt gesetzt hat! Was es doch alles gibt, man sollt's nicht glauben! Ist Er größenwahnsinnig, Kantor? Will Er auf seine alten Tage ins Loch kommen und Kugeln schleifen, weil Er ein fremdes Kind für eigen ausgegeben hat?“

Das wirkte!

Denn plötzlich lag Laura auf den Knien, rang die Hände zu Allendorf empor und jammerte los: „Gnade, Erzellenz Herr General! Ich will auch alles gestehen, und —“

„Halt's Maul, Weib!“ schrie August Fürchtegott zitternd und wollte auf sie zu.

Aber Allendorf steckte den Arm zwischen die beiden,

hob mit dem andern die Kantorin auf und sagte begütigend: „So ist's recht, rede Sie nur!“

Laura, an die bewaffnete Macht geklammert, legte ihr Geständnis ab. „Ich war schuld daran! Weil ich ein Kind wollte und keins kriegte, und da starb die arme Frau, und was sollte mit dem hilflosen Wesen geschehen, und die Stadt war froh, daß sie es loshatte!“

„Also hat Sie das Kind nicht gestohlen?“ fragte Allendorf mit listiger Drohung.

„Gestohlen!“ rief Laura und schlug die Hände zusammen. „Für wen hält uns der Herr General! Ich dachte ein gutes Werk zu tun, und alles wurde schriftlich gemacht, wie sich's gehört!“

„Ich glaub's nicht!“ sagte Allendorf.

„Dort in der Kommode liegen die Papiere!“

Da ließ Seine Exzellenz sie los, tätschelte ihr derb die Wange und sagte lachend: „So ist's recht, Frau Stadtkantorin — und nun keine Feindschaft mehr. Ich bin der friedfertigste Mensch der Welt, und das vorhin war nichts als leerer Donner!“

Laura sah ihn aus furchtsamen Zweifeln heraus an.

„Mein Wort, Frau Kantorin! Sie sind ein vernünftiges Frauenzimmer, und Ihr Mann ist ein braver Kerl, und Sie haben meine Charlotte so gut erzogen, daß es mir eine rechte Herzensfreude ist, Ihnen zu danken!“

Und da schlug der General Graf Allendorf die Hacken zusammen, ergriff Lauras Hand und küßte sie, und das war so überwältigend nobel, daß die Kantorin rot wurde wie eine Pfingstrose und gar nicht wußte, wohin sie mit den Augen sollte.

„Jetzt“, sagte Allendorf und setzte sich wieder, „geben Sie mir die Papiere, und dann will ich Ihnen erzählen,

was geschehen ist, und daß Charlotte eine große und reiche Dame wird, und daß ich gekommen bin, Sie beide abzuholen. Wir reisen zusammen nach Wien."

Dem Stadtkantor August Fürchtegott Ziehle gab's einen Riß. Daß er sein Geheimnis, seine glorreiche Vaterschaft und seine Dickköpfigkeit fahren lassen mußte, war freilich bitter. Daß er aber eine solche Reise machen sollte, das wischte seinen ganzen Kummer aus und brachte sein sächsisches Gemüt in fieberhafte Erregung.

"Reisen?" fragte er und kam einen Schritt näher.
"Wahrhaftig nach Wien?"

"In Gottes Namen, ja, und später, wenn Sie wollen, auch nach England!"

Der Kantor bekam rote Bäckchen.

"Aber ich muß noch jemand mitnehmen, Charlotte wünscht es. Lebt der Pastor noch, der sie konfirmiert hat? Der soll sie auch trauen, und zwar bald!"

Nun war es an Laura, in Fieber zu geraten.

Während Allendorf die Papiere durchsah und sie vollzählig und in bester Ordnung fand, berichtete er, was sich seit Charlottes Flucht zugetragen hatte.

Er war noch nicht eben weit gekommen, als August Fürchtegott, von diesen unerhörten Geschehnissen fast betäubt, ans Pfeifenbrett ging und zwei Rauchrohre herunternahm, wobei er nicht einmal bemerkte, daß die österreichische Erzellenz den Kopf mit dem Großen Friedrich bekam, während er selber August den Starcken mit Dreikönigskanaster vollstopfte. Als bald fing er gewaltig zu rauchen an, vergaß auch die letzte Spur seines Kummers und — pass, pass! — ließ hinter seinen Wolken hervor sogar schon wieder die erstaunlichsten Blitze in das Gespräch hineinleuchten.

Während der folgenden zwei Tage und bevor man an Bord der Arche ging, brachte Laura ein unsägliches Durcheinander in ihrem sonst so musterhaften Haushalt zustande, indem sie nicht weniger als alles für die Reise einzupacken versuchte, einschließlich sämtlicher Spitzen, und der General, zusammen mit dem Kantor, hatte seine liebe Not, Wien vor einer Spizensintflut zu bewahren.

Endlich aber fuhr die Kutsche davon, und Baugen sank unter den Horizont.

Am schönsten Vorfrühlingsmorgen, den Gott je hatte über Wien strahlen lassen, trat Edward Berwick in das Zimmer, das er Moncade in seinem Haus eingeräumt hatte, und fand den Freund bei jener Beschäftigung, die alle Männer höchst einsilbig und knurrig werden läßt, nämlich beim Rasieren.

„Noch nicht fertig?“

„Nö —!“

„Es ist zehn Uhr!“

Moncade setzte für einen Augenblick das Messer ab und sagte über die Schulter: „Hab' ich so viele Jahre gewartet, so wird's auf eine Viertelstunde auch nicht ankommen!“ Dann schabte er behutsam weiter.

„Ich beneide Sie!“

Moncade gab einen Laut von sich, der andeutete, daß er nicht weiter zu antworten beabsichtige.

Edward setzte sich auf den Bettrand. „Wirklich, das tue ich. Sie werden heute die scharmanteste junge Frau bekommen, die man sich denken kann — eine Frau übrigens, die Ihnen alles verdankt und Sie zärtlich liebt! Sie werden mit ihr nach Hallisfield Hall reisen und dort das behagliche Dasein eines englischen Landedelman-

nes führen, eine Stube voll Kinder haben, sonntags im Patronatsstuhl der Dorfkirche sitzen und zu Weihnachten Truthahn und Plumpudding essen und von den Abenteuern erzählen, die Sie unter den Fahnen Friedrichs und bei den Indianern erlebt haben. Sie können sich in dem Bewußtsein sonnen, daß Sie es waren, der die Familie Berwick endlich auf einen grünen Zweig gebracht hat. Ihre Lage ist so günstig wie möglich; denn in jeder Familie, die aufsteigen will, muß zunächst einmal einer sein, der mit der nötigen Rücksichtslosigkeit die Mittel herbeischafft, die man zum Aufstieg braucht — nun, dieser Mann war da, und seine Nachfolger können sich leisten, was er noch nicht konnte: Gentlemen zu sein! Ist der Beweis gelungen, daß Sie ein beneidenswerter Mensch sind?“

„Hm, und weshalb reden Sie nicht von sich, Edward? Können Sie nicht, wenn Sie nur wollen, in der gleichen Lage sein?“

„Nein.“

„Und weshalb nicht?“

„Weil ich Hallifield Hall nie wiedersehen werde.“

„Unsinn!“

„Es kommt darauf an, wie man die Welt empfindet“, sagte Berwick nachdenklich. „Ich empfinde sie so, als ob für mich nirgends Platz und als ob ich durchaus überzählig wäre.“

„Das liegt an Ihnen. Schaffen Sie sich einen Platz, Sie ganz allein für sich ganz allein — und Sie werden selbst im bescheidensten Winkel die Macht eines Fürsten haben. Das ist das Geheimnis, glücklich zu sein!“

„Aber ich will nicht allein sein, obwohl ich's immer bin.“

„So fahren Sie mit nach Hallisfield Hall und —“

„Ich fahre zurück nach Italien.“

„Das wollte ich hören!“ sagte Moncade und wuschte sich die Seife aus dem Gesicht. „Immer noch der alte Eigensinn?“

„Ich nenne es Liebe.“

„Die beiden haben manches miteinander gemein.“

„Kennen Sie den süßen und schmerzlichen Zauber, in einer Welt zu leben, die es eigentlich gar nicht gibt? Das Theater! Die Kunst! Dieses Atmen im Beifall der Menge, der gegenstandslos wird in dem Augenblick, in dem er verstummt! Cecilie ist die gefeiertste Sängerin Italiens — wissen Sie, was das heißt, Moncade?“

„Und Marianne?“

„Marianne . . .!“ sagte Edward und senkte den Kopf.

„Ach, ich weiß nicht, ob sie noch dieser Erde gehört. Für mich ist sie fast nichts mehr als ein himmlischer, ungreiflicher, unfaßbarer Klang, sanfter Abglanz einer Sehnsucht, in einer viel zu zarten Ferne, als daß man ihr jemals näherkommen könnte. Und mein Dasein, Moncade, vollends in Italien — umgeben von Jahrtausenden, die fast unverwelkt aufeinandergeschichtet sind! Da wird einem das Gegenwärtige durchsichtig und unfest, und selbst die ewige Frage nach dem Sinn des Lebens verstummt. Wen aber diese Frage nicht mehr plagt — ist der nicht wahrhaft glücklich zu nennen?“

„Ich bin kein Philosoph wie Sie“, antwortete Moncade, „ich hatte immer zuviel zu tun. Das mag in Ihren Augen ein Fehler sein, jedenfalls aber habe ich dabei gelernt, daß es keine noch so blaue Ferne gibt, die man nicht erreichen kann — nur hoffnungslos werden darf man nicht. Indessen, ich weiß, mir fehlt das Talent zum

Predigen, und überdies habe ich gerade heute mehr zu tun. Nur noch eine Frage: Sie wollen ernstlich nach Italien zurück?"

„So bald wie möglich.“

„Sie erzählten nur von Cecilie . . .“

„Marianne“, sagte Berwick trübe, „spielt nicht mehr.“

„Nicht?“

„Sie ist zu krank, oder wie Sie es nennen wollen. Dieses himmlische Instrument, das bei allen Menschen soviel Entzückung und Tränen bewirkte, muß von einem bösen Dämon erfunden sein. Es hat ihre Nerven zerrüttet, sie gleicht selber einem unsäglich feinen Glase, das im Hauche des leisesten Windes zerspringen kann und das schon erschauert, wenn nur der Schatten eines Wölkchens darüber hingehet.“

Moncade schwieg. Was sollte er auch darauf sagen?

Eine Stunde später bewegte sich ein kleiner und sonderbarer, aber sehr feierlicher Zug von Allendorfs Schloßchen durch den Park zu dem Freundschaftstempel hinauf, wo der General seine Tochter zum erstenmal gesehen hatte.

Es waren acht Menschen. Voraus ging der alte Hawkins, in strenges Schwarz gekleidet, aber mit einem blüthenartigen Spitzenjabot und schön gekräuselten Manschetten. Dann kam das Brautpaar — Moncade im scharlachroten Rock eines englischen Hauptmanns, weißen Hosen und glanzschwarzen Stulpenstiefeln, Charlotte in einem weißen, mit zahllosen Falbeln gezierten Galakleid, dessen Reifrock es ganz unmöglich machte, daß Moncade ihr den Arm gab, sondern sie mußten sich bei den ausgestreckten Händen halten, als schritten sie zu einem Menuett.

Dann folgte der General in seiner schönen weißgoldenen Uniform, ein breites rotes Ordensband über der Brust, und er führte ein unscheinbares dunkles Etwas, das vor dieser märchenhaften Wandlung Laura geheißten hatte und später vielleicht einmal wieder so heißen würde.

An vierter Stelle ging August Fürchtegott, der seine Gestalt durch ein herrliches Gewand aus grünem Samt zu heben hoffte — was ihm vermutlich auch gelungen wäre, wenn seine Dame ein wenig kleiner gewesen wäre. Denn du lieber Himmel, wie schön und prächtig war Marjorie! Man hatte ihr ein rotes Atlaskleid verehrt, das über und über mit gelbsamtenen Rosen benäht war; ihr Haar war kunstvoll hochfrisirt und gepudert, und sie trug endlos lange weiße Handschuhe, dazu einen Straußfederfächer in der Rechten, während in ihrer linken Armbeuge, ein wenig hüpfend und zappelnd, August Fürchtegott hing und gelegentlich zu ihrem strengen und feierlichen Gesicht emporblinzelte.

Als letzter, einsam und immer fremd, ging Edward Berwick.

Ja, es war wirklich ein schöner Zug, der sich durch den sanften Frühlingspark zum Tempelchen hinaufbewegte, in dessen offenem Säulenrund ein hoher, ganz verguldeter Altar errichtet war und wo der ehrwürdige Pastor Friedereich Schulze das Brautpaar erwartete.

Obwohl ihm Allendorf schon tags zuvor einen Wink gegeben hatte, daß ein feierlicher Augenblick nicht breitgetreten werden dürfe, ließ der ehrwürdige Friedereich seine Rede bei Charlottes Geburt anfangen und näherte sich mit ziemlich langsamen Schritten der Gegenwart. Endlich aber erreichte er sie doch, und als er die schicksalschwere Frage an das Brautpaar stellte, geschah es zum

ersten und zugleich zum letzten Male, daß jemand den Namen Charlotte Berwick aussprach, denn wenige Sekunden später gab es nur noch eine Charlotte von Moncade.

Jedermann erwartete, daß nun etwa der General auf die beiden zutreten und sie beglückwünschen würde.

Aber Allendorf rührte sich nicht — und in diesem Augenblick begann hinter dem Altar ein himmlisches Wunder.

Die herrlichste Frauenstimme, die es je gegeben, eine vox celesta von überirdischer Reinheit, setzte mit Händels großer Arie der Almirene ein — die ein Jahrhundert später als „Largo“ weltberühmt wurde —, und die Harmonien der Begleitung, ein geister schönes Klingen des seltsamsten Instrumentes der Welt, schwebten um den feierlichen dunkelgoldenen Glanz der Melodie wie eine Schar von Engeln.

Während alle, regungslos gefesselt von dem Zauber, dastanden, lehnte sich Edward Berwick an eine der Säulen.

Marianne!

Sie war gekommen? Spielte?

Noch einmal legte sie ihre Hände auf das tönende, wunderbare, schreckliche Glas?

Für wen?

Vor Edwards Augen teilte sich's wie ein Schleier — was er nicht geahnt hatte, wurde ihm jetzt offenbar, und er wußte: heute und nie wieder klang das Spiel Mariannes.

Schon vor Abend reiste Cecillie wieder nach Italien: Allendorfs Bitte, nach Wien zu kommen, hatte die

Schwestern so spät erreicht, daß Cecilie ihre Verpflichtungen nur um wenige Tage hinauschieben können.

Aber Marianne blieb — der General mußte sie freilich fast zwingen — als Gast im Schloßchen, um sich von den Anstrengungen der Herfahrt zu erholen.

„Nun“, sagte Moncade, als sie sich an Cecilies Wagen verabschiedeten, „viel Platz, Berwick... und ich dachte, Sie wollten so bald wie möglich nach Neapel zurück?“

„Hier ist Neapel“, antwortete Edward, „und hier, Freund, denke ich, beginnt heute das Ende meiner Geschichte!“

„Lassen Sie lieber eine neue anfangen!“ erwiderte Moncade, obgleich ihm bei diesen Worten nicht ganz aufrichtig ums Herz war. Viel Unausgesprochenes, das spürte er, stand zwischen ihnen, und es würde nun wohl auch niemals ausgesprochen werden... denn es gibt Dinge, die jedes Wort verfälscht. Eines aber bedrückte ihn doch, und als der Wagen in das kühle Licht des Sonnenunterganges hinausgerollt war, ging Moncade mit Berwick auf der obersten Terrasse hin und her.

„Ich habe nichts von Allendorfs Einfall gewußt, die Schwestern hierherkommen zu lassen...“, sagte er.

„Niemand hat es gewußt“, antwortete Edward, „er ist sehr stolz auf seine Idee.“

„Und vielleicht hat er damit etwas getan, was für viele gut ist.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Wollen wir... wollen wir Marianne besuchen?“

Berwick zögerte. „Sie ruht, glaube ich...“

„Wir werden sie kaum stören — und vielleicht erwartet sie uns?“

„Nicht?“ fragte Edward.

„Kommen Sie nur!“

Marianne saß in der Dämmerung ihres Zimmers und hatte den Sonnenuntergang gesehen. Das matte Leuchten und das Verstummen des Himmels war noch auf allem, aber das erste, was Moncade sah, als er über die Schwelle trat, war der Papagei, dessen Käfig am Fenster stand. Sie konnte sich so wenig von ihm wie von ihrem Schicksal trennen, und Moncade mußte den jähen Wunsch unterdrücken, den er schon einmal gehabt hatte, nämlich dem Vogel den Hals umzudrehen.

„Eben sing ich an, einsam zu werden“, sagte Marianne heiter, „und ich dachte, wie hübsch es wäre, wenn mich jemand besuchte.“

„Wir waren in Sorge um Ihr Befinden“, sagte Moncade.

„Durchaus ohne Ursache, denn es geht mir gut.“

Er suchte nach einem Anfang. „Nie hab' ich mich herzlicher gefreut als heute, da ich erfuhr, daß Sie bei uns bleiben, Marianne. Für lange Zeit, nicht wahr — für immer?“

Sie lachte leise. „Da Sie selber in den nächsten Tagen Wien verlassen —“

„Es ist notwendig, daß wir nach England gehen, ja, denn Hallisfield Hall wartet auf Elisabeth Berwicks Tochter.“

„Und daraus folgt —“

„Nichts — — außer etwa, daß Sie und Edward uns begleiten!“

Marianne schwieg sehr überrascht, so unerwartet und neu war ihr dieser Gedanke.

Auch Edward sah verblüfft auf. „Sie sind ein wun-

derlicher, doppelter Mensch, Moncade!“ sagte er.
„Wenn es not tut, gehen Sie die längsten und verwickeltesten Umwege —“

„Aber ich liebe sie nicht!“

„— und dann wieder prallen Sie auf Ihr Ziel zu wie eine Kugel!“

„Die Mittel richten sich nach dem Ziel, Edward. Nur eines kann ich nicht: unbewegt bleiben, wo ich handeln sollte. Der Mensch lebt nicht lange genug, um immer nur warten zu können. Wissen Sie, Marianne, wie weich und sanft blau jetzt die Luft in der Landschaft von Essex ist? Denken Sie an die Tage, da Sie noch ein Kind waren und mit sehnsüchtigen Augen vom Rande der Stadt über die Wiesen hinausblickten, auf deren schimmernder Ferne die braunen Pferde mit schön hingebogenen Hälsen weideten; Schafferden ziehen, in den Hecken zwischern die Vögel, kleine Bäche schlängeln sich in heiterer Ruhe unter dem Hellgrün der Erlen, und ein milder Ostwind bringt den Salzdust des Meeres und läßt Blüten ins Gras schneien. Dies alles, Marianne, war einmal Ihre Sehnsucht, und da sie sich nie eigentlich erfüllt hat, ist sie es heute noch — nur liegt sie tief versunken und schläft und wagt nicht einmal mehr zu träumen. Aber es wird Ostern, und weshalb sollte nicht auch Ihre Sehnsucht auferstehen?“

„Ach, Moncade . . .“

„Sie werden freilich nicht mehr vom schmutzigen Rande Londons hinausblicken, ein allzu früh besorgtes, um seine Kindheit bestohlenes Kind. Hallifield Hall mit seinen alten Mauern und seinem stillen Park erwartet seinen Herrn Edward Berwick. Zwischen damals und heute liegt eine Zeit, in der Sie, Marianne, der Welt

alles gegeben haben, was Sie geben konnten — nun will die Welt Ihnen geben, was sie Ihnen dereinst schuldig blieb! Ruhm, Anbetung, Beifall, Tränen der empfindsamen Seele? Ach, Sie haben genug davon — aber eines hatten Sie nie: Ruhe und Frieden. Reisen Sie mit uns, Marianne! Ich habe Sie, denk' ich, schon einmal vor dem großen Untier gerettet, das man Öffentlichkeit nennt, und damals begann Ihr unvergleichlicher Weg. Ich sehe schon, daß ich mich zum zweitenmal zwischen Sie und das Untier werfen muß, damit sich dieser



wunderbare Weg dem Frieden zuneigt. Es gibt für den Menschen nur einen Weg, der wert ist, daß wir auf ihm wandern — er führt zu uns selber.“

„Marianne!“ sagte Edward und nahm ihre Hand.

Moncade trat ans Fenster.

Die letzte Ahnung des Tages verlosch an den Türmen Wiens, und am Himmel blühten die Sterne auf der sanften Wiese des Friedens.

Viele Jahre später —

Viele Jahre später wohnten zwei alte Damen im Haus Nummer 58 der Great Portland Street in London, nahe dem Eingang zu Regents Park.

Great Portland Street gehörte zu jenen Straßen, an denen das Leben immer dicht vorbeibrauste, ohne sie doch selber zu berühren. Denn es geht bisweilen so, daß das Nächstliegende vergessen wird, nicht nur im Bilde einer Stadt, sondern auch in der Weltgeschichte.

Und wie hatte die Weltgeschichte gebraust — und an wie vielem war sie vorübergeströmt, wie vieles hatte sie vergessen!

In Frankreich war das Königtum von der Revolution zerschlagen worden, und Maria Theresias Tochter ging den Weg zur Guillotine. Aus dem gleichen Chaos des Umsturzes schmolz der Dämon heraus, der das Preußen Friedrichs in Trümmer schlug und eine neue Welt zu befestigen schien. Aber der ungeheure Strom brauste weiter, riß auch den Dämon hinab und riß Preußen aufs neue empor, und London hatte dem alten Blücher zugejubelt, der durch die Straßen der Stadt fuhr, zusammen mit Wellington der Befreier Europas, und einen ausgestopften Handschuh aus dem Wagen hängen ließ, da-

mit das begeisterte Volk ihm seinen richtigen Arm nicht abriß. Denn das Volk muß immer etwas haben, worauf seine Begeisterung sich stürzen kann.

Great Portland Street hatte von alledem nichts gesehen und kaum etwas verspürt. In dem alten Hause wohnten die alten Damen, niemand kannte sie, niemals gingen sie aus.

Sie waren wohl sehr arm, denn die Königliche Gesellschaft für Musik pflegte die Miete zu bezahlen, und daraus hätte sich wohl schließen lassen, daß sie irgendwann einmal etwas mit Musik zu tun gehabt hatten — aber es gab niemand, den das interessierte.

Es kam auch niemand zu ihnen, ausgenommen ein ebenso alter und ebenso fremder Herr, der, mit äußerster Sorgfalt gekleidet, manchmal um die Teestunde vorsichtig und auf seinen Stock gestützt durch den Straßenschmutz stelzte, am Messinggriff der Hausglocke zog und seinen Hut immer schon abnahm, wenn er drinnen die Holztreppe leise knarren hörte. Es war ein sehr vornehmer alter Herr, aber wie gesagt, er kam nicht oft, denn es hieß, die eine der Hausbewohnerinnen sei leidend und könne nur selten Besuche empfangen.

„Nun, wie geht es heute?“ pflegte er mit gedämpfter Stimme zu fragen, indem er die Schwelle überschritt, und die alte Dame, die ihm geöffnet hatte, antwortete darauf: „Ich danke Ihnen, man ist zufrieden.“

Und während sie langsam die Treppe hinaufgingen, sagte er kopfschüttelnd: „Wenn Sie mir doch endlich erlauben wollten —“

Und die alte Dame erwiderte ebenso kopfschüttelnd: „Wenn Sie doch endlich damit aufhören wollten, Edward! Wir brauchen wirklich nichts, ich danke Ihnen.“

Eines Tages aber, man schrieb das Jahr 1820, unterblieb seine Frage auf der Schwelle, denn er sah, daß Cecillie Davies geweint hatte.

Er sagte nichts, sondern folgte ihr die Treppe hinauf, blieb im Flur wie gewöhnlich stehen, stellte seinen Kasten unter den Spiegel und zupfte sich die hohe weiße Halsbinde zurecht.

Dann trat er in die Stube.

Es war recht dunkel darin, denn Great Portland Street war schmal, und es wurde noch dunkler, weil auf dem Fensterbrett ein Käfig mit einem Papagei stand, der vor Alter die Hälfte seiner Federn verloren hatte.

„Sind Sie es, Edward?“ fragte eine leise Stimme, die klang, als ob sie aus weiter Ferne käme.

„Ja, Marianne.“

„Ich habe auf Sie gewartet. Wie geht es Ihnen?“

„Danke.“

„Und Charlotte und Moncade?“

„Ihre beiden Enkelkinder sind zu Besuch in Hallifield Hall, fast wäre ich dort aufgehalten worden.“

„Sie werden diesmal früher als sonst zurückkehren können, Edward.“

„Ich habe keine Gile, Marianne.“

„Aber ich, Edward!“

Er beugte sich über sie. Ihre Augen blieben geschlossen.

„Ich habe auf Sie gewartet. Es war nicht leicht. Aber ich träume in dieser Zeit so wundervoll . . . immer träume ich, und . . . ach, wenn ich jemals so hätte spielen können, wie ich es jetzt höre!“

Edward sah zu Cecillie auf, die neben ihm stand, und sie nickte ihm leise und bedeutungsvoll zu.

„Cecillie soll nicht allein bleiben“, sagte Marianne,

„Sie soll mit Ihnen nach Hallisfield Hall gehen — denn dort ist der Frühling, den wir als Kinder sahen, vom Rande der Stadt aus. Es ist doch Frühling, Edward?“

„Ja, Marianne —“

Da kam der einzige Sonnenstrahl, den dieser Raum kannte, durchs Fenster. Immer um diese Jahreszeit, wenn der Tag sich neigte, fand ein sanftes Leuchten den Weg zwischen zwei Nachbarhäusern hindurch und trat leicht und leise wie das Lächeln eines Engels in die kleine Stube.

Und wie das Lächeln eines Engels blieb er auf Mariannes Gesicht, das unter dem Schimmer dieses überirdischen Grusses wunderbar hell und jung wurde, saltelos und jung wie vor vielen, vielen Jahren, und nun war es nicht mehr das Lächeln des Engels, sondern ihr eigenes, das sie über Zeit und Schicksal noch einmal fand, ehe die Sonne sank.

Denn der Frühling ist ewig.

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT

BERLIN SW 63

Dieses Werk ist
eine Veröffentlichung der
Deutschen Buch = Gemeinschaft

Die schönen Halblederbände
der Deutschen Buch = Gemeinschaft und ihre Zeitschrift
»Die Lese-Stunde« sind über die ganze Welt verbreitet.

Jedem Bücherfreund im In- und Ausland wird
durch den Beitritt zur Deutschen Buch = Gemeinschaft
Gelegenheit gegeben, sich gegen eine bescheidene Aus-
gabe eine eigene wertvolle Hausbibliothek zu schaffen.

Ausführliche Werbeschrift und das Verzeichnis der reich-
haltigen Bücher = Auswahlreihe auf Wunsch kostenlos!

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT

BERLIN SW 68

